Biogr. 1251-2

1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36609223490015

<36609223490015

Bayer. Staatsbibliothek

7

<36607375840018

<36607375840018

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 1251-2

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsgeschichte

deſſelben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BA

Laßt uns der Natur, aber — mit zarter Hand! nachhelfen!

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsgeſchichte deſſelben;

ein Buch

für

Eltern und Erziehende.

Herausgegeben

von

deſſen Vater,

dem

Prediger, Dr. Karl Witte.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Opinionum commenta delet dies; naturae judicia confirmat.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes.

Erſter Abſchnitt. Welche Mittel wandten wir (meine Frau und ich) für das Wohl unſrer Kinder an, vor deren Geburt?
Zweiter Abſ. Karl bekam nie Kinderkrankheiten.
Dritter Abſ. Die Hebamme ſchadete dem Kinde ſehr.
Vierter Abſ. Reinliche Behandlung des Kindes.
Fünfter Abſ. Karls Wartung und Bekleidung.
Sechster Abſ. Karls Spielzeug.
Siebenter Abſ. Müſſen Kinder viel mit andern Kindern ſpielen?
Achter Ab. Iſt es wahr, daß Kinder ſich dumm ſchlafen?
Neunter Abſ. Karls Ernährungsweiſe.
Zehnter Abſ. Was thaten wir für Karls Sittlichkeit?
Elfter Abſ. Ein anſteckender Ausſchlag.
Zwölfter Abſ Zwei Zöglinge in meinem Hauſe.
Dreizehnter Abſ. Unterrichtende Spiele.
Vierzehnter Abſ Strenge Scheidung des Spielens und Arbeitens.

Funfzehnter Abſ. Von den Belohnungen.
Sechzehnter Abſ. Unterricht iu den fremden Sprachen.
Siebzehnter Abſ. Vom Griechiſchſchreiben.
Achtzehnter Abſ. Wiſſenſchaftlicher Unterricht.
Neunzehnter Abſ. Geſchmacksbildung.
Zwanzigſter Abſ. Vom Auswendiglernen.
Einundzwanzigſter Abſ. Geſchenke, welche Karl erhielt.
Zweiundzwanzigſter Abſ. Körperliche Gefahren meines Sohnes.
Dreiundzwanzigſter Abſ. Karl entwächſt dem Unterrichte eines Einzigen.
Vierundzwanzigſter Abſ. Reiſe nach Kaſſel.
Fünfundzwanzigſter Abſ. Aufenthalt in Heidelberg
Sechsundzwanzigſter Abſ. Unſer Aufenthalt in Berlin.

Veränderungen und Druckfehler im zweiten Bande.

Seite.	Zeile.	
1	13	„und“ fällt weg.
2	4	von unten „erwerben“ fällt weg.
5	10	ſtatt „meinem Wunſche“ l. „meiner Neigung.“
—	7	v. u. ſtatt „meine“ l. „meiner.“
—	6	v. u. „auch“ fällt weg.
8	1	hinter „Ehre“ fehlt „mein.“
15	16	ſtatt „ihm“ l. „ihrem B.r.“
16	10	„einmal“ fällt weg.
17	16	ſtatt „denvolle“ l. devolle.“
27	10	ſtatt „keinen“ l. „keinem.“
38	8	ſtatt „ihn dem“ l. „ihm den.“
42	8	hinter „Art“ fehlt „es.“
43	8	ſtatt „drei“ l. „neun.“
52	4	und 3 v. u. ſtatt „Das bemerkte er“ l. „Er bemerkte es.“
61	5	v. u. hinter „rothe“ fehlt „violette.“
77	7	v. u. l. „Gartenumzäunungen.“
79	14	„ſelten“ fällt weg.
93	9	hinter „te“ fehlt „oder.“
107	4	„wenigſtens“ fällt weg.
113	4	ſtatt des zweiten „viel“ l. „ſehr.“
167	5	„ſo“ fällt weg.
—	7	das erſte „ſo“ fällt weg.
170	1	v. u. vor „dabei“ fehlt „und.“
206	6	v. u. hinter „nicht“ fehlt „mehr.“

222	10	ſtatt „immer" l. „ſtets."
226	9	hinter „aber" fehlt „zunächſt."
238	14	vor „darauf" fehlt „ihn."
247	1	v. u. ſtatt „dem l. „den."
353	11	das „s" in „Knabens" fällt weg.
440	5	hinter „Pfaff" fehlt ein Fragezeichen.
449	2	v. u. ſtatt „celebrartur" l. „celebraretur."
463	7	v. u. ſtatt „ſein" l. „ſeines."
464	12	ſtatt „gelingende" l. gelingenden."
472	9	ſtatt „an" l. „ab."
480	10	v. u. das erſte „m" in „Meinem" mus klein ſein, und vor demſelben ein ; ſtehen.
481	8	u. 7 v. u. „ſehr viele Monate nachher" fällt weg.
484	2	v. u. ſtatt „verſtockterweiſe" l. „verſteckterweiſe."
488	6	hinter „könne" fehlt „auch."
491	12	„(und ihrer Oberen)" fällt weg.
492	4	v. u. das erſte „hat" fällt weg.
500	2	ſtatt „nächſte" l. „nächſten."
501	5	hinter „dem" fehlt „Herrn."
501	10	v. u. ſtatt „S" l. „Herrn von Savigny."
513	5	u. 6. v. u. „gegen m. S." l. gegen meinen Sohn?)"
516	9	v. u. Vor „Ich" mus ein Punkt ſtehen.
548	9	hinter „litåt" fehlt „des Hr Witte"
552	8	u. 9 ſtatt „J. S." l. „Ihr Sohn."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erſter Abſchnitt.

Welche Mittel wandten wir (meine Frau und ich) für das Wohl unſrer Kinder an, vor deren Geburt?

Man ſieht, ich komme jetzt zu dem mir von Herrn Merkel und ſeinem Vorgänger angedichteten Arcano. Möchten beide Neigung haben, die Vorſchriften deſſelben zu befolgen.

Schon in meinen Jünglingsjahren, mehr aber noch als Mann, dachte ich darauf, dereinſt Kinder mein zu nennen, die in Betreff des Körpers, Geiſtes, Herzens und ihrer Kenntniſſe und Fertigkeiten vorzüglich ſeien. Ich hielt mich deshalb von manchen zweideutigen oder gefährlichen Vergnügungen zurück, welche meine Freunde und Bekannte ſich ohne alles Bedenken erlaubten. Auch ſuchte ich mich, ſo viel ich konnte, (mit Maße!) abzuhärten; und ſtudirte den größten Theil der Medizin, um — zu wiſſen,

oder doch zu ahnen *), was mir wahrhaft nützlich, und was mir ſchädlich ſein mögte. Täglich befreite ich mich mehr von Bedürfniſſen, ſo daß ich zuletzt mit Recht ſagen konnte, „außer dem was zur Exiſtenz eines Menſchen in unſern Gegenden unentbehrlich iſt, bedarf und verlange ich nichts. Dieſe Art zu leben machte mich wirklich geſünder, unabhängiger, heiterer, ſorgenloſer und zufriedener; nebenher aber auch bei vielen Menſchen beliebt. Ich konnte folglich das Wenige, was ich mir wünſchte, durch mich ſelbſt, oder durch Andre, leicht erreichen.

Für meinen Geiſt erlaubte ich mir indeß merklich mehr Genüſſe. Feiner Umgang, gewählte Bücher, viele und große Reiſen, das öftere Anſchauen alles deſſen, was die ſchönen Künſte uns darbieten, dies gehörte ſämmtlich für mich ſchon früh zu den nothwendigen Bedürfniſſen.

---

*) Viel mehr können, ſelbſt die geſchickteren Aerzte meiſtens auch nicht erwerben, außer, wenn ein anſteckender Stoff in den Körper gekommen iſt, oder eine gewaltſame Einwirkung von außen Schaden verurſacht hat.

Meine Kenntniſſe ſuchte ich raſtlos zu vermehren. Diejenigen Tage hielt ich grade-zu für verloren, an welchen ich nicht ernſtlich dafür geſorgt hatte, mich in dieſem oder jenem Wiſſenswürdigen zu belehren.

Ich begriff im voraus, daß ich auf dem Lande, (wo ich doch von jeher wohnen wollte,) keine Hülfe bei der Erziehung und Ausbildung meiner Kinder haben würde, und ſtrebte alſo dahin, ihnen nach Möglichkeit Alles ſein zu können. Deshalb lernte ich, ſo viel ich es vermochte, alles Wiſſenswürdige, ſo weit ich Gelegenheit dazu fand, und lachte, wenn man ſagte: Das brauchen Sie ja, als Landprediger, bei weitem nicht.

Als ich mich dann nach einer Lebensge-fährtinn umſah, war es eins meiner Haupt-augenmerke, daß dieſelbe ſich wohl! dazu eig-nen möge, Mithelferin bei der Ausführung meines Lieblingsentwurfes zu werden.

Geſund ſollte ſie vor allen Dingen ſein; nicht grade ſchön, aber doch angenehm, beſonders fehlerlos gebaut, mit regelmäßi-gen Geſichtszügen. Nicht leicht hätte ich mich entſchließen können, ein Mädchen mit einem

ſehr unregelmäßigen, oder gar ganz gemeinen Geſichte zu heirathen, auch wenn ſie ſonſt viele mir gefallende Eigenſchaften gehabt hätte. — Ihr Herz ſollte rein und unverdorben, vor allem aber einfach und fromm geſinnt ſein. Ihr Geiſt zwar nicht unangebaut, aber — nichts weniger als gelehrt gebildet. Ihre Kenntniſſe und Fertigkeiten ſollten (ſo wünſchte ich es) den Kreis der Weiblichkeit umfaſſen. Z. B. Nähen, Stopfen, Stricken, Spinnen, Sticken, Kochen, Backen, Braten, Waſchen, Plätten, und eine Menge ähnlicher weiblicher Künſte u. ſ. w. Nach dieſem allen dann auch wohl Zeichnen (zu ihrem Gebrauche) und — ein wenig Singen.

Uebrigens möchte ſie vornehm oder gering, aus einer großen Stadt, oder vom Dorfe ſein. Doch wünſchte ich ſie mir lieber vom Lande und aus dem Mittelſtande. Durchaus aber ſollte ſie kein Vermögen beſitzen, und durch mich glücklich gemacht werden. Manche Gelegenheiten, eine ſogenannte reiche Heirath zu treffen, ließ ich unbenutzt, um durchaus freie Hand in meiner

häuslichen Einrichtung und Kinderzucht zu behalten.

Freilich fand ich bei meiner nachherigen Gattinn nicht alles, was ich ſuchte, aber doch — ſo weit ich urtheilen konnte — die Haupterforderniſſe und — ſie war ſehr jung; ich hoffte alſo, ſie nach meinen Wünſchen bilden zu können.

Früh ſchon machte ich die junge Frau mit meinem Wunſche, vorzüglich liebenswürdige Kinder mein nennen zu dürfen, bekannt, und ermunterte ſie, auch von ihrer Seite, alles zu thun, was dieſen Zweck befördern, und alles zu vermeiden, was ihn verhindern könnte.

Um ihr das Ideal, wie ich ſie ſelbſt mir wünſchte, lebendig vor Augen zu ſtellen, ſchenkte ich ihr, ſchon als meine Braut, Voſſens Luiſe, und nannte ſie auch nach dieſem freundlichen Namen.

Schon im erſten Jahre wurde uns ein Sohn geboren, den wir: Karl nannten. Er war offenbar eine idealiſirte Kopie ſeines Vaters und ſeiner Mutter zugleich.

Der Anfang unſeres Eheſtandes fiel aber freilich auch in eine Zeit, in welcher wir Eltern beide vollkommen geſund waren, und ganz ohne Kummer, in Heiterkeit und Freude lebten. Da wir noch keine Kinder, keine Hauswirthſchaft, keine laſtenden Geſchäfte, und beſonders — keine Noth hatten, ſo gingen und fuhren wir, ſo weit es mein Amt erlaubte, umher; beſahen die Annehmlichkeiten und Merkwürdigkeiten unſrer Gegend, genoſſen den Umgang mit fröhlichen Menſchen, und ſorgten dadurch — ohne ängſtlich darüber zu ſinnen! — am zweckmäßigſten für das entſtehende Weſen.

Zwar bekam ich, noch in demſelben Jahre, große, ja quälende, Sorgen; aber ich verhehlte ſie meiner jungen Frau möglichſt. Der Noth, in welcher ich durch die heilloſeſte Betrügerei gerathen ſollte, und gewiſſermaßen gerathen mußte, beugte ich durch Sparſamkeit ſo glücklich vor, daß die werdende Mutter nie etwas davon empfunden hat. Für ſie war immer alles da, was ſie verſtändiger Weiſe! nöthig hatte. Und — mehr verlangte ſie nicht.

Doch hatte ſie, grade zu der Zeit, als ich das mir bevorſtehende ſchreckliche Unglück zu ahnen anfing, einen Wunſch, welcher freilich ſehr koſtſpielig war; indeß ich gewährte ihn, weil ich ihn natürlich fand, und weil er mir zu ihrer Ausbildung, zur Stärkung ihrer Geſundheit, folglich auch zur Vervollkommnung des Weſens, das ſie ſchon unter ihrem Herzen trug, beförderlich ſchien.

Sie wollte nämlich als meine Gattinn ihre ſämmtlichen nahen Verwandten wiederſehen und die meinigen kennen lernen.

Wir mußten zu dem Ende von Lochau über Deſſau (und Wörlitz) nach Berlin, der Priegnitz, dem Meklenburgiſchen bis Roſtock und Dobberan, nach dem Lüneburgiſchen, durch die ganze Altmark und dann nach Magdeburg, Berenburg und Halle reiſen, folglich war die dazu erforderliche Ausgabe ſehr groß für mich. Da ſie mir aber zweckmäßig ſchien, und Luiſen meine innige Liebe bewies, ſo übernahm ich ſie mit Freuden. Ich kaufte einen bequemen Wagen, nahm Poſtpferde und reiſte. Eben dieſe Reiſe iſt es, während welcher meine Widerſacher Pläne gegen mei-

ne Ehre, Vermögen und meine Ruhe einlei-
teten; aber ſie hat mich doch nie gereut, denn
ſie war für Mutter und Kind gewiß von
dem höchſten Nutzen.

Während der Schwangerſchaft meiner Frau
mit dem zweiten Kinde, dem noch lebenden:
Karl, hätte ich gern etwas Aehnliches unternom-
men; aber ich war inzwiſchen meines ſämmt-
lichen Vermögens beraubt worden; mußte
es alſo unterlaſſen, wenn ich mich nicht
in große Schulden ſtürzen wollte, und dieſe
heimlichen Mörder der körperlichen und gei-
ſtigen Ruhe haßte ich viel zu ſehr, als daß
ich mich ihnen hätte überliefern ſollen.

So raubt der Mangel an äußern Mit-
teln dem nicht Begüterten oft die trefflichſten
Gelegenheiten, Gutes zu wirken, und die
Reichen laſſen ſie meiſtens, thörichten Neben-
zwecken zu Liebe, gedankenlos aus den
Händen gleiten.

Luiſe hatte die Annehmlichkeit einer grö-
ßeren Reiſe zu angenehm empfunden, den
Einfluß derſelben auf ihre Bildung zu klar
bemerkt, als daß ſie nicht, gar gern! eine
zweite gemacht hätte. Sie ſprach öfters da-

von, aber ich verſicherte ſtets: die Ausgabe ſei zu groß für uns! und ſo blieb es dabei.

Jene abſcheuliche Betrügerei kannte ſie nicht, oder doch nur ſo weit, als ich ſie ihr nicht verhehlen konnte; folglich nur dunkel!

Um die tieftrauernde Mutter nach dem Tode unſeres erſten Kindes zu zerſtreuen, um ihren (und meinen) bittern Schmerz zu mildern, und ihre ehemalige Heiterkeit wiederherzuſtellen, unternahm ich eine Menge kleiner und größerer Fußreiſen mit ihr. Sie gewöhnte ſich allmählig ſo daran, daß das Gehen ihr gar nicht mehr ſauer wurde, vielmehr nahmen Geſundheit, Kraft und Heiterkeit dadurch ſichtbar bei ihr zu.

Im Mai 1798. verſtiegen wir uns bis in die Grafſchaft Mannsfeld, wo mehrere vertraute Freunde von mir, und nahe Verwandte von ihr wohnten. Zugleich beſahen wir alles Bemerkenswerthe, und hatten auf dieſe Weiſe (in ſechs Tagen) faſt funfzehn Meilen zu Fuße zurückgelegt. Dabei war aber Luiſe immer ſo vergnügt geweſen und geblie-

ben, wie ich ſie vorher nur jemals geſehen hatte. Freilich ermüdete ſie auch, und ließ dann den Muth ein wenig ſinken; aber etwas Ruhe, und der Genuß zweckmäßiger Speiſen und Getränke, ſtellten ſie ſchnell wieder ſo lebendig her, als wäre ſie nie ermattet geweſen.

Nach unſerer Rückkunft erzählte ſie allen ihren Bekannten mit dem innigſten Vergnügen von dieſem luſtigen Gange. Es liefen, wie bei allen Fußreiſen, drollige Begebenheiten mit unter, die, in der Rückerinnerung, noch einmal ſo beluſtigend hervortraten. Ich unterſtützte dies alles, legte ihr die Berechnung vor, wie wenig dieſe fröhliche Reiſe gekoſtet habe, und zeigte ihr, wieviel dieſelbe zu Wagen hätte koſten müſſen. Sie beſchloß alſo, was ich zuvor ahnete: „Ei, ſo wollen wir künftig immer zu Fuße reiſen!“ Meinetwegen! antwortete ich. Ich bin es zufrieden.

Wir vertrieben uns nun unſre müßigen — für mich höchſt ſorgenvollen — Stunden damit, auszuklügeln wohin wir gehen wollten. Ich begriff leicht, daß ein tagelanger Gang

in der Ebene ihr unerträglich werden würde; und leitete deshalb ihre Aufmerkſamkeit auf den Harz und namentlich auf den Brokken. Theils war dieſer für ſie ein hohes Gebirge; theils hatte ſie ſchon in ihrer zarteſten Kindheit viel und vielerlei von ihm gehört. Auch hatte ich ihn ihr mehrmals, unter andern vom Petersberge, gezeigt.

Die Brockenreiſe wurde alſo freudig beſchloſſen, und im Julius und Auguſt 1798, ausgeführt.

Wir gingen mit Ueberlegung wieder durchs Mannsfeldiſche, blieben einige Tage bei unſern dortigen Freunden und wanderten dann ſo friſch weiter, als träten wir eben erſt aus unſerm Hauſe.

Immer hielten wir uns im Gebirge, und alle Merkwürdigkeiten wurden beſehen. So kamen wir in kurzen Tagemärſchen durch das Selkerthal, durch das Rübeland u. ſ. w. bis auf den Brocken. Das Wetter begünſtigte uns fortdauernd. Oben genoſſen wir einen herrlichen Abend und einen noch ſchönern Morgen, ſo daß Luiſe ſich in eine höhere Welt hinüber gezaubert wähnte.

Iſt es nicht gut, ſprach ich, daß wir es gewagt haben, zu Fuße hierher zu gehn?

Mit liebevollem Danke ſchmiegte ſie ſich an mich an, und zärtliche Freudenthränen in ihren Augen ſagten mir mehr, als alle Worte mir hätten ſagen können.

Ich übergehe das Weitere. Genug, wir kamen höchſt glücklich wieder in Lochau an; und mein Hauptzweck, die junge Mutter ſo wie mich ſelbſt, über den Verluſt unſeres erſten, uns ewig unvergeßlichen, Kindes zu tröſten, ja uns wieder zu erheitern, war glücklich erreicht. Luiſe ward wieder ſo geſund und munter, wie jemals. Auch ich wäre es geweſen, wenn nicht Gram und Sorgen über boßhafte Verfolgungen und über den Verluſt des Meinigen heimlich an mir genagt hätten.

Ach, aber in Lochau, oder vielmehr in der Gegend umher, war inzwiſchen, grade wie während der erſten Reiſe, die ſchwärzeſte Verläumdung beſchäftigt geweſen. Von Dieskau aus *) hatte man mit hämiſchem Witze ver-

*) Man wähne ja nicht, daß der Kanzler von Hoffmann zu ſo etwas fähig geweſen wäre!

breitet: ich hätte mein armes, junges Weib deſpotiſch gezwungen, mit mir im Lande umherzulaufen, und hätte ſie wider ihren Willen in dem ſchrecklichſten Wege und Wetter auf den Brocken geſchleppt.

Man hatte ſchaamlos hinzugeſetzt: Luiſe ſei dabei ſchwanger geweſen, und dies wurde ſpäterhin in: hochſchwanger verwandelt, ungeachtet Luiſe erſt fünf viertel Jahr nach der Brockenreiſe ſchwanger zu werden anfing. Man ſieht aber hieraus, wie mächtig — ſelbſt die unwahrſte — Verläumdung vornehmer und reicher Perſonen, durch ihre vielen Helfershelfer wirkt! —

Der würdige Kriegsrath von Leiſer und deſſen Gattinn, in Halle, machten faſt alle Jahre mit ihrer erwachſenen Tochter, noch größere Gebirgsreiſen zu Fuß, und befanden ſich dabei, troß ihrem Alter, ſehr wohl. Das half mir aber nichts, denn ich ſollte und mußte verläumdet werden. Dafür wurde

---

Ich habe ihn lange und nahe gekannt, aber immer einen ſehr rechtſchaffenen Mann in ihm gefunden.

durch witzige Erzählungen, ernſte Verſicherungen, Geſchenke, Vergnügungen und gute Mahlzeiten geſorgt.

Doch, das alles an einem andern Orte! Hier nur die traurige Bemerkung noch, daß der nächſte Verwandte meiner Frau dieſe Verläumdungen, ſeiner reichen Gönnerinn zu gefallen, nebſt vielen, ihr ähnlichen, Abſcheulichkeiten hier in Berlin hatte ausbreiten helfen, ungeachtet er das Gegentheil davon durch meine Frau ſelbſt genau wußte. Dafür war ihm freilich die junge und hübſche Nichte, die ſehr reiche Erbin jener Frau, zur Ehe verſprochen. Er ſelbſt hat es mir nachher erzählt und hinzugeſetzt. „Auch ich wurde aber betrogen!

Seine näheren Freunde waren, begreiflicher Weiſe! meine ärgſten Widerſacher, und leider muß ich hinzufügen meine hartnäckigſten Verläumder, denn, was er mir nicht lange vor ſeinem Tode geſagt und bekannt hat, wiſſen ſie nicht.

Ueber mein Verhältniß mit meiner Frau konnten ſie ſich bei tauſend Gelegenheiten, vorzüglich aber während meiner ſiebenzehn-

monatlichen Abweſenheit, genau unterrichten. Aber ſelbſt die heiligſten Verſicherungen derſelben, als ich über hundert Meilen weit entfernt war, daß ſie mich meiner Rechtlichkeit und Güte wegen innigſt hochachte und liebe, nützten gar nichts; kalt ſagte man ihr ins Geſicht: Ihr B.r hat doch ganz anders erzählt.

So ungern glaubt der, nicht vorzüglich edle, Menſch das Gute, und ſo gern das Schlechte, wenn Stolz und Mißgunſt ihn aufregen:

Luiſe hatte damals gleich, und nachher immer, von ihrer Brockenreiſe, wie von einem Himmelsgange, ihren Freunden und Freundinnen (beſonders alſo ihm) erzählt und geſchrieben. Nichts deſto weniger wurde ſie von einer ſehr verſtändigen Frau in Berlin, (ihrer Jugendfreundinn) noch im Jahre 1818, jedoch mit ſchonendem Zartgefühle, gefragt:

„Bei welchem Kinde war es denn, als Dich Dein Mann zu Fuße mit auf den Brocken nahm?“

Jetzt erſt enträthſelte Luiſe die längſt bemerkte, ängſtliche Zurückhaltung dieſer treffli-

chen Frau, ſo oft die Rede auf mich gekommen war. Sie kannte Luiſens oben erwähnten nahen Verwandten ſeit langer Zeit, und hatte (ihrer eigenen nachherigen Verſicherung gemäß!) die ganze Verläumdung von ihm gehört.

So äußerſt wohl ſich meine Frau auch nach dieſer Wanderung befand, und ſo unzählige Male ſie mich gebeten, ja ich möchte ſagen, flehentlich gebeten hat, wieder einmal eine ähnliche anzutreten, ſo habe ich mich doch nie dazu entſchließen können, weil ich mit Gewißheit voraus wußte, daß die Bosheit abermals und vielleicht bitterer noch über mich herfallen würde.

Große Reiſen zu Wagen habe ich — freilich ſeltener! — ihr zu Liebe gemacht. Aber — erſt fünf Jahre ſpäter, d. h. als ich mich durch ungeheure Anſtrengungen und Sparſamkeit aus meiner drückenden Noth herausgearbeitet hatte. Auch ſagte Luiſe oft dabei: Das iſt wohl gut! So luſtig aber doch lange nicht, als unſre Brokkenwanderung war. Man ſieht, die Verläumdung brachte mich und meine junge Frau um zahl-

loſe

loſe Freuden, und ſtörte meinen innern Frieden, weil ſie mir wiederholt *meine Ehre vor der Welt* raubte. Ja, ſie ſchadete ſogar unſrer eignen und unſrer künftigen Kinder Geſundheit: denn es hat verſchiedene Zeitpunkte gegeben, worin es ſehr *heilſam* für uns beide geweſen ſein würde, den Wanderſtab zu ergreifen; aber — *wir blieben* zu Hauſe, weil ich nicht reich genug war, fahren zu können, und es nicht wagte, zu Fuße zu gehn, um nicht bei der beſten Abſicht aufs neue verläſtert zu werden.

Die Perſonen, von welchen dieſe und ähnliche Verläumdungen ausgeſprochen wurden, ſind jetzt faſt alle ſchon auf eine *ſchandenvolle* Art aus der Welt gegangen. Das Schickſal hat ſie noch vor ihrem Ende furchtbar *ſchwer* getroffen. Doch davon an ſeinem Orte!

Um Luiſen geſund und heiter zu erhalten, gewährte ich ihr einen andern Wunſch, denn ich lud im Jahre 1799 ihre Lieblingsſchweſter Charlotte zu uns ein. Sie brachte die ſechs Sommermonate jenes Jahres bei uns zu. Da wir ihr gern alle Merkwürdigkeiten un-

ſerer Gegend zeigen wollten, ſo gab dies die Veranlaſſung zu einer Menge kleiner und etwas größerer Wanderungen. Auch das Mannsfeldiſche beſuchten wir mit ihr. Das alles, und der herzliche Umgang mit Mann und Schweſter wirkten abermals glücklich auf Luiſens Geſundheit und Kräftigkeit.

Als ſie endlich wieder guter Hoffnung war, hätte ich gern daſſelbe gethan, was ich bei ihrer erſten Schwangerſchaft, und nach dem Tode unſers geliebten Kindes ſo glücklich und nützlich ausgeführt hatte: eine große Reiſe zu Wagen (oder zu Fuß). Aber das erſte vermochte ich nicht, denn das Geld dazu war mir geraubt. Das zweite wagte ich nicht, denn ſo heilſam auch das gänzliche Vergeſſen des Hausweſens, ſeiner Geſchäfte und Sorgen; das freiwillige Zurücktreten in die harmloſen Kinderjahre; das heimathloſe und doch allenthalben heimathliche Leben; das Genießen ſo vieler Annehmlichkeiten, ſinnlichen ſowohl als geiſtigen, auf Luiſens Ausbildung gewirkt hatte: ſo wäre es doch möglich geweſen, daß ſie unterweges krank würde. Gott! wie würde man mich dann verlä-

ſtert haben! — Ich glaube in der That, oder vielmehr, ich bin überzeugt, daß man mich als meiner Frauen und meines Kindes vorſätzlichen Mörder, dem nur ſeine abſcheuliche Abſicht nicht geglückt ſei, gebrandmarkt hätte.

Ich that alſo, was mir allein übrig blieb, ich lud meine geliebte Schwägerinn wieder zu uns, verbarg meinen tiefen Kummer, ſo weit ich es vermochte, ſuchte unſer Leben ſo viel zu erheitern, als es in meiner beſchränkten Lage möglich war, *) und machte mit den beiden Schweſtern eine Menge kleiner Reiſen, weil eine größere auszuführen nicht in meiner Macht ſtand.

Daß der noch lebende Karl alſo unter weit unvortheilhafteren Umſtänden ſein Daſein empfing, unter dem Herzen ſeiner Mutter ernährt, und geboren wurde, als ſein verſtorbener Bruder, der ſo höchſt glücklich organiſirt ſchien, iſt jetzt wohl jedem klar. Ach, ich ſelbſt konnte meiner ſchwangeren

*) Die Lochauiſchen Pfarrfelder waren ſieben Jahre lang ſehr ſchlecht verpachtet.

Gattinn damals lange nicht das ſein, was ich ihr das erſte Mal war, und ſo gern geweſen wäre! — Denn Nahrungsſorgen, Gram über den ſchaamloſen Raub des Meinigen, womit meine Peinigerinn ſich noch dazu öffentlich brüſtete; das tagtägliche Wiedererfahren der ſchwärzeſten Verläumdungen; der unaufhörliche Aerger und Verdruß, der mir gefliſſentlich bereitet wurde, zerſtörten meine Lebenskraft, vertilgten meine Heiterkeit und träufelten Galle in mein Blut.

Und ſo hätte ich denn das mir angedichtete Arcanum hiermit öffentlich zum Beſten gegeben. Wer mich früher etwa darum befragt haben mag, der hat jedesmal eine ähnliche Antwort von mir bekommen. Erzählt habe ich wohl manchmal davon, aber nie als von einem Geheimniſſe. So viel iſt gewiß, ich könnte unter mein Rezept ruhiger, als viele Doktoren unter die ihrigen, ſchreiben:

Probatum est!

Zweiter Abſchnitt.

Karl bekam nie Kinderkrankheiten.

Mein Sohn wurde, wie ſchon geſagt, am erſten Julius des Jahres 1800, Nachmittags gegen drei Uhr, geboren. Die Hebamme und ich rieben ihn ſogleich mit zetrocknetem, folglich zerfallenem, etwas gewärmtem Salze ab, weil ich es ſo haben wollte.

Ich hatte nämlich in der Beſchreibung einer Reiſe durch das Morgenland geleſen, daß der Verfaſſer einige arabiſche Horden kennen lernte, unter welchen die Blattern völlig unbekannt waren. Er verweilte abſichtlich bei ihnen, um ſie näher zu beobachten, wurde aber nichts Ausgezeichnetes weiter gewahr, als daß ſie ihre Kinder, gleich nach der Geburt derſelben, höchſt ſorgfältig an allen Theilen des Körpers mit Salz abrieben.

Er forſchte nach dem Grunde, weshalb ſie es thäten; ſie wußten aber keinen anzugeben; blieben jedoch dabei: das Abreiben ſei unumgänglich nöthig.

Hierbei fielen mir zwei andere Stellen ein, die wohl damit in Bezug ſtehen möchten.

In der erſten wurde das Abreiben der Neugebornen mit Salz, als ein Werk der Barmherzigkeit anempfohlen; in der zweiten hieß es: „Ihr ſollt ſo elend und unglücklich werden, daß ſich nicht einmal jemand finden wird, der aus Barmherzigkeit eure Kinder mit Salz abreibe.“

„Schaden kann es ja nicht! dachte ich, und ſagte Mekel zu mir; vielleicht aber: nützen!“ und ſo that ich es mit der oben angeführten Vorſicht.

Ob Karl dadurch vor den Blattern lebenslang würde bewahrt geblieben ſein, weiß ich nicht.

Die Natur hatte ihn körperlich ohne Fehler geboren werden laſſen. Wir bemühten uns daher, ihn möglichſt fehlerlos zu erhalten. Feſt überzeugt, (wie ich es noch heute bin,) daß alle Mängel des Körpers und der Seele, die dem Menſchen nicht angeboren ſind, aus Unvorſicht ſeiner Eltern, Lehrer, Erzieher, Verwandte, Freunde, Bekannte, vielleicht auch ſeiner ſelbſt, entſtehen.

Wirklich iſt es uns geglückt, ihn bis zum vollen Jünglingsalter, d. h. bis er etwa ſieben-

zehn Jahr alt war, und ich ihn am erſten Mai 1817 verließ, vollkommen geſund zu ſehen.

Daß ich für alles weitere nicht verantwortlich ſein kann, giebt die Vernunft. Er wird ſeine Geſundheit nicht zerſtören, das hoffe ich zu Gott und zu ihm ſelbſt. Wenn er es aber thäte, ſo wäre ich ſchuldlos. Von allen Verſtändigen, ſelbſt von unſern größten Aerzten, auch wenn dieſelben früher gegen meine Erziehungsweiſe eingenommen waren, bin ich in dieſer Hinſicht freigeſprochen.

Mein Sohn iſt bis zum Anfange ſeines achtzehnten Jahres ſtets geſund geweſen; denn daß er in Göttingen ſich einmal aus Unbedachtſamkeit heftig erkältete, und deshalb zwei bis drei Tage lang Schnupfen und Kopfſchmerzen bekam, folglich — ſchwitzen mußte, wird wohl kein Vernünftiger in Anſchlag bringen.

Selbſt die Kinderkrankheiten mußten, nach meinem Dafürhalten, an ihm vorüber gehen, und wirklich hat er keine derſelben bekommen. Blattern, Maſern, Scharlachfieber, und wie die vielen Uebel dieſer Art

ſonſt noch heißen, alle ſind in Lochau, Merſeburg, Halle, Leipzig, Göttingen, Heidelberg und Berlin geweſen, während er als Kind, Knabe und Jüngling in den angeführten Orten lebte. Ich hielt ihn mit Ueberlegung nie zurück von Häuſern, in welchen kranke Kinder ſich befanden. Muß er ſie haben, dachte ich, und ſchützt ihn ſein vorzüglich geſunder Körper nicht davor, ſo iſt es beſſer, er bekommt ſie früh als ſpäter. Deshalb ging ich unbedenklich allenthalben hin mit ihm, und blieb nur da weg, wo man mich ausdrücklich darum erſuchte.

Auf den vielen und großen Reiſen, die ich mit ihm, ſelbſt ſchon in ſeiner Kindheit, mehr aber noch in ſeinem Knaben- und Jünglingsalter, machte, ſind wir unzählige Male in Häuſern geweſen, in welchen Blattern, Maſern u. ſ. w. wütheten, aber dies hat ihm nie geſchadet.

In Lochau wagte ich noch mehr, weil ich es für vernünftig, für zweckmäßig hielt.

Als mein Sohn nicht lange geboren war, ſtimmten unſre (Halliſchen) vorzüglichſten Aerzte (Mekel und Reil) noch nicht dafür,

Schutzblattern einzuimpfen. Beide ertheilten mir liebevoll ihren Rath in Betreff dieſer Angelegenheit für mein Kind. Ihre gemeinſchaftliche Meinung war, noch zu warten, bis ſie für oder wider entſchieden ſein würden. „Iſt es doch noch immer nicht zu ſpät, ſagten ſie, ihm die Menſchenblattern einzuimpfen, wenn wir die Schutzblattern verwerfen ſollten.“

Ich wartete alſo. Aber in der Zeit kamen zweimal, ſchnell nach einander, die natürlichen Blattern in unſern Ort. Da ſie ſehr gutartig waren, und in eine glückliche Jahreszeit fielen, mein Sohn ſich auch, (wie immer!) vollkommen wohl befand, ſo fragte ich Mekeln, ob ich ihn nicht den natürlichen Blattern ausſetzen ſolle, und er billigte es.

Wir ſelbſt brachten unſern Sohn alſo zu Pockenkindern. Er ſpielte lange mit ihnen, gab ihnen die Hände, ließ dieſe von den ihrigen beſtreichen, und ſteckte ſie, auf mein Verlangen, in ihre Betten; denn von Furcht oder grundloſem Ekel wußte er, durch Hülfe der Erziehung, nichts.

*

Was ich geahnet hatte, geſchah. Er bekam keine Blattern. Späterhin kamen Maſern und Scharlachfieber ins Dorf und in die ganze Gegend. Sie waren aber ſehr böß artig. Ich ſuchte alſo die Anſteckung freilich nicht für ihn, aber ich floh ſie auch nicht ängſtlich. Wo die Kranken, oder ihre Eltern es wünſchten, ging ich unbedenklich zu ihnen und ertheilte Rath oder Hülfe, ſo viel ich für thunlich hielt.

Ich beſuchte nach wie vor faſt jeden Tag die Schule, von wo aus ſich die Anſteckungen doch gewöhnlich zu verbreiten pflegen; die Eltern der Kranken kamen ohne alle Umſtände zu mir, fragten dies oder jenes, oder meldeten wenigſtens den Tod der Geſtorbenen, und redeten das Nöthige zum Begräbniſſe derſelben (wobei ich jedesmal die Leiche abholte, und zur Gruft begleitete) mit mir ab. Dabei ſah und ſprach ſie mein Sohn in der Regel, bot ihnen die Hand beim Kommen und Gehen, und begleitete ſie meiſtens zu mir, und wieder zur Pforte hinaus. Aber dennoch wurde er nicht angeſteckt. Ich glaube daher, mit Recht behaupten zu können:

„wenn ein Kind geſund geboren iſt, und ſorgfältig geſund erhalten wird, ſo ſammeln ſich keine Unreinigkeiten in ſeinem Körper; es wird alſo der Anſteckung wenig oder gar nicht unterworfen ſein. Meines Sohnes Blut war aber immer ruhig, und ſeine Säfte blieben ſtets rein.

Erſt als er zwiſchen ſiebenzehn und acht=zehn Jahr alt war, bekam er in Berlin die Maſern, ungeachtet er bei keinem Ma=ſernkranken geweſen war, bloß durch die Anſteckung der mit Maſerngift geſchwänger=ten Luft. Sein bisher ruhiges Blut war aber freilich durch das bekannte Benehmen gewiſſer Menſchen gegen ihn, während des ganzen Jahres, welches ſeiner Maſernkrankheit voranging, ſo viel=fältig erhitzt, und ſeine Säfte durch die vie=len ihm veranlaßten Sorgen und Krän=kungen – ſeiner ſelbſt und ſeines Vaters — durch den häufigen Aerger und Gram, durch erzwungene Anſtrengungen, über=mäßiges Sitzen und beſtändiges Wider=legen ehrangreifender Beſchuldigun=gen, ſo fortwährend bis ins Innerſte ver=

giftet worden, daß beide nicht mehr — wie einſt! — der Anſteckung zu widerſtehen vermochten. *)

So behandelte man einen unſchuldigen Jüngling, der Niemand beleidigt hatte; Neid und Bosheit ſelbſt haben nichts gegen ihn darlegen können: — Doch das war vielleicht eben die (unerbetene) „lie-

*) Ich weiß es mit Gewißheit voraus, daß die Schlechtheit, welche das ganze Jahr 1817 hindurch meinen Sohn mündlich, brieflich und gedruckt verläumdete oder verläumden ließ, um ihre Unthaten zu entſchuldigen, (denn, nicht einmal: beſchönigen konnte ſie dieſelben) auch den obenſtehenden Abſatz beſpötteln und beſpötteln laſſen wird. Aber — erfahrne Männer und tieferblickende Aerzte wird ſie nicht irre führen.

Es bleibt doch wahr:

Ruhiges Blut und reine Säfte widerſtehen einer Anſteckung lange und kräftig! Aber, ein viele Monate hindurch, täglich, ja ſtündlich gewaltſam aufgeregtes Blut, und dadurch allmählig verunreinigte Säfte, (worunter ſogar Eßluſt und Nachtruhe im hohen Grade leiden;) vermögen dies in die Länge nicht.

bevolle våterliche Fürſorge,“ hinter welche man ſich, bekanntlich! zu verſtecken — ſuchte.

Als Karl zwei Jahr alt war, (den ſechsten Julius 1802) impfte Reil ihm die Kuhpocken ein, weil er früher gute Materie hatte, als Mekel. Dieſer ſtimmte aber mit allem ein.

Wir mußten am ſechsten in die Stadt kommen. Um zehn Uhr Morgens ſollte die Impfung von Arm auf Arm vorgenommen werden. Es unterblieb aber bis gegen fünf Uhr Nachmittags, weil der Arzt meinte, die Materie ſei nicht eher reif.

Nun nahm aber auch — nach dem darüber von mir geführten (und Reiln zugeſchickten) Tagebuche — die ganze Krankheit ſo vollkommen nach des Arztes Wunſch ihren Lauf, daß er verſicherte, es fehle nichts; und Karl könne die Blattern nimmermehr bekommen.

Wie wenig ein geſund gebornes und erhaltenes Kind Krankheiten, ſelbſt ſolchen, welche die verpeſtete Luft erzeugt, unterworfen iſt, mag folgender Vorfall beweiſen.

Lochau liegt ſehr feucht, beſonders das Pfarrhaus; denn wenn naſſe Jahre ſind, werden die Wieſe, der Garten, ja ſelbſt der Hof überſchwemmt, und der Keller ſteht voll Waſſer.

Es traten mehrere naſſe Jahre nach einander ein, und das kalte Fieber war allgemein. Meine Frau bekam es ſogleich. Auch ich hatte es in dem einen Sommer faſt unbemerkbar, in dem andern äußerſt heftig! Karl aber war bloß einzelne Stunden hindurch: nicht heiter, und ſah dabei nicht ſo friſch aus, wie ſonſt. Das war alles.

Dritter Abſchnitt.

Die Hebamme ſchadete dem Kinde ſehr.

Als die Hebamme mit mir gemeinſchaftlich den Neugebornen beſah und unterſuchte, fand ſich, daß die beiden Brüſtchen weich und ſanft erhoben waren. Ich befragte ſie darüber, und ſie antwortete: Das ſei oft der Fall! und habe nichts zu bedeuten, nur müſ-

ſe die darin befindliche Milch herausgedrückt werden, ſonſt verhärte ſie ſich und könne großen Schaden hervorbringen.

Ich konnte es nicht begreifen, daß die Natur bei einem durchaus geſunden Kinde doch einen ſo ſonderbaren Mißgriff ſolle gethan haben. Ich ſtritt alſo mit ihr darüber. Aber ſie ſprach von dem Ganzen, als von etwas Alltäglichen, was, bei ihrer Behandlung, in zwei bis drei Tagen verſchwunden ſein werde.

Meine Mutter war grade in dieſen Tagen zum erſtenmale bei uns zum Beſuche. Ich führte ſie alſo alle Tage aus, ſelbſt nach Leipzig, Naumburg, Deſſau und Wörlitz.

In der kurzen Zwiſchenzeit, in welcher ich zu Hauſe war, bemerkte ich wohl, daß das Kind nicht ſo vollkommen geſund, ruhig und kräftig ſchien, als das verſtorbene; aber ich konnte es nicht: „krank" nennen und ſo achtete ich, unter den vielen Geſchäften und Zerſtreuungen, nicht weiter darauf.

„Es iſt ein ganz niedliches Jüngelchen! ſagte die Großmutter oft, aber ein bißchen welk! Groß und ſtark wird er nie werden.

Das ſchadet ja aber nichts. Wer kann wi- der die Natur! —

Als ich dies einige Mal gehört hatte, be- obachtete ich das Kind genauer, und über- zeugte mich, daß nicht die Natur, ſondern Menſchen unglücklich auf daſſelbe eingewirkt haben mußten.

Ich forſchte bei allen Umgebungen genau nach, aber niemand konnte etwas Schädliches anführen, weil keinem von allen einfiel, daß das, was die Hebamme täglich that und thun ließ, ſchädlich ſein könne.

Als ich nichts erfuhr, nahm ich zu mei- nen Lieblings-Hülfsmittel Zuflucht: Ich legte das Kind vor mir auf den Tiſch und wickelte es aus.

Kaum hatte ich ſeine Bruſt entblößt, ſo erblickte ich die Veranlaſſung, wodurch es „welk" geworden war, ſchnell und deutlich. Beide Brüſtchen waren durch das unverſtän- dige Drücken gereizt. Die Milch und andre Säfte, welche durch den Reiz ſich dahin ge- zogen hatten, waren verdorben. Die Bruſt- warzen ſtanden wie Haſelnüſſe empor, ſahen dunkelbraun aus, und fingen an zu eitern.

So oft man ſie, auch nur ganz leiſe, berühr-te, ſchrie das Kind entſetzlich, ſchwieg aber wieder, ſobald man es in Ruhe ließ.

Jetzt wußte ich übergenug! Meinen Schreck und meine gräßliche Angſt wird jeder Feinfühlende wohl ſchon längſt mitempfunden haben.

Ich ſchrieb ſogleich an Mekel. Er kam ſchnell, beſah das arme Kind und ſchalt aufs heftigſte mit der Hebamme. Es wurden Um-ſchläge gemacht, beide Brüſtchen mehr als einmal geſchnitten, verbunden u. ſ. w. Nach mehreren Wochen verging zwar alle Ge-ſchwulſt, aber — das Kind hatte viel daran ausgeſtanden, war dabei ſehr abgefallen, durf-te weniger in der freien Luft ſein, und wäre alſo gewiß krank davon geworden, wenn es nicht von Natur kräftig und geſund ge-weſen, mit reiner Muttermilch genährt, und im höchſten Grade reinlich erhalten worden wäre. Wer weiß ferner, ob nicht den-noch etwas davon zurückgeblieben iſt! —

So beſchuldigen wir Menſchen unzählige Male die Natur, d. h. „Gott!“ wo wir

doch unſre Unachtſamkeit, Unvernunft oder Trägheit beſchuldigen ſollten.

Vierter Abſchnitt.

Reinliche Behandlung des Kindes.

Als Karl geboren wurde, war ich nichts weniger als reich; ich war vielmehr ſehr arm zu nennen; denn die Pfarre konnte der äußerſt niedrigen Verpachtung und der ſeit zwei Jahren ungeheuer geſtiegenen Kornpreiſe wegen, mich und die Meinigen nicht anſtändig ernähren, und mein Vermögen hatte man mir geraubt. Seit Jahr und Tag war dies letzte eben zur vollendeten Gewißheit geworden. Mir ſelbſt entzog ich daher alles, was der Menſch nur entbehren kann, aber für meine Gattinn ſorgte ich, als wenn ich vermögend, für das Kind, als wenn ich reich wäre.

Alles Leinzeug, zum Bette, zu den Windeln oder zu den Hemdchen gehörig, wurde ſo oft gewechſelt und gewaſchen, dann aber

jedesmal ſo ſorgfältig getrocknet und durchgewärmt, daß ich überzeugt bin, auch die reichſte Familie kann nicht mehr für ihr Kind thun. In der Sorgfalt, womit es geſchah, ſtanden wir ihr vielleicht noch voran.

Jeden Tag wurde das Kind in einer Wanne gebadet; bis meine Frau wieder aufgeſtanden war, von mir, nachher von ſeiner Mutter; oft von uns beiden. Anfangs war das Waſſer warm, ſpäterhin lau. Dies machte, daß Karl nie ungern, und zuletzt, ſehr gern! im Bade war. Wir ſpielten gar bald dabei mit ihm, neckten ihn, verſteckten uns hinter der Wanne, aber ſo daß er uns leicht bemerken konnte, beſpritzten ihn und er uns u, ſ. w., und erreichten durch dergleichen, daß ihm die Zeit des Badens ſchnell und angenehm verging. Zugleich wurde er am ganzen Körper, den Kopf bis zur Scheitel nicht ausgenommen, zuerſt mit bloßem Waſſer, dann tüchtig mit Seife, und endlich noch einmal und lange mit reinem Waſſer gewaſchen. Kein Winkel, keine Falte des kleinen Körpers blieb davon ausgenommen. Vorzüglich ſorgfältig wuſchen wir ihn am

Halſe und hinter den Ohren, weil ich immer gefunden habe, daß dadurch Kopf- und Zahnſchmerzen, Drüſengeſchwülſte, Ausſchlag auf dem Kopfe u. ſ. w. ganz verhütet werden können. Selbſt bei Kindern, die daran ſchon leiden, kann man hierdurch ſie mildern, ja mit der Zeit ganz vertreiben. *)

War alles Erwähnte geſchehen, ſo wurde er, bald! aus dem Bade gehoben, auch wenn er gern noch lange darin bleiben wollte. Inzwiſchen waren ſchon mäßig gewärmte Kiſſen, Laken, Handtücher, Hemdchen (Windel) und der übrige Anzug zurecht gelegt. Das Kind wurde unter allerlei Scherz ſo ſchnell als möglich, aber mit großer Sorgfalt, getrocknet und dann warm angezogen.

War es draußen eher heiß als kühl, ſo wurde er hinaus getragen; wo nicht, ſo legte man ihn in ſein reines, trocknes und gelüftetes Bette, bis er ein Weilchen ausge-

*) Höchſt auffallende Thatſachen und Erfahrungen darüber ſind im Carlo, dem Einſiedler, niedergelegt.

dünſtet hatte. Dann trat alles Gewöhnliche wieder ein.

Während ſeines ganzen erſten Lebensjahres iſt Karl alle Tage auf dieſe Art gebadet worden. Im zweiten einen Tag um den andern; im dritten, immer nach zwei, drei oder vier Tagen; bis zuletzt, ohne Schaden, die gänzliche Unregelmäßigkeit, die ſich nach den Umſtänden richtete, eintreten durfte. Doch badeten wir ihn noch oft; wenn es kalt war, im Zimmer, ſonſt lieber draußen! Allemal aber mit großer Vorſicht: vor, bei und nach dem Bade.

Nur ein einziges Mal mochte ein Verſehen vorgefallen ſein, denn als ich gegen Abend zu Hauſe kam, und in mein Arbeitszimmer gehen wollte, glaubte ich Karln, der inzwiſchen gebadet worden war, ängſtlich röcheln zu hören. Ich reiſſe die Thür auf, und finde das Befürchtete wirklich. Vielleicht war nur das Einzige ſchuld geweſen, daß man ihn zu früh in ſein Bette, welches in einem kalten Zimmer ſtand, gelegt hatte. Hier mochte die eingeathmete kalte Luft der noch durch und durch erwärmten Bruſt geſchadet haben.

Mit mehr als gewöhnlicher Kraft, (welche zärtliche Vaterliebe mir gab) umfaßte ich ſchnell das ganze Bette, worin doch das drittehalbjährige Kind lag, trug es eiligſt auf mein Sopha, (dicht am warmen Ofen) und rieb die Bruſt ſanft hin und her, bis Hollunderthee kam, welcher ſo geſchwind als möglich gemacht wurde. Ich gab ihm den Thee anfangs mit einem Theelöffel, dann ſchluckweiſe, und zuletzt ſo viel, als es davon trinken wollte.

Hierdurch entſtand ſchnell Wärme, und dann Schweiß. Mit jeder Viertelſtunde ließ das Röcheln nach; der natürliche Zuſtand trat wieder ein, und wir dankten Gott innig für die glückliche Erhaltung unſers Lieblings durch eine vernünftig frohe Feier des Abends.

Ich mache daraus den Schluß, daß man kaum vorſichtig, ja ängſtlich bedachtſam genug beim Baden der Kinder zu Werke gehen kann. So unbeſchreiblich nützlich es iſt, ſo leicht kann es auch ſchaden, kann dauerndes Unheil hervorbringen, wohl gar Siechthum oder den Tod herbeiführen.

Alles Weitere in Betreff der Reinlichkeit faſſe ich durch die wenigen Worte zuſammen: „Wir thaten beide redlich alles, was uns unſre Vernunft an die Hand gab, und unſer Vermögen auszuführen möglich machte.“

Zweierlei theile ich jedoch ausdrücklich mit, weil es nicht gewöhnlich iſt, und doch ſehr nützlich werden kann, wenn man es beachtet.

Das erſte betrifft das alte, und wahre Sprichwort:

„Eine kluge Wärterinn muß es der Wiege anſehen können, ob das Kind ſich verunreinigen will; (oder gar verunreinigt hat.)

Dies iſt durchaus wahr, und mir im Dezember 1818 noch von einer ſehr geiſtvollen Mutter, die einen Spätling mit vorzüglicher Liebe pflegte, beſtätigt worden. Die ganze deutſche gebildete Welt kennt und nennt ihren Namen mit Achtung.

„Man ſollte es nicht glauben, ſagte ſie, aber man kann ein Kind ſo genau beſorgen, daß es ſich nie verunreinigt. Das meinige iſt, wie Sie ſehen, erſt wenige Monate alt;

aber wir wiſſen längſt ſchon genau, wenn es das eine oder andre Bedürfniß fühlt; und haben wir dies ja, anderer Geſchäfte wegen, überſehen; ſo bemerken wir ſicher gar bald, was geſchehen iſt, und trügen uns ſelten in unſrer Muthmaßung. Die Bewegungen, die Töne, ſelbſt die Mienen des Kindes ſind ganz anders im natürlichen als in dem erſten, zweiten, dritten oder vierten Zuſtande. Man darf dieſe Art ſich auszudrücken nur bemerken wollen, ſo ſpricht ſie deutlich genug.

„Was noch mehr iſt, das kleine, noch halb thieriſche, Weſen hat ſich ſchon zu einer gewiſſen Ordnung gewöhnen laſſen. Durch Sorgfalt haben wir ihm die Zeit der gewöhnlichen Wiederkehr ſeiner verſchiedenen Bedürfniſſe abgemerkt. Dann ſetzen wir es auf ſein Stühlchen, und ſelten oder nie thun wir es vergebens!“

Alles dies iſt meine und meiner Gattinn vollkommenſte Ueberzeugung. Die erwähnte Mutter erzählte mir bloß, was wir an Karln (und mehr noch an deſſen jüngeren Bruder, Guſtav!) ſelbſt erfahren haben. Nur Uner-

fahrenheit, Unvernunft, Trägheit oder Boßheit können es ableugnen.

Das zweite, was ich anmerken wollte, iſt, daß ein ſehr reinlich gehaltenes Kind, — grade wie die alten Römerinnen — des Schnupftuchs wenig bedarf, und faſt nie Huſten, Schnupfen und Kopfſchmerzen bekommen wird. Je mehr die Unreinigkeiten durch Waſchen, Baden, reine Leib-, Fuß- und Bettwäſche, durch Herumſchwärmen in freier Luft am ganzen Körper abgeleitet werden, deſto weniger ſondern ſie ſich an einzelnen Theilen, z. B. in der Naſe, ab. Da es aber, unſers nordiſchen Himmelsſtrichs wegen, doch mehr geſchieht als in Rom und Griechenland, ſo bedarf das Kind des Schnupftuchs; auch ſchon um ſich die Hände zu trokknen, wenn es beim Spielen ſich naß gemacht hat. Das ewige Verlieren aus der Taſche iſt aber koſtſpielig, giebt zu vielem unnützen, folglich ſchädlichen, Schelten Anlaß, und — das Kind iſt oft ohne Schnupftuch, wenn es deſſelben bedarf.

Wir trafen daher das Auskunftsmittel, ihm den einen Zipfel des Schnupftuchs auf

der rechten Schulter ſo anzuheften, daß das Tuch zur rechten Seite den Rücken hinunter hing. Durch Hülfe dieſer Einrichtung konnte Karl ſich ſeiner jeden Augenblick bedienen, und doch war es ihm nie im Wege; auch verlor er es niemals. Da es faſt täglich gewechſelt wurde, ſo erregte es auch keinen Ekel.

Freilich fiel dieſe Art zu tragen in Merſeburg, Leipzig und Halle anfangs nicht wenig auf. Man lachte zuerſt darüber, überlegte dann, fand die Sache zweckmäßig, und mehrere ausgezeichnete Familien ahmten es nach.

Fünfter Abſchnitt.

Karls Wartung und Bekleidung.

Seine Mutter wartete, pflegte und trug ihn, ſo viel nur irgend möglich war, ſelbſt. Dies Letzte that ſie ſogar in Halle, Merſeburg und Leipzig, wenn wir daſelbſt ausgingen. Es fiel natürlich ſehr auf, wurde aber, ſchneller noch als das eben Erwähnte, von

vorzüglichen Müttern nachgeahmt. Anfangs erkannte man meine Frau als die einzige, die es that, daran. Zehn Jahre ſpäter haben wir die vornehmſten, reichſten und am feinſten gekleideten Frauen, mit ihrem Kinde auf dem Arm, durch die Straßen gehen ſehen.

Ein Mädchen, welches bis zu ihrer Heirath, noch neun ~~drei~~ Monate lang nach Karls Geburt, bei uns diente, hat ſich ein wahres Verdienſt um ihn und meine Gattinn erworben, weil ſie das Kind, ſo lange meine Frau zu ſchwach dazu war, oder durch dringende Geſchäfte verhindert wurde, mit unendlicher Sorgfalt wartete, und doch alles Nothwendige daneben verrichtete.

Dann bekamen wir eine zweite, welche bloß des Kindes wegen gemiethet wurde. Ach, aber! Sie hat uns allen dreien **namenloſe Quaalen** verurſacht, und hätte aus Unachtſamkeit das arme Kind leicht um ſeine geſunden Gliedmaßen bringen können. **Dies** hier zunächſt! Denn das andre greift weiter.

Sie war aus Weſenitz, einem in Lochau eingepfarrten Dorfe. Ihre Eltern gehörten zu den Vermögendſten; und die Kinder wur-

den beſſer erzogen, als viele andre. Sie ſollte, wenn ihr meine Frau das Kind zu tragen gab, nichts anders thun; und ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf verwenden, daß es nicht überſchlage, noch falle. Wir hatten ihr dies ſo oft ans Herz gelegt, und ſie hatte es jedesmal ſo heilig verſprochen, daß es verzeihlich geweſen wäre, wenn wir uns ganz darauf verlaſſtn hätten. Da ich aber die Menſchen kennen gelernt habe, wie ſie ſind, ſo traute ich nicht, ſondern beobachtete ſie fortdauernd. Da traf ich ſie denn, nach einiger Zeit, feſt ſchlafend, ja ſchnarchend in dem einen Zimmer ſitzen, Karln auf ihrem Arm, wachend und lebhaft ſpielend, ſo daß er gewis herunter gefallen wäre, und ſich etwas zerbrochen, oder ſonſt heftig beſchädigt hätte, wenn ihn der Kindermantel nicht gehalten hätte.

Die Wärterinn hätte dann, (wie die Hebamme) ihre Unvorſicht gewiß verſchwiegen, hätte den Schaden des Kindes ſicher möglichſt lange verhehlt, und ſo wäre es hinterher zu ſpät geweſen, zu helfen, wenn überall hätte Hülfe geleiſtet werden können.

Auch kein andrer würde es uns verrathen haben; denn in ſolchen Fällen beſitzen die gemeinen Menſchen aus allen Ständen ein höchſt ſchädliches Mitleid. Sie helfen einander verſchweigen, verſtecken und entſchuldigen, ſo lange es möglich iſt. „Ich konnte doch das arme Mädchen nicht unglücklich machen!" heißt es. Und darüber muß oft ein unſchuldiges Kind zu Grunde gehen.

Bei dieſer Gelegenheit ſei es mir erlaubt, die Kindermäntel anzupreiſen, welche man in der Gegend von Halle ſo allgemein hat. Sie ſind groß genug, daß die Wärterinn ſich und das Kind bequem darin einwickeln kann; ſie gehn tief genug hinab, daß auch die Beine des Kindes, ſelbſt wenn ſie bloß ſein ſollten, warm bleiben können. Das Kind wird nie durch die Arme der Wärterinn, ſondern durch den weicheren Mantel feſtgehalten. Macht jene alſo den Mantel nicht unvernünftig feſt, ſo ſchadet es dem Kinde nichts, ſondern es kann bloß um ſo weniger fallen.

Schnürt ſie den Mantel ja zu feſt, ſo beſchwert dies ſie ſelbſt, und der Zipfel, der zuletzt unter dem Arm durchgeht, um das Gan-

ze feſtzuhalten, wird ſich bald ſo weit heraus ziehen, bis alles loſer iſt.

Wo ich keine Kindermäntel fand, hörte ich weit mehr von Wechſelbälgen, vertauſchten Kindern, Behexungen derſelben und dergleichen. Ganz natürlich! — Kindermäntel und — größere Aufmerkſamkeit würden alle dieſe Teufel ſchnell vertrieben haben.

Daß Karls Bekleidung immer höchſt reinlich ſein mußte, iſt ſchon geſagt; zugleich war ſie ſo einfach und natürlich, als wir es nur erſinnen konnten.

Eng gewickelt, die Arme mit hinein, wurde er nur äußerſt kurze Zeit, d. h. ſo lange die Hebamme darüber zu befehlen hatte. Sehr enge! niemals! — denn ich litt es nicht.

Nach wenigen Wochen ſchon lag er in ſeinem Bettchen beſtändig ungewickelt; er genos alſo des großen Glücks, Arme und Beine frei bewegen zu können, auch konnte ſein Blut ungehindert durch ſeinen ganzen Körper umlaufen.

Um ihn bequemer und ſicherer tragen zu können; wickelten wir ihn noch eine Zeitlang

bei Tage. Sobald er aber nur ein wenig derber wurde, hörte auch dies auf.

Unſre Fußböden waren mit ſehr dicken wollenen Decken bezogen. Darüber legten wir den Kindermantel verkehrt. Im Mittelpunkte des Kreiſes, der dadurch entſtand, ſaß (oder lag) Karl mit Windeln gehörig verſehen. Einer von uns, oder die Wärterinn, neben ihm ſitzend und mit ihm ſpielend.

So viel es irgend ſein konnte, lebte er im Freien. Unſer großer Hof, der daran ſtoßende Garten, die Wieſe, die ihn umſchloß und der Wald, der wieder die Wieſe begränzte, boten dazu die beſte Gelegenheit. Bald wurde Karl durch dies alles umhergetragen, bald auf die obige Art darin niedergeſetzt, bald in einem kleinen Wagen, der nöthigenfalls auch gegen Sonne, Wind und Regen bedeckt werden konnte, (warm eingepackt! *)

---

*) Hierbei iſt die Vorſicht nöthig, daß nicht einzelne Theile des Kindes unverhüllt bleiben, und daß man die Bedeckung nach der Jahreszeit einrichte, weil eine Erkältung ſonſt unausbleiblich iſt.

Stundenlang darin umhergefahren. Dieſe Art der Bewegung in freier Luft, wobei das Kind in der vollkommenſten Ungebundenheit liegen oder ſitzen kann, wie es ihm am liebſten iſt, habe ich ſo ausgezeichnet wohlthätig gefunden, daß ich alle Eltern dringend darauf aufmerkſam mache. Selbſt in der größten Stadt kann dies leicht ausgeführt werden; und wird, wo der Kindermantel fehlt, ſogar nothwendig.

Das Kind wird der Wärterinn auf dieſe Art weniger läſtig, befindet ſich, vor allem geſichert, in der natürlichſten Lage; fühlt in der freien Luft ſich heiter, verdauet vortrefflich, wird bald müde, und ſchläft ſehr gut und lange! — Mit andern Worten: es ſammelt deſto mehr Kräfte zum Leben und Gedeihen.

Als Karl ſich aufzurichten anfing, ahmten wir der Natur nach. Denn wir ließen ihn durch Straucheln gehen lernen. Es war in Lochau Sitte, die Kinder recht früh auftreten zu laſſen und umher zu leiten. Wir ſtanden in dieſer Hinſicht mit Karln gern zurück; denn wir fürchteten, daß die

ſchwa=

ſchwachen Beine den Körper nicht möchten tragen können, ohne krumm zu werden, (wie ſo oft der Fall iſt!) und ließen deshalb das Kind lieber ſo lange umherkriechen, bis es ſich von ſelbſt aufrichtete. An Laufzaum, Laufbank u. ſ. w. war bei uns nicht zu denken. Wir erwarteten ruhig, bis Karl ohne ſie gehen konnte. Fiel er einmal (auf der dicken, wollenen Decke) ſo lachten wir, ſtatt ihn zu bedauern, und ſagten laut und deutlich: „Ach, Karl iſt gefallen! — Steh' auf, Karl!“ und — er ſtand ruhig auf und ging weiter. Einen Fallring ſetzten wir ihm aus Vorſicht allenfalls auf, beſonders draußen! ſonſt nichts! — Sahen wir voraus, daß er fallen, ſich ſtoßen, oder ſich am (nicht allzu heißen) Ofen verbrennen mußte, ſo wendeten wir anfangs es ab; nachher ſagten wir es ihm, in aller Ruhe, zuvor. Nahm er ſich dann nicht in Acht, ſo mußte er leiden, was er ſich zugezogen hatte, um — durch eignen Schaden klug zu werden.

Damit jedoch, namentlich Feuer und Waſſer, ihm nicht unerſetzlichen Schaden zufügen könnten, wurde er mit ihren Eigen-

ſchaften von uns ſelbſt, ſehr früh ſchon! jedoch mit der gehörigen Vorſicht, bekannt gemacht. Wir veranlaßten es, unter Umſtänden, daß er den geheizten Ofen berühren und ſich verbrennen mußte. Wir ſelbſt machten, daß er ins Waſſer trat, oder fiel, in ſofern es ihm nicht ſchaden konnte.

Sorgfältig aber hüteten wir ihn davor, ſich nicht nach einer großen Erhitzung ſchnell abzukühlen, oder gar darauf zu trinken. 1) Wir ſelbſt thaten es nicht. 2) Wir zeigten ihm mehrere unglückliche Beiſpiele der Art. 3) Erzählte man uns etwas dahin Gehöriges, ſo theilten wir es ihm buchſtäblich mit, oder veranſtalteten, daß unſre Freunde es uns — in ſeiner Gegenwart! — noch einmal erzählen mußten. 4) Wir erſannen zweckmäßige Geſchichten für ihn; beſonders dann, wenn er auf dieſe Weiſe gefehlt hatte. In ihnen wurde aber das fortwährende Siechen für weit ſchlimmer angenommen, als der Tod; theils, weil es wirklich ſchlimmer iſt, theils weil der Tod nicht oft, das Siechen aber nicht ſelten, auf eine ſolche Unbedachtſamkeit zu erfolgen pflegt.

Zur Wartung eines Kindes gehört das Spielen mit ihm. Da dies ein Hauptpunkt in meiner Erziehungsweiſe iſt, ſo führe ich es in dem nächſten Abſchnitte weiter aus. Wenn man ein Kind nicht anhält, früh aufzutreten und gehen zu lernen, ſo dauert es länger, bis es zu gehen anfängt. Es lernt aber deſto ſicherer laufen, ausgenommen, wenn es ſehr ſtark wächſt, weil dann die nöthigen Kräfte fehlen.

Sechster Abſchnitt.

Karls Spielzeug.

Ich bin überzeugt, daß man nicht früh genug anfangen kann, mit dem Kinde zu ſpielen, und daß man faſt alle Gegenſtände, welche im Leben vorkommen, zum zweckmäßigen Spielzeuge machen darf, wenn man ſich nur immer richtig dabei benimmt.

So lange uns das Kind noch mehr als Thier erſcheint, kann es die ihm dargebotenen Gegenſtände kaum ſehen, kaum hören,

kaum ergreifen, ſondern faſt nur durch den Mund wahrnehmen, weil die Natur die Werkzeuge des Mundes, (des nothwendigen Saugens wegen,) am weiteſten gefördert hat.

Deshalb bringt es, mechaniſch! alles zum Munde. Es bedarf alſo großer Aufmerkſamkeit, daß es ſich nicht ſteche, ſchneide, kleinere Gegenſtände verſchlucke, ſich im Geſichte, beſonders an den Augen, ſchade, oder durch giftige Farben krank mache, wo nicht gar tödte. Alles dies kann man aber durch Aufmerkſamkeit vermeiden.

Das Spiel mit dem kleinen Kinde ſoll eine leichte, vorüber gehende Beſchäftigung ſein, durch welche die noch ſchlafenden Kräfte geweckt, geleitet und geſtärkt werden. Man fange alſo mit dem gröbſten, ſinnlichſten an, denn das Feinere würde für das Kind jetzt noch verloren gehen.

Wir z. B. hielten Karln unſre Finger nahe vor die Augen, und bewegten ſie, einzeln oder alle, auf mancherlei Art. Das bemerkte es allmählig, griff darnach; verfehlte ſie aber anfangs, wie ſich von ſelbſt verſteht. Das ließen wir dann ruhig geſchehen, brach-

ten aber unſre Hand der ſeinigen, oder ſeine der unſrigen unmerklich näher. Er ergriff — froh, ihn gefaßt zu haben! — irgend einen Finger, führte ihn zum Munde und ſog daran. Dann ſprachen wir das Wort: Finger laut, langſam und deutlich, zu wiederholten Malen, aus, damit das noch ganz unverſtändige Weſen Zeit bekomme, es klar zu hören, und — aufzufaſſen. Nach einigen Minuten zogen wir ihm den Finger aus dem Munde, und hielten denſelben abermals vor ſeine Augen, jedoch nur den einzigen, und ſagten dabei wiederholt: „ein Finger!“ Dann hielten wir zwei hin, und ſagten in eben der Art: „zwei Finger!“ u. ſ. w.

Hatte er den Daum gefaßt, ſo ſagten wir wie oben: „Daum!“ Anfangs vermieden wir es aber, daß er ihn ergriff, um die noch unbeſchreibliche Kurzſichtigkeit ſeines Geiſtes nicht zu verwirren. Als er die Finger wirklich kannte, gaben wir ihm auch den Daum hin, und nannten dabei ſeinen eigenthümlichen Namen; auch unterſchieden wir allmählig den Zeigefinger, den Mittelfinger, den kleinen Finger u. ſ. w. Alles wur-

de aber nachgrade angebahnt, und die Namen jedesmal laut, deutlich und langſam ausgeſprochen, auch oft wiederholt.

Später erſt machten wir von den Fingern einen Gebrauch nahe vor ſeinen Augen, (vom bloßen Bewegen an, bis zum Emporheben ſeiner Hand, oder eines andern Gegenſtandes.) und ſprachen dabei (wie oben angedeutet iſt) aus, was wir thaten.

Für das Gehör bedienten wir uns zuerſt vielleicht nur zweier glatter Schlüſſeln: die wir in der Nähe von Karln, (abwechſelnd vor ſeinen Augen und Ohren) zuſammenſchlugen, und das Wort: Schlüſſel dabei ausſprachen. Er führte dann, wenn er ihn endlich ergriffen hatte, einen Schlüſſel zum Munde, und wir gingen allmählig weiter, zu dem Vorhalten und Ausſprechen: „ein Schlüſſel zwei Schlüſſel, u, ſ. w. wie oben beſchrieben iſt.

Man ſieht leicht ein, mit Vernunft und Vorſicht kann man auf dieſe Weiſe alle Dinge zu Spielzeug machen, und ich halte mich überzeugt, daß man daran beſſer thut, als wenn man eine Menge Spielſachen kauft,

und dem Kinde zum willkührlichen Gebrauche, oft wohl gar ohne vernünftige Anleitung, überläßt. Dadurch können die unverſtändigen Weſen ſich leicht ſchaden, und lernen doch nichts dabei; bringen ihre Zeit halb ſinnlos zu; fühlen bald Langeweile; werden verdrießlich, eigenſinnig, werfen ihre Spielſachen von ſich, oder ſchlagen darauf loß; kurz, ſie gewöhnen ſich, — wie man, leider! allgemein findet, — ans Verderben und Zerſtören.

Dies Gewöhnen ans Zerſtören iſt aber ſo ſchlimm, daß ich mit wahrer Wehmuth daran denke, wie lange es dem Menſchen anhängt, wie vielfältig es ihn irre führt, und wie ſchwer es ihm wird, ſich davon zu entwöhnen. Kluge Eltern werden mich verſtehen, denn ſie haben es gewiß bemerkt, daß das Obenangeführte wahr iſt, und auf die Verſtandesbegriffe, ſo wie auf die Gefühle und Empfindungen des Herzens ihrer Kinder böſen Einfluß hatte.

Das Kind läßt ſeinen Unwillen (der gewöhnlich aus Langerweile entſteht,) an ſeinem Spielzeuge aus; ſpäterhin an dem, was es erreichen kann; zuletzt ſogar an ſeinen thie-

riſchen und — menſchlichen Umgebungen. Was dies für traurige Folgen haben muß, begreift jeder.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alles einzeln anführen und auseinanderſetzen wollte. Es bedarf aber wohl nur Fingerzeige. Dieſe habe ich theils hier, theils im erſten Bande ſchon gegeben, und werde ſie ferner geben.

Sobald Karl zu einem gewiſſen Grade der Wahrnehmung oder Erkenntniß gelangt war, ſo ſchritten wir zu dem nächſt folgenden.

Nach einiger Zeit brachten wir ihm z. B. einen Zweig mit Blättern; hielten ihn denſelben vor, und ſagten: ein Zweig! Dann brachen wir ein Blatt davon vor ſeinen Augen ab, und ſagten, indem wir ihm dies vorhielten: ein Blatt! Mit beiden Dingen, Zweig und Blatt, wechſelten wir nun mehrmals, aber langſam, um dem ſchwachen Geſchöpfe Zeit zu geben, ſich wieder zu ſammeln, und ſprachen jedesmal dabei laut, deutlich und langſam aus: ein Zweig, ein Blatt! Allmählig brachen wir mehr Blätter ab, und ſagten dabei: noch ein Blatt! noch ein

Blatt! Dann hielten oder legten wir ihm zwei Blätter zugleich vor, und ſagten dabei: Siehe Karl! zwei Blätter! Später dann: drei Blätter! u. ſ. w.

Andre Male zeigten wir auf den Zweig, der noch mehrere Blätter hatte, und ſagten mit ſtarker Betonung und mit vielem Nachdruck: ein Blatt, zwei Blatt, (dann aber ſchnell uns verbeſſernd; zwei — Blätter! endlich mit dem Ausdrucke des Erſtaunens: viele — — Blätter!

War der Zweig allmählig ganz von Blättern entblößt, ſo machten wir die ſchwankende Bewegung einer Ruthe damit und ſagten dabei: eine Ruthe! —

„Siehe, Karl! nun iſt es eine Ruthe! Jetzt ſind die Blätter (zugleich wieſen wir auf dieſe hin) alle davon (auf die Ruthe hingewieſen) abgebrochen, jetzt iſt es kein Zweig mehr, jetzt iſt es: eine Ruthe!“

Mit der Zeit ſagten wir auch: Den Zweig habe ich von dem Baume abgeſchnitten. Komm, ich will Dir zeigen, wo ich ihn abgeſchnitten habe! Dann nahmen wir ihn auf den Arm, oder an die Hand, und führten

ihn zu dem (Franz-) Baume, von welchem wir ihn ſo tief unten abgeſchnitten hatten, daß er es leicht bemerken und beſehen konnte. Wir paßten anfangs den Zweig, nachher die Ruthe dort an, und ſagten (ſtets langſam, laut, deutlich und wiederholt!) Siehſt Du, hier habe ich den Zweig von dieſem Baum (indem wir dabei auf den ganzen (kleinen) Baum deuteten,) abgeſchnitten! So hat er an dem Baume geſeſſen.

Dann ſagte ich wohl: Soll ich noch einen Zweig abſchneiden?

Sicher antwortete er: Ja!

Nun ſuchte ich, abſichtlich vergebens! in allen meinen Taſchen nach einem Meſſer, und wiederholte dabei mehrmals: „Ich habe kein Meſſer bei mir, und ohne ein Meſſer kann ich den Zweig nicht von dem Baume abſchneiden.“ Nach einigen Augenblicken: „Warte, mein Kind! ich will ein Meſſer holen!“

Wenn ich eins geholt hatte, ſo ſagte ich darauf zeigend: hier habe ich ein Meſſer! nun kann ich damit den Zweig von dem Baume abſchneiden.“

Jetzt that ich es, hob den Zweig beſonders empor, und ſagte dabei: „Nun iſt der Zweig von dem Baume abgeſchnitten!“ und nach einer Weile; Siehe, Karl! hier (den Zweig wieder an ſeine vorige Stelle anpaſſend,) hat der Zweig am Baume geſeſſen! Ihn dann wieder emporhaltend, und den zuvor abgeſchnittenen daneben: „Nun haben wir zwei Zweige!“ —

In der früheren Zeit ſagten wir ſtatt deſſen: „Ach, nun haben wir einen Zweig, und noch einen Zweig, (auf jeden einzelnen dabei zeigend!) alſo — zwei Zweige!“

Erſt ſpäter machten wir ihn auf die verſchiedene Größe der Bäume aufmerkſam. Wir zeigten z. B. zuerſt auf einen kleinen Franzbaum und ſagten dabei: „Dieſer Baum iſt klein und niedrig!“ Dann auf einen jungen hochſtämmigen und ſagten. „Dieſer Baum iſt größer und höher!“ Zuletzt auf einen älteren hochſtämmigen, und ſagten: „Dieſer Baum iſt groß und hoch!“ Alles wurde mit ausgezeichneter Betonung und mit zweckmäßigen Gebehrden und Bewegungen der Hände begleitet.

So lehrten wir ihn ferner als Spiel, Unterhaltung und Zeitvertreib, daß manche che Bäume (dieſer da! dieſer dort!) ſchöne Blüthen und wohlſchmeckende Früchte trügen. Andre aber nicht! (auch ſie wurden dann gezeigt!)

Waren es etwa Eichen, ſo hieß es, als wollten wir unſern Irrthum verbeſſern: Ach, nein! das iſt ja eine Eiche! — Dann habe ich Dir nicht recht geſagt; denn die Eichen tragen auch Früchte; nur wir Menſchen können ſie nicht eſſen. Die Schweine aber eſſen ſie, (oder beſſer: freſſen ſie, *) sehr gern. Du ſollſt es ſelbſt ſehen!

Waren Eicheln zu finden, ſo ſuchten wir mehrere auf. Karl mußte ſie mitnehmen, und einem Schweine vorwerfen. War es außer der Eichelzeit, ſo ſuchte ich eine Zeitlang mit ihm; that aber dann, als ob ich nachdächte, und ſagte hinterher: „Ach, ich beſinne mich, es giebt jetzt keine (reife) Eicheln! Sieh nur

---

*) So ein Wort wurde ſtets mit großem Nachdruck ausgeſprochen.

dort oben am Baume! Da ſind Eicheln! aber — ſie ſind noch ſehr klein! Nach mehreren Wochen werden ſie ſchon größer geworden ſein. Vielleicht ſind dann auch einige herun⸗tergefallen. Dann wollen wir ſie aufſuchen und mitnehmen.“

Auf eine ganz ähnliche Weiſe machten wir es mit tauſend Gegenſtänden um uns her! Z. B. mit einer Roſe.

Wir brachen etwa einen Zweig mit meh⸗reren Blättern, einigen Knospen, einer halb⸗ und einer ganz aufgeblühten Roſe ab, und leg⸗ten das Ganze vor ihn hin, mit den Worten: Da haſt Du einen Zweig von einem Roſen⸗buſche! — Nun wurde alles Einzelne nach obiger Weiſe vorgenommen: Zweig, Blätter, Stängel, Stacheln (größere, kleine⸗re, grade, krumme,) Haare, Kelch, Blume, gefärbte Blätter, äußere, innere, große, klei⸗ne, glatte, gekräuſelte, gewölbte, gefaltete, weiße, röthliche, rothe, | ſchwärzliche, bunte; | violette
die Saamenträger, ihre Fäden, Beutel, Saa⸗menſtaub, die noch verſchloſſene Knospe, (die wir aber am Ende öffneten) die halb aufge⸗ſchloſſene, u. ſ. w. Zwiſchendurch, oder zu⸗

letzt, kamen wir auch auf den Geruch, der dann ſogleich beachtet und mit dem Geruche andrer Blumen oder Gewächſe verglichen wurde.

Man ſieht, die gewöhnlichſten Umgebungen bieten ein Feld zum Spielen und zu Belehrungen dar, welches mehr als groß und reich genug iſt, um dem Kinde hinreichende Ausbeute, als Geiſtesnahrung für die erſten fünf bis ſechs Jahre, zu liefern.

Und — ich muß dies hierbei anmerken! — Wer auf dieſe Weiſe hören, ſehen, fühlen, riechen, ſchmecken u. ſ. w. lernt, wird es gewiß recht lernen, und dabei ſoviel Geiſteskraft gewinnen, daß auch ſein geiſtiges Hören, Sehen und Fühlen (Empfinden) ſo wie das zarte Merken und ſein Geſchmack auffallend dadurch veredelt werden.

Auch in Betreff der Sittlichkeit des Kindes iſt das Erzählte von Wichtigkeit. War Karl einmal unzufrieden, oder weinte er wohl gar, weil er ſeinen Willen nicht haben konnte, ſo durften wir nur ſagen: „Ei, ſieh einmal, das iſt doch ſonderbar!“ und ihm etwas — für ihn — neues zeigen, ſo war

ſeine Aufmerkſamkeit ſchnell geſpannt: er vergaß ſeinen Mißmuth, und war wieder das artige und heitere Kind. Zum Schreien, (zum Brüllen, möchte ich es nennen) iſt es niemals bei ihm gekommen.

Spielzeug, im gewöhnlichen Sinne des Worts, habe ich faſt gar nicht gekauft. Dieſe Ausgabe wurde erſpart, denn alles war ſein Spielzeug.

Dazu bot ein ziemlich großer Platz vor meinem Hauſe, den ich faſt zwei Fuß tief mit reinem Kies hatte belegen, und rings umher mit Blumen, blühenden Gebüſchen und Bäumen einfaſſen laſſen, die beſte Veranlaſſung dar.

Er war beſtändig trocken! Selbſt wenn es Tagelang geregnet, und nur ſeit einer Stunde aufgehört hatte, ſo zog ſich alles Waſſer ſchnell zwiſchen die Kieſel hinab, und der Platz war wieder trocken und geſund.

Hier, und wenn es nicht mehr feucht war, im Garten, lebte und webte Karl in der ſchönen Natur. Anfangs wurde er auf alle Einzelnheiten derſelben aufmerkſam gemacht. Später beachtete er ſie ſelbſt, und

zeigte ſie uns, theils belehren wollend, theils um Belehrung bittend.

So oft ich nämlich, meiner übrigen Geſchäfte wegen, nicht bei ihm ſein konnte, befand er ſich in der Nähe meiner Frau. Wenn ſie wirthſchaftliche Verrichtungen beſorgte, im Garten oder im Hauſe, ſo ſaß, ſtand oder ging er neben ihr, und beide beſprachen ſich dann über das, was gethan ſei, was jetzt geſchehe, oder noch müſſe beſorgt werden.

Dabei war es ihm nicht bloß erlaubt, ſondern wir leiteten ihn ſelbſt dahin, daß er uns ſtets ſeine Meinung für oder wider! mittheilen mußte, (mit Beſcheidenheit! wie ſich von ſelbſt verſteht.) Wir begingen dann wohl kleine Fehler, oder verſahen etwas, und beſpöttelten ihn heiter, wenn er es nicht merkte.

Alle kleine Geſchäfte gaben uns dazu Veranlaſſung; das Spargelſtechen, Roſenpflükken, Obſtabnehmen, u. ſ. w. Hatten wir irgend etwas mit Ueberlegung nicht zu thun für gut befunden, und er erinnerte uns daran, als an etwas Vergeſſenes, oder Ueberſehenes, ſo lachten wir ihn abermals, — aber

da-

dabei liebkoſend! — aus, und ſagten etwa. „O Du dummes Jüngelchen! begreifſt Du denn nicht, daß ich es aus dem Grunde nicht habe thun wollen?

Dies und das Vorerwähnte bewahrten ihn hinreichend vor dem Gedanken: daß er es beſſer verſtehe, als wir; denn ſo etwas kam oft vor.

Eins ſeiner früheren Spiele war das mit Sand. Ich kaufte ihm dazu das Tiſchchen und den kleinen Schemel, als er gegen zwei Jahr alt war. Sie ſind noch da, und werden mir lebenslang werth ſein, denn auf dem Schemel und an dem Tiſch iſt er vom Spielen mit Sand, zu den Beſchäftigungen eines, mit dem Zeugniſſe vorzüglicher Reife zur Univerſität Abgehenden, gelangt.

Auch in das höchſt gemeine und verachtete Spiel mit Sand, wurde möglichſt viel Sinn und Vernunft gelegt. Bei der Erziehung eines zweiten Kindes würden wir manches noch zweckmäßiger eingerichtet haben. Doch glaube ich, daß eine Andeutung deſſen, was geſchah, wenigſtens nicht ſchaden kann. Sicher werden Mütter, die ſich die Mühe ge-

ben wollen, es nachzuahmen, uns übertreffen. Deſto beſſer!

Da Beſchäftigungen dieſer Art ſo natürlich auf die Mutter fallen, (weil den Vater dringende Arbeiten viele Stunden lang an ſeinen Studirtiſch u. ſ. w. feſſeln,) ſo laſſe ich meine Gattinn erzählen, was ſie that, und wie ſie dabei verfuhr.

Das Reiſeſpiel, wovon ſie ebenfalls eine kleine Probe mittheilen wird, kann, der Natur der Dinge nach, nur Kinder unterhalten und feſſeln, welche bisweilen gereißt ſind. Ich wünſche aber von ganzer Seele, daß alle es ſein mögen; weil nichts ſo ſchnell und eingreifend bildet, als öftere Veränderung des Wohnorts und der täglichen Umgebungen, vorzüglich wenn man nachher wieder dahin zurückkehrt, wo man früher lebte. Man ſieht, hört, bemerkt, denkt, beurtheilt und ſchließt dann ganz anders.

Werden ſolche Reiſen durch ein ſpielendes Nachahmen derſelben oft und möglichſt anſchaulich wieder ins Gedächtniß zurückgerufen, ſo iſt es deſto beſſer. Dadurch erinnert ſich das Kind an hundert Dinge und Vorfälle,

die es ſonſt ſchnell vergeſſen hätte. Es beurtheilt und vergleicht ſie alſo ſchärfer.

Auch ganz kleine Reiſen nützen auffallend, beſonders wenn ſie recht zweckmäßig angeſtellt und wiederholt werden. Reichen Leuten ſteht freilich zu dieſem Allen weit mehr zu Gebote, als ärmeren.

„Karl beſaß mancherlei kleine Küchengeräthe zum Spielen. Da er viel mit mir in der Küche war, mich die Speiſen bereiten ſah, und ich ihm immer alles dabei auseinander ſetzte; ſo zog ihn dieſe Beſchäftigung ſehr an, und er fing von ſelbſt und zuerſt an, ſie ſpielend nachzuahmen. Ich half ihm bald dabei, leitete ihn, und benutzte dies Spiel, um ihn mancherlei dadurch näher kennen zu lehren. Zunächſt kauften wir ihm größere und kleinere Geſchirre, in welchen er ſeine Vorräthe (die alle aus Sand beſtanden) aufbewahrte. *) In dem einen hieß dieſer Sand:

*) Ich hatte nämlich im Keller, in der Speiſekammer und auf dem Boden, zu welchen drei Orten er mich oft begleitete, ſtets Vorräthe auf viele Monate.

Mehl, in dem andern: Reis, Gries, Salz Milch u. ſ. w.

Wenn die Rollen zwiſchen uns vertheilt wurden, durfte er wählen, ob er Mutter oder Köchin ſein wolle. Stellte er die Mutter vor, ſo mußte er anordnen, was gekocht werden ſolle. Ich fragte dann nach vielen Dingen, und konnte er meine Fragen nicht gehörig beantworten, ſo verlor er ſeine Würde und mußte Köchin werden. Dann befahl ich und lehrte ihn, was zu dieſer oder jener Speiſe alles gehöre; er mußte z. B. Suppenkräuter aus dem Garten holen. Wenn er ſie — wie anfangs der Fall war! — falſch brachte, oder eine ſchon oft wiederholte Sache nicht behalten hatte, ſo wurde er ſeines Dienſtes entlaſſen, nachdem ihm die Gründe dazu auseinander geſetzt waren.

Dann konnte er aber ſobald nicht wieder: Köchin werden, ſondern mußte ſich begnügen, Küchenmädchen zu ſein.

Wir ſpielten ferner oft eine Art von Komödie mit einander, welches ihm von vielen Verhältniſſen im Leben richtige Begriffe beibrachte.

Bald war er z. B. Mutter und ich Kind. Dann gab er ſeine Befehle, die ich bisweilen unrichtig, bisweilen gar nicht befolgte. Ueberſah er es, ſo war er der Würde verluſtig. Selten aber entging es ihm. Er machte mir vielmehr gewöhnlich ernſte oder liebreiche Vorſtellungen. Ich verſprach Beſſerung, bat um Vergebung, that aber doch wohl nach einiger Zeit das Verbotene wieder. Bemerkte er es, ſo machte mir ſein drolliger Ernſt ſehr viel Vergnügen; er drohte mit Strenge, und ſagte nicht ſelten: „Ja, ich ſehe wohl, es wird nichts aus Dir! Ich kann Dich nicht mehr lieben! Ich arme Mutter!“

Bisweilen war er auch der Lehrer und ich das Kind. Abſichtlich beging ich diejenigen Fehler und Unaufmerkſamkeiten, die ihm eigen waren; Er bemerkte ſie faſt jedesmal, verbeſſerte und rügte ſie. Dadurch fühlte er das Nachtheilige ſeiner Fehler am beſten, und wurde aufmerkſamer darauf, ſie zu unterlaſſen. Ich konnte ihm ſeine Unarten dadurch am ſicherſten abgewöhnen, daß ich ſie beging, wenn er mich vorſtellte.

War er recht verſtändig geweſen, ſo durfte er auch wohl einmal den Vater vorſtellen. Dann unterhielt er ſich mit mir, (ſeiner Frau) über allerlei Gegenſtände; auch über unſern Sohn und ſeine Erziebung, wobei oft die unerwartetſten Anmerkungen von ihm gemacht wurden. Ich erzählte ihm dann und wann, daß ich doch noch viele Fehler an Karln bemerke, nnd führte ſie einzeln an. Er tröſtete mich dann, und ſchloß gewöhnlich damit: „Sei nur nicht betrübt, mein Kind! Karl wird doch noch ein guter Menſch!" —

Oft fragte ich ihn auch um Rath, wie man es wohl mache, um dem Kinde dies oder jenes abzugewöhnen, und er ſchlug allerlei nicht unpaſſende Mittel vor. Wenn ich ihm aber entgegnete: daß ich dieſe ſchon alle angewandt habe, ſo ſagte er mit Nachdruck: „Nun, wenn das alles nichts geholfen hat, ſo ſchlage ihn, damit er dran denke!"

Andremale ſpielten wir das Reiſeſpiel. Er mußte nämlich angeben, wohin er reiſen, was er auf der Reiſe ſehen, und wen er beſuchen wolle. Zugleich nannte er die Orte, durch welche er kommen werde. Dieſe wur-

den im Winter in der Stube, und im Sommer im Garten durch irgend etwas bezeichnet. Wollte er z. B. nach Magdeburg, ſo bedeutete die Komode: Halle, der Tiſch: Könnern, ein Stuhl: Bernburg und das Sopha: Magdeburg. Ich, nicht weit davon, auf einem Stuhl am Fenſter ſitzend, ſtellte dann den Prediger Glaubitz in Klein-Ottersleben bei Magdeburg vor.

Zuerſt machte Karl alle Vorbereitungen zur Reiſe, fragte ſich z. B. ſelbſt, ob er alles Nöthige bei ſich habe, und reiſete dann vom Ofen, welcher Lochau vorſtellte, ab. Bald ging er; bald ritt er auf ſeinem Wiegenpferde, je nachdem er zuvor (auf ſeiner wirklichen Reiſe) den Weg trocken oder kothig gefunden hatte.

Traf er unterweges einen oder mehrere Reiſegeſellſchafter, (alles, wie es ſich früher in der That zugetragen hatte,) ſo fuhr er, durch Hülfe ſeines Wagens.

Die Zeit, welche er zum Umhergehen, reiten oder fahren bis zum nächſten Haltorte zubrachte, richtete ſich jedesmal nach den verſchiedenartigen Entfernungen der Oerter, nach

den guten oder ſchlechten Wegen, nach den Geſchäften oder andern Verweilungen unterweges; wobei ich natürlich Bemerkungen machte: wenn er mir zu früh oder zu ſpät, anzukommen ſchien. Er ſuchte dieſe zu widerlegen u. ſ. w.

In Halle beſuchte er den Profeſſor W. unterhielt ſich mit dieſem, und kehrte auf dem Wege nach Könnern irgendwo ein, ließ ſich ein Butterbrod und Waſſer geben, bezahlte dies mit Rübenſcheibchen und kam dann in Könnern an, wo er die Familie H. beſuchte, und die Nacht bei ihr blieb.

In Bernburg aß er am andern Mittag, beſuchte einige dortige Familien, fuhr dann vielleicht mit Gelegenheit nach Magdeburg, und kam endlich nach Klein-Ottersleben, wo er mir, als ſeinem Freunde Glaubitz, alles Anziehende von ſeiner Reiſe und alles Sehenswürdige erzählte. Solche Reiſen wurden nach allen Seiten hin unternommen.

Wußte er nichts Merkwürdiges zu erzählen, ſo hieß es lachend:

Schickt Petern durch die ganze Welt;
Was hilft's ihm, wenn er nichts behält?

Dann war ich die Reiſende, und erzählte ihm beſondess viel von allen den Städten, in welchen er und ich geweſen waren. So veränderten wir das Spiel auf allerlei Art.

Dann und wann ſetzten wir Beide uns an den Tiſch. Ich nahm die Tafel, und er durfte ſagen, was ich darauf zeichnen ſollte. „Einen Mann!“ rief er dann wohl zuerſt. Was nun? — „Ein Haus!“ dann eine Katze, einen Baum; einen Hund: ein Kind, und: einen Tiſch! — Stand alles, ſeinem Begehren gemäß, auf der Tafel, ſo wollte er auch gern wiſſen, wie der Mann, das Kind oder der Hund hießen, und was ſie da machten. Ich ſetzte ihm dann etwa folgende Geſchichte daraus zuſammen: (gewöhnlich erzählte er das Gehörte dem Vater bei Tiſche wieder, wobei er dann — wie ſchon früher bei mir — mancherlei Bedenklichkeiten gegen dies oder jenes, beſonders gegen das ſittliche und geiſtige Benehmen der Perſonen, vor allem: der Kinder, zu äußern pflegte. Wir widerlegten oder beſtätigten ſie jedesmal.) „Der Mann, mein Kind! heißt Peter Schulz, und das Haus hat er ſich eben erſt

bauen laſſen. Er war vorher ganz arm; arbeitete aber fleißig und lebte ſparſam. Dadurch verdiente er ſich ſo viel Geld, daß er das Haus dafür aufbauen konnte. Nun heirathete er auch ein recht gutes, fleißiges Mädchen, und nach einiger Zeit bekam ſeine Frau einen Sohn, den Du da ſiehſt, und welcher Auguſt heißt. Die Mutter iſt ſo eben in der Küche und bereitet das Mittagbrodt; ſiehſt Du wohl, wie der Schornſtein noch raucht? Vor einer Weile hat ſie ihren Mann gerufen, und ihn gebeten, er möge, da er doch mit ſeiner Arbeit fertig ſei, den Auguſt holen, der da unter dem Baume ſpiele, ſie wollten eſſen; Auch möge er den Spitz und den Kater mitbringen, damit alle gleich ihr Theil vom Mittagbrodte bekämen. — Das hat der gute Vater denn auch gethan, und weil es ſo ſchönes Wetter iſt, ſo hat er ſeine Frau gebeten, daß ſie draußen eſſen möchten, und hat dazu ſchon den Tiſch mit herausgenommen."

Man ſieht, auch Aermere können dergleichen mit vielfachen Veränderungen und Ver-

beſſerungen benutzen, um ihren Kindern Freude zu machen, und ſie — zu belehren.

Eins der zweckmäßigſten Spiele iſt ein Baukaſten. Bei vernünftiger Anleitung beſchäftigt und vergnügt er die Kinder mehrere Jahre lang, und ſie können dabei ungemein viel lernen.

Es giebt mehrere Arten derſelben. Einige, um hölzerne, andere, um ſteinerne Gebäude damit nachzuahmen. Wären die für hölzerne Häuſer, Scheunen, Ställe u. ſ. w. ſo eingerichtet, daß man ſie (wie die Bauſteine) auf mancherlei Weiſe zuſammen ſetzen könnte, ſo würden ſie — beſonders auf dem Lande, wo man faſt nur hölzerne Gebäude ſieht — ſehr nützlich ſein; denn das Kind könnte dieſe deſto leichter nachahmen.

Gewöhnlich aber kann man aus ihnen ewig nur daſſelbe Haus bilden, und ihre Theile ſind überdies vielfältig gezeichnet; ſo daß ein richtig geleiteter, zum Nachdenken, Suchen und Verbeſſern gewöhnter, Knabe ihrer bald überdrüſſig wird. Doch nützen ſie allerdings, denn ſie bringen dem Kinde einen völ-

lig anſchaulichen Begriff von einem hölzernen Hauſe, und allen dazu gehörigen Theilen bei.

Iſt man reich genug, viele derſelben zu kaufen, und wiſcht man ſpäterhin, (verſteht ſich: in Uebereinſtimmung mit dem Knaben!) die bezeichnenden Nummern aus; ſo wird ihr Nutzen ſehr erhöht. Man kaufe dann auch Wind- und Waſſermühlen, ſo wie andre Nachahmungen merkwürdiger Dinge, die das Kind geſehen hat; z. B. Schleuſen, Salzwerke, Dampfmaſchienen ꝛc. nur iſt Hauptbedingung dabei, daß alles auseinander genommen und wieder zuſammen geſetzt werden könne. Auch ſchaffe man möglichſt bald die Bezeichnungen weg.

Sollte auch einmal beim unrichtigen Zuſammenſetzen etwas zerbrochen werden. Vater und Kind — mit der Zeit wird es das Kind allein thun! — werden dem Schaden wohl abhelfen können, und das Kind wird dadurch unmerklich zur Selbſthülfe und zu mechaniſchen Arbeiten geführt.

Ohne allen Vergleich wichtiger iſt aber ein Baukaſten mit behauenen Steinen (von Holz). In dem, welchen ich kaufte, befanden

ſich Steine von einem Zoll ins Gevierte. Andre waren zwei, drei, vier bis zwölf Zoll lang. Alle dieſe waren einen Zoll dick.

Andre hatten einen viertel Zoll Dicke aber ſechs, acht bis zwölf Zoll Länge, um damit in der Art, wie bei manchen antiken Gebäuden, das Dach zu verfertigen.

Außerdem hatten wir Gewölbſteine und ſchief hinabgehende, ſo daß wir eine ſteinerne Brücke bauen, und mit Auf- und Abfahrt verſehen konnten. Auch an den Steinen zu den Bruſtwehren fehlte es nicht.

Hiermit bauten wir alles. Anfangs er mit mir, oder mit der Mutter. Späterhin, er allein. Große und kleine Häuſer, Palläſte, (namentlich dieſen oder jenen, den Karl geſehen hatte,) Seitengebäude, Scheunen, Ställe, Brücken, Kirchen, Thürme, Wieſen- und Gartenzäunungen mit Luſthäuſern darin u. ſ. w. Jedes Gebäude wurde aber mit Menſchen, Vieh, oder Hausgeräthe; die Scheunen mit Getreide aller Art oder Stroh, die Stallböden mit Heu, der Holzſtall mit Holz, der Keller und die Vorrathskammern mit andern Dingen verſehen.

Heu und Stroh war genug zu haben. Vorräthe bot der Garten dar, oder die Mutter ſchenkte ſie, oder Karl nahm Sand, Erde, Steinchen u. ſ. w. Menſchen und Thiere ſchnitzte anfangs die Mutter, nachher er ſelbſt aus gelben Rüben, und verſah ſie mit hölzernen Füßen. Das Hausgeräth war gewöhnlich aus Papier verfertigt.

Karl war dann der Hausherr, hatte eine Frau, Kinder und Dienſtleute; ferner Pferde, Kühe, Schaafe, Schweine, Hühner, Gänſe, Enten u. ſ. w. welche er alle theils beſorgen ließ, theils ſelbſt beſorgte. Er überſah alles mit großer Aufmerkſamkeit, und bedachte, ob und was ihm noch fehle. Hatte er ſein Rübengeld ſchon ausgegeben, ſo konnte er nichts mehr kaufen, ſondern mußte ſich für jetzt gedulden.

Man ſieht leicht, welch' ein weites, ich möchte ſagen, unüberſehliches, und doch höchſt fruchtbares Feld ſich hierdurch für Eltern und Kinder eröffnet. Ein richtig erzogenes Kind wird täglich Stundenlang bauen, denn es ſinnt immer nach, erfindet immer etwas neues

und unterrichtet ſich dabei auf eine vielfältige Weiſe.

So erfand Karl einſt das durchbrochene Bauen, und reichte dadurch zwei bis dreimal ſo weit mit ſeinen Steinen. Seine Freude darüber war unglaublich groß, und ſeine Bauten gingen von jetzt an mehr ins Große. Daß wir einer ſolchen Erfindung verhältnißmäßigen Beifall gaben, verſteht ſich von ſelbſt.

So wenig Spielzeug er beſaß, und ſo lang der Winter auch auf dem Lande iſt, ſo hatte Karl doch nie Langeweile, noch wurde er ſeiner Spiele [redacted] überdrüſſig. Im Gegentheil er war immer ſehr froh und glücklich dabei.

Die meiſten Kinder bekommen ſo vielerlei Dinge zum Spielen, daß ihnen eins durch das andre gleichgültig wird. Zuletzt achten ſie alles nicht mehr, wie ſie ſollten, denn ſie ſind überſättigt; verlangen immer neues, immer koſtſpieligeres, nur um es zu beſitzen, weil ſie es bei andern geſehen haben. An den zweckmäßigen Gebrauch, an Nutzen und Freude dabei iſt nicht zu denken.

Sie gewöhnen ſich vielmehr daran, — und das iſt höchſt ſchädlich für ihr künftiges Leben! — gleichgültig zu ſein gegen das, was ſie haben, und begehrlich in Betreff alles deſſen, was nicht ihnen gehört.

Ihre Weihnachtsgeſchenke müſſen mit der Zeit viel Geld koſten, und ſtehen bald unnütz da. Karln machten einige Kleinigkeiten, die aber ſtets auf einen mannigfaltigen und nützlichen Gebrauch berechnet waren, unglaublich viel Freude.

Sobald es draußen erträglich war, lebte er im Freien, in den oben beſchriebenen Umgebungen. Im Winter machte er, beſonders bei hellem Froſte, ſeine Spielreiſen draußen, gehend, laufend, ſpringend, (mit allerlei künſtlichen Abwechſelungen,) hinkend, auf einem Stocke reitend, mit dem Wagen oder Schlitten fahrend; alles nach den Umſtänden.

War das Wetter angenehmer und der Boden nicht mehr feucht, ſo war der Garten ſeine Wohnung. Ganze Stunden lang brachte er damit zu, Unkraut aufzuſpüren, Spargel zu ſuchen, die verſchiedenen Blätter oder Blüthen mit einander zu vergleichen; nachzu-

ſehen

ſehen, ob Pflanzen oder Blumen hervorka- men, zu ſproſſen oder zu blühen anfingen, und es uns zu melden; die unzähligen Inſekten *), die kriechenden, laufenden, hüpfenden und fliegenden, zu beobachten, und uns nachher davon zu erzählen.

Fand er etwas, wovon er glaubte, wir wüßten nicht, daß es da ſei: ſo brachte er es mit Jauchzen, und bat innig um Belehrung, was es ſei und wozu es nütze. Vögel liebte er beſonders. Ihre Neſter waren ihm faſt ſo heilig, wie: menſchliche Wohnungen; ihre Jungen, wie: Kinder. Er konnte ſich nicht ſatt daran ſehen, wie künſtlich und zweckmäßig ſo ein Neſt gebaut ſei; wie emſig der Vogel brüte; wie ſorglich er ſeinen Jungen zu freſſen bringe; wie ſie wuchſen, ſich

*) Von Furcht vor ihnen hatte er keinen Begriff. Schon auf unſern Armen zeigten wir ſie ihm als etwas Anziehendes, erzählten ihm davon, und gewöhnten ihn daran: „Ein Junge muß ſich nicht fürchten!“ und mehr dergleichen Spruchlehren vollendeten, was wir auf die obige Weiſe anbahnten.

veränderten, befiederten, fortflatterten, von den Eltern begleitet wurden, und endlich, kühn und frei! allein in die Welt hinausflogen. Das alles gab Stoff zu vielfältigen Belehrungen.

Wie hätten wir ihn ohne unſern Hof, Garten, Wieſe und Wald ſo gottesfürchtig und fromm bilden können? Der Gedanke, daß Gott — nicht wir! — alles wachſen und gedeihen mache, durch Sonnenſchein, Wind, Regen, Thau, Nebel ꝛc., war ſo mit ihm verwachſen, daß er nichts grünen, nichts blühen ſehen konnte, ohne dabei an Gott, den Schöpfer, Vater, Erhalter und Verſorger aller Weſen zu denken.

Wir verwechſelten daher nicht ſelten abſichtlich die Sätze: es wächſt, es blühet, es trägt Früchte! mit dem richtigeren: Gott läßt es wachſen, blühen, Früchte tragen! Auch wohl: Gott macht, daß es u. ſ. w.

In Betreff des Wetters, des gedeihlichen oder nicht gedeihlichen, drückten wir uns oft ſo aus.

War Karl alſo im Garten (oder überhaupt in der freien Natur!) ſo fühlte er ſich recht eigentlich in dem irrdiſchen, ſichtbaren Reiche Gottes; wo die Allmacht, Weisheit und Güte des Ewigen überall walte, und täglich neue, für Menſchen und Thiere höchſt wohlthätige, Wunder wirke. Wie hätte er hier, in der Nähe!, unter den Augen ſeines himmliſchen Vaters, Böſes denken, reden, oder thun können! —

„Ein noch nicht verleitetes Kind,“ behaupte ich mit Zuverſicht, „wird, unter den angeführten Umſtänden, ſtets: gottesfürchtig und gottliebend, folglich: gehorſam, achtungs- und liebevoll, dankbar, fleißig, u. ſ. w. ſein und ſein müſſen.“

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit dem Bewußtſein, daß ich noch vieles hinzuzufügen hätte.

Der Spiele und Unterhaltungen, welche den ſtrengeren Unterricht vorbereiteten oder anfingen, werde ich ſpäter erwähnen.

Siebenter Abſchnitt.

Müſſen Kinder viel mit andern Kindern ſpielen?

Da man mir immer aufs neue wiederholte, Karl müſſe einen Geſpielen oder eine Geſpielinn haben, ſonſt genieße er ſeine Kindheit nicht, werde Langeweile empfinden, und mißmuthig oder gar eigenſinnig werden; ſo gab ich endlich nach, und wählte, mit Zuziehung meiner Frau, nach einander zwei etwas ältere Mädchen, welche um dieſe Zeit offenbar die artigſten Kinder in der ganzen Gemeine waren. Sie ſangen, tanzten und ſpielten mit Karln, und er war dabei natürlich ſehr vergnügt. Aber daſſelbe Kind, welches vorher niemals eigenſinnig geweſen war, nie eine Unwahrheit geſagt hatte, erlernte jetzt ſchnell beides. Auch gewöhnte er ſich grobe Ausdrücke an, und erlaubte ſich Willkühr und Herrſchſucht, denn dieſe Kinder widerſtanden ihm nicht, weil ſie, kleiner Vortheile wegen, gern zu uns kamen.

Unſre Verſicherungen, es werde uns lieb ſein, wenn ſie ſeiner Willkür nicht nachgäben ſondern uns dieſelbe anzeigten, halfen nichts.

Ihre Jahre, ihr Stand, ihre Erziehung und die damit nothwendig verbundenen Vorurtheile machten ſie taub dagegen.

Wir hatten ſchon beſchloſſen, die Kinder wieder zu entfernen, als ein Thierchen, welches nicht auf Karls Kopfe geboren war, ihren ferneren Beſuchen mit einem Male ein Ende machte.

All dieſer Schade konnte geſchehen, ungeachtet beſtändig einer von uns Eltern in der Nähe der Spielenden war. Was wäre wohl ſonſt noch vorgefallen, wenn wir uns um nichts bekümmert hätten! —

Möchte dieſer Vorgang uns dahin gebracht haben, daß wir unter keiner Bedingung jemals nachgegeben hätten, einen Geſpielen für Karln in unſer Haus zu nehmen! Wie viel glücklicher wäre dadurch unſer Sohn, wie viel alſo auch jeder von uns geworden!

Es iſt ein thörichter, und höchſt ſchädlicher Wahn, daß Kinder nicht ohne Kinder heiter ſein können.

Sie haben ſie gern, das iſt begreiflich. Denn ſie brauchen bei Kindern weniger auf ihre Gedanken, Neigungen, Reden und Hand-

lungen zu achten, ſehen ſich nicht ſtets überwacht, nicht ſo oft übertroffen. Allein man ſei nur ſelbſt Kind mit ihnen, verſtehe ſich zu heiteren Poſſen, laſſe das Kind bisweilen die Oberhand behalten, klüger ſein, als man ſelbſt, eine höhere Würde bekleiden *) u. ſ. w., ſo wird es ſich auch beim Spiele mit älteren Perſonen (oder mit ſeinen Eltern) höchſt glücklich fühlen, es wird dabei gewinnen, keine Unarten erlernen, und keinen Schaden nehmen, was ſonſt ſo oft geſchieht.

Am ſchlimmſten iſt es, Kinder von ungebildeten Eltern, — wohl gar ohne nähere Aufſicht — zu Geſpielen eines gebildeteren zu machen. Alle Nachtheile, die ich davon, in Hinſicht Karls, anführte, habe ich in andern Familien ſtets wiedergefunden. (Oft weit böſere!) Ich könnte viele Eltern nennen, die ihr Verfahren hinterher ſehr bereuten. Die Tugenden des wohlerzogenen Kindes gehen viel ſchwerer über auf die ſchlechterzogenen,

---

*) Bei der früher angegebenen Vorſicht ſchadet das alles durchaus nicht.

als die Fehler dieſer auf das noch gute Kind; denn — Tugenden koſten, beſonders im Anfange! Anſtrengung und Selbſtüberwindung, weil ſie gegen unſre Neigungen und Begierden ſind. Fehler aber werden ſchnell angenommen, weil unſre Sinnlichkeit von ſelbſt dahin neigt, und das böſe Beiſpiel des kleinen Freundes Vorſchub leiſtet.

Am gewagteſten iſt das Beieinanderſein in einem Inſtitute, oder in einer öffentlichen Schule *). In Betreff der letzten iſt es daher ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren ein ausgemachter Satz, daß kein verſtändiger Vater ſein Kind, ohne die dringendſte Noth, in die unteren Klaſſen derſelben hingiebt, weil hier der Schlechterzogenen weit mehr zu ſein pflegen, als in den oberen.

So lange unſre Schulen nicht zugleich Erziehungsanſtalten ſind; ſo lange nicht

*) Ich bitte ſehr, hierüber den Karlo zu leſen. Er enthält eine Menge hierher gehöriger Erfahrungen; Sie ſind ſehr traurig, aber anſchaulich dargeſtellt.

wenigſtens die Schüler vom erſten Augenblicke bis zum letzten, (beſonders alſo in den Zwiſchenviertelſtunden, ſo wie vor und nach der Schule) unter ſteter Aufſicht eines Lehrers ſich befinden, ſo lange möchte der erfahrne Vater gern alles Schulgehn aufopfern, wenn nicht die Maſſe von Kenntniſſen, welche eine größere Anzahl Lehrer mittheilen können, den Unterricht eines jeden in ſeinem Fache, ſo höchſt wünſchenswürdig machten.

In den Inſtituten kann es doch wenigſtens; es ſollte, es müßte alſo beſſer ſein!

Man nehme nur ſehr wenige Kinder zu ſich, nur zwei bis drei z. B. ſo überſieht man ſie beſſer. Will man — aus wirthſchaftlichen Gründen — gern funfzehn bis zwanzig nehmen, ſo halte man ſo viele Lehrer, daß nur zwei bis drei der Aufſicht eines Jeden anvertraut werden.

Wo keins von beiden beobachtet wird, müſſen die von allen Weltgegenden her zuſammengebrachten Fehler bald Gemeingut werden, folglich die wenigen mitgekommenen Tugenden überwachſen und erſticken.

Eine baare Thorheit iſt es, zu wähnen: Kinder, welche nicht ſtets mit andern Kindern umgingen, könnten nicht verträglich ſein, ſich nicht in Andre ſchicken lernen. Ich habe unzählige Male das volle Gegentheil gefunden.

Karl, und jedes Kind, welches auf eine ähnliche Weiſe behandelt wurde, waren eben dadurch an Nachgiebigkeit gewöhnt. Sie wurde ihnen folglich nicht ſauer. Andre ertrotzen das, was ſie verlangen, auf mancherlei Art von ihren Geſpielen; ſie gewöhnen ſich folglich an dieſen Trotz. Hieraus entſtehen dann Pfiffe, Kniffe, Verſtellung, Unwahrheiten, Zank, Eigenſinn, Haß, Neid, Stolz, Beſchimpfungen, Schlägerei, Nachtragen, Verläumdungen u. ſ. w. Von dieſem allen bleibt ein Kind ganz frei, ſo lange es nur mit ſeinen Eltern, oder andern verſtändigen Perſonen, ſpielt.

Die Gelegenheit, mit Kindern zuſammenzu kommen, bleibt von ſelbſt nicht aus. Dann und wann! — beſonders unter Aufſicht! ſchadet dieſer ſeltenere Umgang, wobei wenig-

ſtens noch eine Art von Zurückhaltung *)
ſtatt findet, nichts. Karl hat auf ſeinen kleineren und größeren Reiſen unendlich oft, (nach dieſem Zuſchnitte) mit andern Kindern ſpielen dürfen.

Er hat ſich ſo gut in ſie geſchickt, daß ſie ihn immer vorzüglich liebgewannen, und faſt jedesmal mit Thränen von ihm Abſchied nahmen. Gewöhnt an Ruhe, Heiterkeit, Ordnung und vernünftiges Nachdenken, ſelbſt bei ſeinen Spielen, beobachtete er dies alles auch unter andern Kindern. Er konnte alſo nicht leicht Veranlaſſung zu Streit geben; im Gegentheil verhinderte er denſelben oft, durch Hebung irgend eines Mißverſtandes; oder endete ihn, durch Bitten, Vorſtellungen, Uebernehmen einer Beſchwerde und dergleichen.

Da er (zu Hauſe) nie mit Jemand zankte und ſtritt, so ſchien ihm dies etwas ſehr Widerliches und Unſchickliches. Er fühlte bald, daß der Streit das Spiel auf-

*) Kinder geben ſich bekanntlich gern und ſchnell ganz, wie ſie ſind.

hebe; ſein Blut war ferner nicht durch täglich wiederkehrende Zänkereien aufgeregt; es kam alſo nicht ſo ſchnell in Wallung, noch weniger in Hitze, als das Blut andrer, die ſo oft, ſo oft! zanken und ſtreiten. Den Verdruß (den Aerger) der gewöhnlich dem Spiele der Kinder ein Ende macht, kannte er gar nicht. Er blieb alſo ruhig, wenn die andern heftig wurden. Bis zum Schimpfen und Schlagen hätte ihn auch der ungezogenſte Bube ſchwerlich bringen können.

Ein Vorfall mag näher andeuten, wie ich dies alles meine.

Ich beſuchte einſt mit ihm den Prediger W. in B. Auf dem Gute waren zwei Töchter. Sie, die Kinder des Predigers, und Karl ſpielten im Pfarrgarten. Nach einer Stunde etwa kam Karl zu uns in die Stube, und machte ſich dort etwas zu ſchaffen, damit wir nicht aufmerkſam auf ihn werden ſollten. Ich wurde es aber doch, und hieß ihn wieder in den Garten gehen. Er bat, ich möge ihn doch bei uns laſſen. Ich begriff, daß das ſeine Gründe habe, und fragte ihn, warum? Er wich aber aus, weil er

Niemand verrathen, oder verklagen wollte. „Er leſe lieber in den Büchern, beſehe die Bilder gern, u. ſ. w.“

Jetzt zog ich ihn auf die Seite und befahl ihm, mir die Wahrheit zu ſagen; er geſtand mir: Fräulein v. G. habe ihn vom Anfange an unartig behandelt. Das habe er ſich jedoch gefallen laſſen. Zuletzt aber habe ſie ihm, beim Eintreffen in ſeine Stelle, (wo er doch zur rechter Zeit geweſen wäre,) zugerufen: „Na, kommſt Du endlich? dummer Junge!“

„Und was thateſt Du?“ fragte ich neugierig.

Er. Ich that, als ob ich es nicht hörte, und ſpielte noch einige Augenblicke fort, bis ich auf einer andern Stelle war. Dann ſagte ich zu melnem Nachbar: ich müſſe irgend wohin gehen, und verließ den Garten. — Sagen Sie aber dem Herrn Prediger nichts davon! Er ärgert ſich nur, und kann mir doch nicht helfen. Sein Sohn, der es gehört hatte, verſicherte mich, daß ſie oft unbeſcheiden ſei! —

Faſt alle Kinder, Knaben und Jünglinge, die ihn näher kennen lernten, haben ihn *gern* gehabt. Darüber, daß er ſehr verträglich ſei, ſich gar gut in andre zu ſchicken wiſſen, war immer nur *eine* Stimme.

Ich kenne kein Beiſpiel, daß er ſich — ſelbſt im reiferen Alter! — mit irgend einem ſeiner *vielen* Jugendfreunde *gezankt* hätte, gar mit ihm *zerfallen* ſei; ſo leicht doch beides bei dem ewigen Unterſuchen, ja oft ſehr lebhaften Streiten, gelehrte Gegenſtände betreffend, der Fall hätte werden können. Faſt möchte ich ſagen: hätte werden *müſſen*, weil ſeine Gegner gewöhnlich merklich *älter* waren, als er.

Aber, er ſchloß ſich in der Regel nur an die *Beſſeren* an, und dieſe Beſſern kannten ihn *genau*. Daher die innige Achtung und Liebe, welche ſie ihm noch heute widmen. Das wechſelſeitige ſchöne Benehmen hat mich bisweilen bis zu Freudenthränen gerührt.

Dank Ihnen, theure junge Männer! daß Sie ſo zärtlich und daurend an ihm hingen! Seiner und meiner Achtung ſind Sie gewiß!

Man laſſe alſo das ſchädliche Vorurtheil fahren, daß Kinder nur durch Spielen mit andern Kindern froh und glücklich werden können. Mit eben dem Rechte könnte man ſagen, man müſſe ſie viel bei dem Geſinde laſſen; denn aus ganz ähnlichen Urſachen ſind ſie auch gern bei dieſem. Aber — wer wird ſinnloß genug ſein, ſie, ohne wahrhaftige Noth! dahin zu geben! —

Achter Abſchnitt.

Iſt es wahr, daß die Kinder ſich dumm ſchlafen?

Wenn es wahr wäre, ſo hätte mein Sohn ſich durchaus dumm ſchlafen müſſen; denn es mag wohl nur ſehr wenig Kinder geben, welche ſo viel und feſt ſchlafen, als er ſtets geſchlafen hat.

Trotz den tauſendfältigen Warnungen und Unglücksvorherſagungen, ſelbſt verſtändiger Menſchen, folgte ich dem Winke der Natur, und vermochte meine Frau, mir dabei an die Hand zu gehen.

Das Weſen, das vor kurzem noch beſtändig in dem ſehr warmen Inneren der Mutter gelegen hatte, wurde auch von uns anfangs ſehr warm gehalten; jedoch alle Tage etwas weniger! bis es nach einigen Wochen an die Wärme des Zimmers und der Luft, ohne allen Schaden, gewöhnt war. Dazu kam uns der Monat Julius, an deſſen erſtem Tage Karl geboren wurde, ungemein zu Hülfe.

Sein Bettchen beſtand bloß aus einer vorzüglich guten Matratze von Pferdehaaren, welche alle Tage geſonnt, und ſehr oft ausgeklopft wurde; aus einem ſtets reinen Laken darüber, worauf ein dünnes Kiſſen von Pferdehaaren und ein weis überzogenes Kopfkiſſen lagen. Zugedeckt wurde er mit einem leichten Deckbettchen, deſſen Ueberzug wir oft wechſelten.

Gewiegt haben wir ihn niemals! Denn ich halte mich überzeugt, daß weit mehr Kinder dumm gewiegt werden, als ſich dumm ſchlafen. (Vielleicht kommt eben daher jene unrichtige Meinung.)

Das Wiegen im Arme (das Bewegen, ein mäßiges Emporheben und Niederſenken

des Kindes,) macht demſelben Freude, und kann nicht leicht ſchaden. Das haben wir daher auch wohl gethan und geſchehen laſſen.

Dagegen kann, ſo wenigſtens, wie meiſtens gewiegt wird, der damit verbundene Lärm und das heftige Schaukeln auf das Gehirn des Kindes, folglich auch auf ſeinen Verſtand, keinen vortheilhaften Einfluß haben. Ein Erwachſener würde davon halb dämiſch werden; und ich ſehe nicht ein, weshalb es bei einem kleinen Kinde, wo doch alles noch viel weicher, breiartiger iſt, daher leichter in einander fließt, und ſchädlicher Weiſe vermiſcht werden kann, nicht ſo ſein ſollte! — Ich ſchweige davon, daß wiegende Dienſtmädchen, beſonders Kinder, oft mit der Wiege hart anſchlagen, wohl gar das hülfloſe Weſen herauswerfen, wenn ſein Deckbette nicht mehrfach überbunden iſt, (was doch unzählige Male vergeſſen wird.) Denn alsdann muß das Kind wohl dumm, oder auf andre Arten verkrüppelt werden.

Alles dies hatten wir nicht zu befürchten. Sein Bettgeſtelle war feſtſtehend, und ringsumher mit ziemlich hohen Gittern umgeben.

Durch

Durch ſie konnte das Kind hindurch und umherſehen, doch aber war es geſichert. Damit man es im ganzen Zimmer allenthalben mit leichter Mühe dicht neben ſich haben könne, waren die vier Füße mit meſſingenen Rollen verſehen. Wir mochten alſo eſſen, oder mit irgend einer Arbeit am Tiſche, am Fenſter, oder am Ofen beſchäftigt ſein: unſer Auge ruhte faſt unaufhörlich auf dem geliebten Weſen. Zur größeren Bequemlichkeit ließen wir den Boden, auf welchem die Matratze lag, ſo hoch machen, daß wir beim Sitzen, mit Leichtigkeit das Kind hineinlegen oder herausnehmen konnten. Darunter waren zwei Schubladen, jedoch bloß für die nöthige reine und völlig ausgetrocknete, Wäſche, Anzüge ꝛc. Unter dieſen befand ſich, bis zur Erde hin, noch ein Raum von mehr als einem Fuß, damit die Luft ſtets darunter durchſpielen könne.

So lange Karl nicht müde war, wurde er getragen, oder gefahren; beides ſo viel als möglich im Freien, oder er wurde in ſein Bettchen gelegt, und durch Spielen unterhalten. Späterhin ſaß er nach der oben beſchrie-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

benen Art auf der Fußdecke, oder auch in ſeinem Bette.

Wurde er dann müde, ſo ſchlief er, — auch ungewiegt! — ſchnell ein. Er iſt, ſeitdem er allein gehen konnte, nicht ſelten ſogar auf unbedeckten Brettern und Steinen eingeſchlummert und hat ſehr ſüß darauf geruht.

Schlief er, ſo glich er einem Geſtorbenen, dem nur Athem, Farbe und Heiterkeit in den Mienen geblieben waren. Man konnte ihn anrühren, aufnehmen, umhertragen, anders wohin legen; ich glaube, man hätte ihm andere Wäſche anziehen können. Er ſchlief fort, und ſchlief ziemlich lange.

Erwachte er endlich, ſo lächelte er uns, (und einer von uns ihm,) freundlich entgegen. Ich darf ſagen, daß es auch nicht ein einziges Mal an ihm wahr geworden iſt: „Wenn die Kinder aus dem Schlafe kommen, ſo weinen ſie!“ Wo dies der Fall iſt, ſind meiſtens Misgriffe, oder Uebermaas im Betreff der Nahrungsmittel des Kindes ſchuld. Wer etwas ihm Schädliches oder ein wenig zuviel gegeſſen hat, wird ſich beim Er-

wachen unwohl fühlen. Als kleines Kind würde er alſo weinen.

Wer ferner in einem ſchmutzigen Bette, oder in einem Winkel ſchläft, wo die Luft unrein iſt, wird ſich gewiß beim Erwachen unwohl fühlen. Ehemals mußten aber, leider! faſt alle Kinder in ſolchen Betten oder Winkeln ſchlafen.

Sobald ich das erſtemal bemerkte, daß Karl ſich aufzurichten verſuchte, durfte er nicht mehr in ſeinem bisherigen Bettgeſtelle ſchlafen, ſondern ſeine Matratze und Zubehör wurden auf die Dielen des Fußbodens zwiſchen die vier Seitengitter gelegt, welche wir aus ſeinem Bettgeſtelle herausgenommen und um ihn her zuſammengefügt hatten. An Herausſtürzen, wodurch ſo viele Kinder, mit und ohne Wiſſen ihrer Eltern, unglücklich gemacht werden, war alſo bei Karln nicht zu denken.

„Aber wie lange ſchlief er denn wohl?“ höre ich fragen. Ich muß lächeln, indem ich darauf der reinſten Wahrheit gemäß antworte: Anfangs nur ungefähr ſo viel wie andre Kinder ſeines Alters, dann mehr

und immer mehr, verhältnißmäßig! — Im achten, neunten, zehnten bis zwölften Jahre, folglich ſo lange, daß alle, die es gewahr wurden, darüber erſtaunten, und nur ſehr hellſehende Aerzte es gut hießen. Bloß „gelehrte" fanden es: „erſchrecklich!" Ich lächelte darüber, wie ich denn gar oft in meinem Leben über die „Gelehrſamkeit," die wenig mehr verſteht, als: „gelehrt zu ſein," habe lächeln müſſen.

Das Erzählte ſcheint ſonderbar, kommt dem Kurzſichtigen, mit einigem Scheine des Rechts: „erſchrecklich" vor! iſt es aber gar nicht, ſondern vielmehr ganz in der Natur der Dinge: folglich für alle, die nicht etwa den Wald vor Bäumen verkennen: „der Vernunft, ſo wie der vernünftigen Erwartung gemäß."

Als Karl eben geboren war, konnten wir, ſo gut wie noch gar nicht, auf ihn einwirken; folglich ſchlief er, wie andre Kinder ſeines Alters. Kaum fing er an, unſer (obenbeſchriebenes) Spielen mit ihm zu bemerken, ſo nahm er Antheil daran. Dies Antheilnehmen beſchäftigte ihn aber, regte ihn auf,

brachte ſein Blut, ſeine Säfte, ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte in größere Thätigkeit. Er mußte alſo länger wachen können, wenn es uns zweckmäßig ſchien, daß er länger wachen ſolle: dann aber auch deſto feſter und ungeſtörter ſchlafen.

Da ich beides jetzt Erwähnte mit Gewißheit vorausſah, ſo machte ich davon zum Beſten der Mutter, (und des Kindes,) folgenden Gebrauch.

Wir ſuchten ihn zu einer gewiſſen Ordnung im Schlafen zu gewöhnen; und dies glückte uns um ſo leichter, da wir die Mittel kannten, ihn lange, ja allmählig bis zu denen Zeitpunkten hin, munter zu erhalten, von wo an uns ſein Schlafen bequem, folglich angenehm war.

Die allgemeine Beſchwerde der Mütter iſt: „Ach, mein Kind ſtört mich ſo oft des Nachts im Schlaf! Dabei komme ich ganz herunter! Stundenlang muß ich bei ihm wachen! Oft mehr als einmal in einer Nacht! Dann bin ich am andern Morgen müder, als ich am Abend beim zu Bettegehen war; und den Tag über bin ich matt; kann meine Ge-

ſchäfte nicht gehörig beſorgen; bin übellaunig; habe keine Neigung zum Eſſen, und kann daher auch dem Kinde keine geſunde Nahrung ſchaffen."

Von dem allen hat meine Frau nicht das allergeringſte empfunden. Karl ſchlief, nach einiger Zeit, in der Regel: wenn wir es wünſchten. Wir konnten uns alſo mit dem Eſſen, Trinken, Arbeiten (jeder Art) Ausgehen, Schlafen u. ſ. w. einrichten, wie es uns zweckmäßig ſchien; denn Karl hinderte uns wenig darin.

Begreiflich ſtellten ſich in den langen Winternächten Bedürfniſſe mehrerlei Art für ihn ein. Davon erwachte er natürlich, und meldete ſie, durch ein eigenes Dehnen, Bewegen, und durch ganz eigenthümliche, in jedem Falle, verſchiedenartige, Töne. Es war (und iſt wahrſcheinlich bei faſt allen Kindern ſo!) als ob er die mannigfaltigen Beſchwerden, die ihn drückten, auch auf mannigfaltige Art hätte melden (durch Worte anzeigen) wollen.

Das Ohr einer rechtſchaffenen Mutter hört ſehr leiſe! Karls Bette ſtand aber dicht neben dem meiner Frau. Sie wußte

alſo ſehr ſchnell, daß er wache; und merkte bald, was ihm fehle. Dem wurde dann augenblicklich abgeholfen, und in wenig Minuten ſchlief das Kind wieder feſter, als zuvor.

Meine Frau ſchlief deshalb gewöhnlich rein aus; war am Morgen heiter, den Tag über kraftvoll, aß und trank wie ſonſt, ja mit noch mehr Neigung dazu, und bereitete dadurch ihrem Kinde eine geſunde und hinreichende Nahrung.

Als aber die körperliche nnd geiſtige Thätigkeit des Kindes zunahm; als er im Zimmer (auf der wollenen Decke) umherzukriechen, ja zu gehen anfing, als wir uns nachgrade förmlich mit ihm unterhalten konnten; als mit der Zeit mannigfaltige Kräfte ſeines Körpers und beſonders ſeines Geiſtes in Anregung gebracht waren, und in Uebung erhalten wurden; da ſchlief er mit jeder Woche, mit jedem Monate, verhältnißmäßig! länger.

Die Schulmenſchen und ihre Nachbeter bedauerten es, aber, ich dankte Gott innig dafür.

So iſt es ſehr lange fortgegangen! Die (erwartete) glückliche Folge davon war, daß

ſelbſt ungewöhnliche Geiſtesanſtrengungen ihm nicht ſchadeten, wohl aber ſeinen Schlaf um etwas verlängerten, vielleicht auch etwas feſter machten, als er ſonſt zu ſein pflegte.

Als er bald zehn Jahr alt war, trafen wir den Herrn Dr. M. in A—n, einen ſehr geſcheuten, und doch dabei gelehrten, Arzt in N. Es war Abend. Wir hatten einen für Karln bedeutenden Weg zu Fuße gemacht. M. bat uns, noch mit ihm nach A. zu fahren, welches zwei, oder gar drei deutſche Meilen entfernt war. Wir nahmen es an. Unterweges plauderte M. viel mit Karln, bis wir beide zuletzt in ein tiefergehendes mediziniſches Geſpräch verwickelt wurden. Nun erſt ſchlief Karl ein.

Wir kamen jetzt aber bald in A. an. Karl wurde ſchlafend aus dem Wagen getragen, ausgezogen und ins Bette gelegt: und ſchlief am andern Morgen ſo lange, ſo feſt, und ſo ſüß, daß M. — der ihn mit großer Sorgfalt perſönlich beobachtete, darüber in das fröhlichſte Erſtaunen gerieth.

Ich möchte nicht gern die Unwahrheit

ſagen; aber ich glaube, er ſchlief zuſammen gegen dreizehn Stunden.

Dafür war er indeß auch, von dem Augenblicke des Erwachens an, heiter, kräftig, hungrig und durſtig, wie jemals.

„Ich gehörte auch zu den Zweiflern, zu den Unglücksprophheten, ſagte M. ſcherzhaft. Sie wiſſen, was ich noch geſtern Abend behauptete. Seitdem ich aber dies ſelbſt mit angeſehen habe, bin ich bekehrt. Sie haben nichts zu befürchten.“

Daß Hufeland (und alle geſcheute Aerzte mit ihm) auf eine ähnliche Weiſe urtheilten, iſt oben erzählt.

Ich habe nie einen Menſchen gekannt, der während des Tages kräftiger lebendig und während der Nacht bei der blühendſten Geſundheit todtenähnlicher geweſen wäre, als mein Sohn.

So währte es fort, bis ſein Heranwachſen ihn in Punkten dieſer Art meinem unmittelbaren Einwirken entzog. Da fing er an, ſich zu ſchämen, daß er ſo lange ſchlafe. Da machte er die falſche Rechnung; daß wer lang wache, auch mehr (ſelbſt dem innern

Gehalte nach? —) thun könne; und was wohl die Hauptſache war, ſeine Freunde. die, natürlich! nicht durchblicken konnten, beſpöttelten ihn. Er zwang ſich alſo, ſeinen Schlaf abzukürzen, und es gelang ihm. Mir hat es immer geſchienen, daß er nach einer kürzeren Ruhe, auch weniger ſchnell, und weniger kräftig arbeite, daß alſo den Tag über nicht mehr, dem innern Gehalte nach aber: weit weniger von ihm gethan werde, als wenn er lange geſchlafen hatte.

Deshalb bat ich ihn oft, jene falſche Schaam abzulegen, und ich hoffe, daß er mir — zu ſeinem Wohle! — hierin immer mehr folgen werde. Wollte Gott, ich könnte es für mich erzwingen! — Ich würde mehr und würde es kräftiger leiſten.

Daß mein Sohn ſich nicht dumm geſchlafen hat, liegt am Tage. Doch aber ſchlief er, wirklich ungewöhnlich lange und feſt. Woher kommt denn jene Spruchlehre? Oder, was iſt wahres daran? Ich will darauf mit Wenigem zu antworten ſuchen:

In der roheren Zeit, wo man nur an das Aufziehen, weniger an das Erziehen

dachte, aßen die Kinder, wie bei den Bauern noch jetzt! den ganzen Tag über bis tief in die Nacht. Von vielen ſolchen Tiſchen kommt ~~wenigſtens~~ das Brodt nie weg, und das Kind — ißt, ſo oft es Eßwaaren ſieht.

Wenn dann ſo ein überfülltes Weſen zum Schlaf gelangt, ſo iſt der Schlaf *unruhig*; wird es wenigſtens ſogleich, nachdem das dringendſte Bedürfniß des Ausruhens geſtillt iſt. Ein unruhiger Schlaf iſt aber freilich ſchädlich, ſchwächt, ſtatt zu ſtärken, und macht mislaunig, ſtatt zu erheitern. Da war dann die Bemerkung richtig, das man ſich wohler, heitrer, körperlich uud geiſtig: kräftiger befände, wenn man weniger lange geſchlafen, wenn man etwa beim erſten, oder doch zweiten Erwachen aufgeſtanden war.

Auf ein ſolches mehrmaliges Wiedereinſchlafen erfolgen gewöhnlich Morgenträume. Hat man zuviel gegeſſen, oder iſt man ſonſt unwohl; ſo ſind ſie *unangenehm* auf mancherlei Art. Sie *ſchwächen* alſo.

Erlaubt ſich der vollkommen geſunde Menſch, beſonders als Knabe, Jüngling oder Mädchen, mehrmals wieder einzuſchlafen,

wenn es doch nicht mehr nothwendig wäre; ſo erfolgen ebenfalls Morgenträume. Sie ſind freilich angenehmer, beſchäftigen aber doch, und ſind oft wollüſtig, dann ſchwächen ſie ebenfalls, und geben bisweilen zu mancherlei Böſem nach dem völligen Erwachen, Anlaß.

Das Beſte bleibt alſo wohl: „Man laſſe das Kind ſchlafen, ſo lange es will, und hüte ſich mit Sorgfalt, es in ſeinem Schlafe zu ſtören. Erwacht es dann aber, (ohne daß ein außerordentliches Bedürfniß daran Urſache iſt,) ſo laſſe man es augenblicklich aufſtehen, und unterhalte es heiter!“ Anfangs muß man es freilich gegen die Zeit des Aufwachens beobachten! Allmählig kann man es zum Rufen gewöhnen, und ein gutes Kind thut dies gewiß. Man darf aber eben ſo wenig das Kind früher zu Bette legen, als bis es müde iſt. Der Fall, von welchem meine Frau im erſten Bande Seite 187 erzählt, war ein: „Fehler“ und beſtrafte ſich augenblicklich durch das unzeitige Hin- und Herſinnen des Kindes.

Sollte ihm ja noch etwas Schlaf nöthig geweſen ſein, ſo wird es denſelben das nächſtemal nachholen.

Schläft es lange? — Deſto beſſer! Dumm ſchläft es ſich wahrhaftig nicht! eher: klug!

Neunter Abſchnitt.

Karls Ernährungsweiſe.

Auch mit ihr ging es, nach vorher überdachten, und gemeinſchaftlich beſprochenen Grundſätzen, höchſt einfach und natürlich zu.

Meine Frau änderte während der Schwangerſchaft ihre gewöhnliche Lebensweiſe faſt gar nicht; höchſtens vermied ſie die ſchwereren Gemüſe, oder aß etwas weniger von ihnen, als ſonſt. Grade eben ſo verfuhr ſie, als ſie Karln ſäugte.

Man wußte, daß wir keine Amme nehmen wollten; man wußte, daß Karl — wenn meine Frau Nahrung genug für ihn habe — nichts weiter genießen ſolle, als: die Mut-

termilch; man gerieth alſo ſehr für uns, und für Karln in Sorgen. Denn, hieß es, die Mutter iſt nicht groß, nicht ſtark, (dick). Wie ſoll ſie das Kind hinlänglich ernähren können! —

Da kamen denn von allen Seiten her Rathſchläge, welche, — wenn ich unvernünftig oder weichlich genug geweſen wäre, ſie befolgen zu laſſen, — meine Frau krank gemacht und meinen Sohn getödtet, oder zu einem Siechling umgeſtaltet haben würden.

Man denke ſich, eine Perſon, die (wie doch alle Rathgeber und Rathgeberinnen wußten) nie etwas anders genoſſen hatte, als die gewöhnlichen Speiſen unſers Standes; die nie etwas anders trank als reines Waſſer ungeachtet ſie ſo oft! alle koſtbaren Getränke umſonſt haben konnte; deren Frühſtück, mit mir im Garten umhergehend, Butterbrodt und ein Glas Waſſer war; die Nachmittags weder Kaffee noch Thee trank, und des Abends etwas höchſt Einfaches, oder ein Butterbrodt aß, und — wohl zu merken! — bei dieſer Lebensweiſe erzogen war, ſich ausnehmend wohl dabei befand, und ſehr heiter dabei zu

ſein pflegte; — dieſelbe Perſon ſollte jetzt mit einem Male: *)

„des Morgens im Bette zwei Taſſen ſehr ſtarken Kaffee mit vorzüglich gutem Rahm trinken, und dazu ein Prätzelchen oder des etwas eſſen; ſollte gegen zehn Uhr eine große (oder zwei kleine) Taſſe ſtarker Chocolade, mit etwas in Butter geröſteter Semmel genießen. Habe ſie vor Tiſche noch zu etwas Appetit, oder währe es etwas länger als gewöhnlich, bis zum Mittagbrodte, ſo müſſe ſie eine (bis zwei) Taſſe guter Fleiſchbrühe trinken. Mittags dürfe ſie nur kräftige Fleiſchſuppe, feines Gemüſe, und Hühner-, Enten- oder Wildbraten, nebſt etwas Nährendem oder Erquickendem dazu, eſſen. Bei Tiſche ein paar Gläſer alten Franzwein; oder ſehr guten rothen Wein (der ausdrücklich nachgewieſen wurde), den ganzen Tag über aber ſehr ſtarkes Bier, am beſten: Merſeburger mit Zucker! Nach Tiſche wieder

*) Was nun folgt, iſt bloß die Zuſammenſtellung deſſen, was man uns anrieth.

ein paar Taſſen, aber vorzüglich guten, Kaffee mit Rahm; zwiſchen fünf und ſechs Uhr ein paar Taſſen Thee mit Prätzelchen, oder gute Fleiſchbrühe; und Abends Fleiſchſuppe nebſt etwas Gebratenem. Dazu ein Glas Wein, und nachher das beſchriebene Bier.

Der Wirthſchaftsgeſchäfte müſſe ſie ſich dabei ganz entſchlagen und — nicht ſo viel umherlaufen, ſondern bloß unſern Garten manchmal auf- und abgehen.“

Hätten wir dies befolgt, ſo wäre meine Frau wahrſcheinlich — wie ſchon viele! — am Milchfieber erkrankt, und am Kindbettfieber geſtorben; und doch ſollte ſie, nach meiner, auf die Einrichtung der menſchlichen Natur, und auf Erfahrung gegründeten, Hoffnung, weder Milch- noch Kindbett- noch irgend eine Art von Fieber oder Krankheit bekommen. Die Milch ſollte unbemerkt eintreten, immer genug davon da ſein, und doch ſich, beim Entwöhnen, eben ſo unvermerkt verlieren, als ſie gekommen war.

Wäre meine Frau bei jener Ernährungsweiſe (durch eine Art von Wunder!) am Leben

ben und geſund geblieben, ſo würde Karl ein ſogenannter dicker Balg *) geworden ſein, der Mutter alle Nächte hindurch wegen ſeiner Unruhe viel zu ſchaffen gemacht, viel am Zahnen gelitten, und — alle Kinderkrankheiten mit ihren mannigfaltigen Schmerzen und — vielfach ſchädlichen Folgen auszuſtehen gehabt haben. Von dem allen durfte aber — unter Gottes Beiſtand! — nichts ſtatt fin-

*) Bekanntlich ſehnen ſich faſt alle Mütter darnach, recht runde Kinder zu haben. Sie halten es für einen Vorzug ihres Pfleglings und für einen Beweis der Güte ihrer Erziehungsweiſe. Der Spottname: crassa minerva (eine dicke Minerva!) hat aber gewiß ſeinen guten Grund. Denn wo — bei kleinen Kindern wenigſtens! — der Körper dick iſt, wird meiſtens auch das Gehirn zu ſehr vergröbert, oder gedrückt! Genug, die einzelnen Werkzeuge der Geiſtigkeit, vermögen ſelten, ſich leicht und kräftig zu bewegen. Trägheit, Langſames Denken und Stumpfheit der Urtheilskraft habe ich bei dicken Kindern weit öfter als bei minder fetten gefunden. Man kann aber die „Ausgeſtopftheit“ gar leicht vermeiden.

den, wenn ich anders mit Nutzen medizini=ſche Kollegia gehört, und nachher aufmerkſam und richtig beobachtet hatte.

So ſehr meine, noch unerfahrne, Frau ſich auch zu der ihr anempfohlenen Lebens=weiſe angelockt fühlen mochte, ſo muß ich ihr doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie, im Vertrauen auf mich, dieſelbe ſowohl im Ganzen, als theilweiſe verwarf, und ihre gewohnte Lebensweiſe fortſetzte, ſich auch der Wirthſchaftsgeſchäfte fernerhin annahm, und das „Umherlaufen“ nicht unterließ. Es ge=reicht ihr dies doppelt zur Ehre, weil ſie durch den bekannten Gemein = = ſpruch: „Aber alle ſagen es ja! Willſt Du allein es denn beſſer wiſſen?“ mich hätte ſehr in Verlegenheit ſetzen können. Daß ſie, als menſchliches Weſen, bisweilen auch wirklich ſo dachte, iſt mir nicht entgangen. Sie äußerte es aber nur ſelten, denn eine faſt vierjährige Erfah=rung hatte ihr ſchon gezeigt, daß mein ſtets einfaches Behandeln des menſchlichen Kör=pers zweckmäßig ſei.

Die einzige Veränderung, welche ſie, ſchon bei dem früheren Kinde, in ihrer Lebensweiſe

vorgenommen hatte, und jezt wieder vornahm, war, daß ſie Morgens und Abends eine dünne Mehl- oder Griesſuppe aß, und Mittags etwas mehr Suppe genoß, als ſonſt. Dafür trat aber auch vom erſten Augenblicke an die Milch bei ihr ein, ohne daß ſie das geringſte empfand. Milchverſetzungen, Milchfieber und dergleichen kannte ſie bloß vom Hörenſagen.

Ferner hatte ſie ſtets ſo viel Nahrung für Karln, daß er neben der Mutterbruſt nichts genoß, und doch reichlich ernährt werden konnte. So viel vermag, und ſo wenig bedarf eine noch reine, unverdorbene menſchliche Natur.

An ein Kindbettfieber u. ſ. w. war nicht zu denken.

Wie leicht meine Frau es aber hätte bekommen können, und wie gewiß unſer Kind würde aufgeopfert worden ſein, wenn wir jenen weiſen Rathſchlägen Gehör gegeben hätten, beweißt Folgendes: Auf einer Kindtaufe bei K. wo meine Frau (wie immer!) heiter war, Eßluſt hatte, und unter mehreren eine Fleiſchſpeiſe fand, die ihr beſonders gut ſchmeck-

te, hatte ſie vielleicht etwas mehr Fleiſch genoſſen, als, für den Abend, zweckmäßig war. Sie ſelbſt befand ſich am andern Tage ganz wohl, aber ihre Milch hatte ſchon nicht mehr die Milde behalten, an welche Karl gewöhnt war. Er bekam daher etwas Hitze und ein leichtes Fieber. Statt aller Arzenei für ihn, aß ſeine Mutter an dieſem Tage merklich weniger Fleiſch, genoß mehr Dünnes, und ging etwas weiter umher unter Gottes freiem Himmel. Dieſe Kur machte, daß Karl am folgenden Tage wieder ſo geſund und munter war, wie ein Fiſch im Waſſer.

Wenn wir ſein Unwohlſein aber nicht bemerkt, nicht richtig hergeleitet, folglich durch Arzeneien — das heißt, durch eine Art von Gift! — zu heben geſucht hätten! — wenn meine Frau dabei in der Fleiſchfütterung vorgeſchritten wäre! — Wie dann? ! —

Doch an ſo etwas dachten unſre Rathgeber und geberinnen nicht, oder vielmehr: ſie wollten nicht daran denken; ſondern meinten, (wie ſo viele Menſchen!) daß ihr Rath unfehlbar gut ſei, daß man ihn alſo befolgen müſſe, wenn man anders Achtung für ſie

beſitze. In ihrer Kurzſichtigkeit verwechſeln ſolche Leute die Begriffe: Rath und Befehl, mit einander. Bei Gelehrten vom Handwerk habe ich dieſe Verwechſelung vorzüglich oft bemerkt und nicht ſelten ſehr drükkend empfunden. Ausdrücke, wie: Consilium und Iussum (oder praeceptum) hätten ſie ſicher beſſer unterſchieden. Die Folge wird dies ſattſam beweiſen.

Ich habe nie in meinem Leben die große Kurſt verſtanden, Ja! zu ſagen und nein! zu thun; folglich ſuchte ich anfangs unſre Rathgeber zu überzeugen, daß es wohl beſſer ſein möchte, wenn u. ſ. w. Aber darin fehlte ich ſehr. Sogleich ging, wie gewöhnlich! die Verläumdung von Dieskau aus, über Halle, nach allen Seiten hin, wo man mich kannte, ich ſei rechthaberiſch, ſtolz, eitel, geizig, misgünſtig gegen meine Frau, wolle alles beſſer wiſſen, und mehr dergleichen menſchenfreundliche Bemerkungen. Doch hielt man für jetzt noch an ſich, weil man hoffte, daß meine Frau dabei ſchwach werden, und mein Sohn davon ſterben werde. Als aber beides nicht geſchah, als vielmehr alle heim-

liche und öffentliche Erkundigungen meinen Gegnern, zu ihrem Leidweſen, bewieſen, daß ich Recht behielt; da wurden ſie aufgebrachter als zuvor gegen mich. Es war eine Art von Ingrimm darüber, daß ich es beſſer verſtanden habe, als ſie; ſie verläſterten mich daher nun im Allgemeinen, ſtatt daß ſie es vorher meiſtens beziehungsweiſe gethan hatten. *)

Von der Zeit ſchreibt ſich insbeſondere die Redensart her, welche man ſo viele Jahre hindurch in Halle auf mich bezogen hat: ich ſei ein Günſtling des Glückes. Denn daß das Gelingen dieſes (und manches anderen)

*) Aus dem gleichen Grunde ging es mir, als meines Sohnes Erziehung glücklich endete, von Halle aus mit jedem Jahre mehr ſo. Boßheit und Tücke wütheten darüber, daß ich ſie ſo lange ſchweigend verachtet hatte, und jetzt ſiegend da ſtand. Siehe A. G. Eberhard, Voß und Konſorten Es iſt eine — gar ſonderbare — Rechtlichkeit, die es ſolchen Menſchen erlaubt, ihr Blatt: „pikant" zu machen durch die geſchändete Ehre eines Vaters und Sohnes, welche ihnen doch nichts Böſes erwieſen.

Planes die Folge gereifter Erfahrung, vernünftiger Ueberlegung und eiſerner Beharrlichkeit ſei, durfte man ja nicht zugeben.

Karl ſog neun Monate lang, und genoß dabei nichts weiter. Ein einziges Mal gab ich der allgemeinen Verſicherung: „Die Mutter werde dabei zu ſehr angegriffen werden," aus menſchlicher Schwäche, nach. Wir verſuchten Karln mit Vorſicht daneben zu füttern. Aber Mutter und Kind fühlten ſich ſchnell unwohl: wir kehrten alſo zu dem Beſſeren zurück.

Erſt, als er entwöhnt werden ſollte, gaben wir ihm dann und wann ein wenig Suppe von geriebener (harter) Semmel mit Waſſer und etwas Butter. Allmählig thaten wir dies öfter; zugleich hielt ſich meine Frau mehr von dem Kinde entfernt. Es verlangte folglich, und ſie gab ihm, ſeltener zu trinken. Nach mehreren Tagen vergaß Karl, ſaugen zu wollen, und ſeine Mutter verlor die Milch, ohne zu wiſſen: wie?

Jetzt wechſelte die erwähnte Suppe für Karln öfters mit einer ähnlichen von Gries ab: auch kochte meine Frau den Gries bisweilen mit — ganz friſcher — Milch. Etwas

ſpäter bekam er zuweilen Fleiſchſuppe, die wir mit Waſſer verdünnten, wenn ſie uns zu kräftig ſchien. Nach und nach wurde er an leichte Gemüſe gewöhnt, zuletzt an alles, was wir aßen, nur daß wir ihm verhältnißmäßig wenig Fleiſch gaben. Als Folge dieſes naturgemäßen Verfahrens bekam er einen Zahn nach dem andern, ohne daß er es empfand und wir etwas davon bemerkten.

Bei meiner Frau wurde das Verlieren der Milch auf folgende Art vorbereitet: Sie aß von dem an, als Karl entwöhnt werden ſollte, merklich weniger, am wenigſten Fleiſch und nahrhafte Speiſen; ſo daß ſie bisweilen wirklich hungerte, und trank viel Waſſer. Dadurch wurde die Milch auffallend dünner, lief aus, wenn Karl ſie nicht trank, und verzog ſich nach mehreren Tagen ohne alle Schmerzen.

In den erſten zwei Jahren bekam das Kind des Morgens noch: Suppe; nachher das, was wir genoſſen: Butterbrodt und friſches Waſſer. Bis zum vierten Jahre etwa wurde ihm zwiſchen zehn und eilf Uhr ein zweites Butterbrod gereicht.

Trotz unſerer ſtrengen Aufmerkſamkeit ſteckte man dem Kinde doch bisweilen heimlich etwas zu, beſonders thaten dies die Bäuerinnen, weil ſolche Leute ihre Liebe nicht anders an den Tag zu legen wiſſen. Einmal hätte er aber leicht großen Schaden nehmen können, denn Fr. P. G. in N. hatte ihn, der damals noch ſog, heimlich mit Blutwurſt gefüttert. Als Karl ſich am andern Tage unwohl befand, erfuhren wir es von der Tagelöhnerin, die mit uns geweſen war, um Karln dahin zu fahren.

Mit dem Anfange ſeines dritten Jahres war ſeine Nahrung völlig die unſrige. Auf ſein einfaches Frühſtück und nach ſeinem beſtändigen Umherwandern im Freien, ſchmeckte ihm das Mittagbrodt in der Regel ganz vortrefflich. Er wurde daran gewöhnt, alles zu eſſen. Wir verbanden dabei, wie in der ganzen Erziehung! Liebe mit Ernſt und Vernunft. Unſere Gerichte wurden an jedem Tage friſch gekocht, und ſtets gut bereitet. Kam darunter etwas vor, was ihm nicht ſchmeckte, ſo nahmen wir in ſo weit auf die Einrichtung der menſchlichen Natur Rückſicht,

daß wir ihn nicht zwangen, viel von der ihm noch widerlichen Speiſe zu genießen. Er bekam anfangs nur ſehr wenig davon, und durfte Brodt oder ſonſt etwas paßliches dazu eſſen. Zugleich machten wir ihn aber durch Vorſtellungen und — durch Hülfe einer (dazu erſonnenen) Geſchichte — darauf aufmerkſam, daß er ſich durch dieſen Widerwillen um einen großen Genuß bringe, indem uns, und vielen andern Menſchen, jene Speiſe ungemein wohl ſchmecke. „Wir freuen uns jedesmal, wenn ſie kommt! ſagten wir, und Du grämſt Dich! Lerne ſie eſſen! ſo haſt Du den Gram nicht mehr, ſondern ſtatt deſſen; Freude, wie wir!“ Da wir Eltern durchaus alle Gerichte aßen, ſo konnten wir auch ihn um ſo beſſer dazu anhalten, und zugleich auf unſer Beiſpiel verweiſen. Wirklich dauerte es nicht lange, ſo aß er alles.

Um vier Uhr erhielt er ein Butterbrodt und trank ſein Töpfchen voll Waſſer dazu. Oft verbat er ſich die Butter, weil er aus kleinen Geſchichten den Nutzen der Bedürfnißloſigkeit gelernt hatte. Abends genoß

er ſeine Suppe, meiſtens etwas früher, als wir, um zeitig zu Bette gehen zu können.

Wir erinnern uns nicht, daß er ſich zu Hauſe jemals den Magen verdorben hätte. Auch auswärts iſt es nur ſehr wenige Male geſchehen, und kaum zu bemerken geweſen. Freilich ſtopfte man ihn gar zu gern, aus ſogenannter Liebe; kaum aber war er zu einigem Verſtande gekommen, ſo nahm er es nicht weiter an, ſondern wiederholte, auch bei den köſtlichſten Leckerbiſſen, zum Erſtaunen, ja oft zum großen Aerger derer, welche ſie ihm geben wollten: „Ich danke Ihnen! ich bin ſatt!“

Ich betheure hiermit aufs heiligſte, daß die alberne Liebe (zu Karln) ſo weit ging, daß dergleichen Menſchen einen förmlichen Groll auf mich warfen; weil ſie durchaus nicht einſehen, folglich nicht zugeben wollten: Karls Weigerungen kämen aus ſeiner Seele! — „Es iſt wider die Natur, ſagten ſie, wenn ein Kind keine Leckerbiſſen genießt. Folglich haben Sie es ihm mit großer Strenge verboten, oder ihm auch mit den Augen:

Nein! zugewinkt, und der arme Junge ge≠horcht ihnen viel zu pünktlich!"

Das ſind, wahrhaftig! Worte, welche man in meiner und Karls Gegenwart aus≠ſprach. Ich habe bisweilen wiedererfahren, was man in meiner Abweſenheit gegen mich geſagt hatte; aber ich ſchäme mich in Jener Seele, es niederzuſchreiben. Daß ich ein Barbar ſei, war ihnen, vorweg! eine aus≠gemachte Sache.

Die Leutchen ſprachen begreiflicher Weiſe von der Natur, aus ihrem Geſichtspunkte angeſehen, und ahneten nicht einmal, daß der Erzieher eben die niedere (ſinnliche) Natur veredeln ſoll; daß es ſeine Pflicht iſt, durch die Vernunft und durch Gewöhnung das Höhere im Menſchen hervorzuziehen, zu Kraft zu bringen, und herrſchen zu ma≠chen. Noch weniger ahneten ſie, daß dies leicht iſt, ja bei einem, von Anfang an, rich≠tig gebildeten, Kinde ſich von ſelbſt finden müſſe.

Karl hielt, durch uns auf hundertfache Art darüber belehrt, Geſundheit und Hei≠terkeit für zwei unſchätzbare Güter. Wir

ließen ſelten oder nie eine Gelegenheit vorbei, ſie anzupreiſen, und das Gegentheil von ihnen zu bedauern. „Wer zu viel ißt, ſagten wir oft, verliert nachher ſeine Heiterkeit und wird unwohl, vielleicht gar krank! — Hatte man ihn irgendwo heimlich überfüttert, ſo bemitleideten wir ihn, daß er jetzt leiden müſſe, nicht ſo froh ſein könne, wie ſonſt u. ſ. w. rückten ihm jedoch die verſchiedenen Unannehmlichkeiten, die er deshalb dulden mußte, der Wahrheit gemäß, aber ſehr lebhaft, ins Auge; machten ihn auf die möglichen, noch weit ſchlimmeren, Folgen aufmerkſam; erinnerten ihn — beſonders bei ſchönem Wetter! — an ſeinen Verluſt, nicht draußen ſpielen, etwas lernen, oder uns helfen zu können; machten ihm bemerkbar, daß auch wir ſeinetwegen, nicht draußen ſeien, manches verſäumten, und uns kränkten.

Wie könnte ein, am Verſtande und Herzen ausgebildetes Kind dies anders, als mit Wehmuth hören! Es muß ja — oder ich kenne den menſchlichen Geiſt noch gar nicht! ſeine Unvernunft bereuen, und ſich feſt vornehmen, künftig bedachtſamer zu ſein. Ent-

ſchuldigungen der Art, als: Sie drangen es mir auf! ꝛc. wurden nicht angenommen, folglich auch nicht von Karln vorgebracht. „Du weißt ja, liebes Kind! daß es ſchädlich iſt, mehr zu eſſen, als man nothwendig bedarf! Warum gabſt Du nach? — Werden Sie jetzt für Dich leiden? — Geh' doch hin, und bitte Sie darum! Aber das vermagſt Du nicht! und Sie können und wollen Deine Beſchwerden nicht übernehmen. Sei alſo künftig klüger, und erinnere Dich bei einem ſolchen Dringen an unſre Belehrungen! Oder, glaubſt Du, daß ſie es beſſer verſtehen, als wir? — Wähnſt Du, daß ſie Dich mehr lieben, als wir? — Lieber Junge, wie wäre das möglich! — Wir, Deine Eltern, die Dir täglich ſo viele Beweiſe von Liebe und Sorgfalt für Dich, geben! — Nein, mein Kind! das kannſt Du nicht meinen! — Jene Speiſen, die Du an andern Orten genießeſt, koſten uns ja nichts! Warum wünſchen wir denn ſo innig, daß Du ſie nicht genießen möchteſt? Weil Du Dir dadurch ſchadeſt!"

Tief gerührt umarmte er uns dann, und

verſprach aufs heiligſte, künftig ſorgfältiger über ſich zu wachen.

Gewöhnlich erzählten wir ihm nachher eine, oder mehrere, für dieſen Vorfall erſonnene, Geſchichten, und dieſe verfehlten ihren Zweck nicht leicht.

Aber wir gingen auch in das Leben um ihn herum, ein. Ach, und dazu boten ſich uns der Gelegenheiten viele dar. Unter den Bauerkindern iſt das Zuvieleſſen, leider! etwas ſehr gewöhnliches. Denn dieſe Menſchen kleben am Sinnlichen, weil ihnen die höhern Genüſſe theils unbekannt, theils unerreichbar ſind. Lieber aber noch machten wir ihn auf ähnliche Vorgänge in gebildeteren Familien aufmerkſam; beſonders, wenn ſie ſeine kleinen Freunde oder Bekannte betrafen.

Der eine Sohn eines nahen Predigers hieß F. Das Kind war ein Jahr alt, als ich zum erſten Male ſeiner Eltern Haus betrat. Es war ein ſo ſchönes Kind, daß ich auf dem Rückwege nach Lochau zu meiner Frau ſagte: Aus dem Kinde ließe ſich ſehr viel bilden!

Der Knabe hieß aber ſehr bald: der Goldſohn, Vaters Verzug, Mutters Ver-

zug! u. ſ. w. (beides Letzte war er in der That! das erſtere wohl nicht ſo ganz!) ſo daß ich ſchnell einſah, es werde nicht viel aus ihm werden. Das Kind wurde förmlich genudelt; es war alſo dick und fett. Die Mutter zeigte ihn uns nicht ſelten mit einem gewiſſen Stolze, daß er ſo rund ſei. Mir ward bange dabei; ich konnte mich alſo nicht enthalten, ihr die Gefahren auseinander zu ſetzen, die ein vollſäftiges Kind zu gewarten habe.

Aber — ſie lächelte dazu mit einer weiſen Miene, und der Vater wies ſelbſtzufrieden auf ſeine übrigen neun Kinder, die freilich alle: „aufgewachſen" waren. Dieſer Punkt ließ ſich nicht wohl erläutern, ich mußte alſo ſchweigen.

Was ich gefürchtet hatte, geſchah. Das Kind mußte von Zeit zu Zeit an den Folgen ſeines zu vielen Eſſens leiden, wurde täglich vierkantiger und häßlicher; litt gräßlich am Zahnen, bekam alle Kinderkrankheiten und war darin oft dem Tode ganz nahe. Da aber Vater und Mutter ausgezeichnet geſund waren, ſo hatte es viel Lebenskraft von ihnen

nen mitbekommen; es quälte ſich alſo durch, und — lebte fort.

Als der Knabe acht bis neun Jahr alt war, konnte ich ihn nie ohne Wehmuth anblicken. Klein, aufgedunſen, widerlich geformt, mit einem ungewöhnlich großen Kopfe, das Geſicht mit Blatternarben überſäet, die Züge unregelmäßig, der Blick matt, die Mienen geiſtloß.

Es iſt zum Beweinen, daß Menſchen ſo oft die Menſchheit mit Füßen treten. Zum Denken konnte das arme Weſen nicht kommen, es hatte viel zu viel mit dem Verdauen zu thun. Seine Urtheile, Anſichten, Kenntniſſe u. ſ. w. waren deshalb zum Bejammern. Das wußte er aber nicht. Der „Goldſohn," des Vaters „Subſtitut" auch wohl oft, der „Superintendent!" (eine vornehme Kreatur in jenem Hauſe!) meinte, er wiſſe etwas Rechtes. Zwar blieb er in der edlen Dorfſchule, welche er dann und wann beſuchte, ſehr hinter den Bauerkindern zurück; aber dieſe reſpektirten ihn als Paſtors F. und ſo fühlte er ſeinen Abſtand grade umgekehrt!

Davon, daß er in jedem Feſte zu viel eſſe, war ich ſo unwiderruflich überzeugt, daß ich einmal (bald nach Weihnachten!) als ſein älterer Bruder mir und Karln auf einem Spatziergange begegnete, ihn fragte:

Ich. Wie geht es zu Hauſe? Alles geſund?

Er. Ich danke Ihnen: O ja!

Ich. Aber F. iſt doch krank?

Er. Ja, F. iſt krank! Wovon wiſſen Sie das ſchon?

Ich. Ei, nun! Es iſt ja Weihnachten geweſen!

Mit welchen bittern Gefühlen ich jene Worte unwillkürlich ausſprach, wird der Menſchenfreund ſich wohl ſelbſt ſagen. Ich wagte aber wenig dabei, denn dieſer ältere Sohn hatte auch in ſeiner Kindheit viel gegeſſen.

Ich ging dann ſogleich mit Karln zu F. Er litt an heftigen Schmerzen im Unterleibe, hatte ſehr ſtarke Kopfſchmerzen, und phantaſirte ängſtlich.

Ich leitete (in Karls Gegenwart) die ganze Unterhaltung, durch Fragen und Antworten in der Art, daß alles beſprochen wur-

de, was ich wünſchte, und daß Karl ſich mehr als genug daraus nehmen konnte. Dann bedauerte ich das Opfer der Unvernunft aus der Fülle meines Herzens, wünſchte gute Beſſerung, und kehrte nach Hauſe zurück.

Kaum waren wir im Freien, als Karl alles Gehörte und Geſehene mit mir durchſprach, und mit treffenden Anmerkungen begleitete. Dringend bat er mich jetzt, ihn künftig ſtrenge anzuhalten, daß er nicht zu viel eſſe, und gelobte von ſeiner Seite die äußerſte Folgſamkeit.

Auf dieſe Weiſe hatten wir bald nichts weiter nöthig, als ihm, wenn wir zu Gaſte gehen wollten, eine kleine Warnung zu geben. Selbſt dieſe aber blieb mit der Zeit weg.

Was hätte ich auch wohl anfangen wollen, wenn er nicht ſo gebildet worden wäre! — Schon im vierten, fünften, ſechsten Jahre ſaß er in Magdeburg, Leipzig, Dresden, Berlin, Roſtock, beſonders aber in kleinen Städten und Dörfern, an ſehr wohlbeſetzten Tafeln, und gar oft weit von mir, weil der oder jener ſich ihn ausgebeten hatte. Als er gar im ſiebenten, achten bis neunten Jahre

bekannt wurde, wäre er verloren geweſen; denn jetzt wurden wir an vielen Orten zu großen Tafeln geladen. Dabei trennte man Karln in der Regel weit von mir, um ihn zu beobachten. Ja, man hat es mir ſogar mehr als einmal geſtanden, daß man ihn — Gottlob! aber vergebens! — zu verleiten geſucht habe.

Anfangs ſah ich dergleichen mit Angſt an; ſpäterhin lächelte ich dazu, und blieb ganz ruhig dabei, denn ſchon im fünften Jahre aß er zu Hauſe unumſchränkt nach ſeiner Neigung und dennoch nie zu viel.

In Betreff des Zuckers und aller Zuckerſachen hatten wir ihn von Anfang an gewöhnt, wenig oder gar nicht davon zu genießen. Durch Zucker und Zuckerwerk werden die Kinder lecker, *) und gegen die ein-

*) Ich habe es deshalb nie leiden können, wenn man die Kinder, außer der Eßzeit, etwas genießen läßt. Denn alsdann wird alles: „Näſcherei!“ Selbſt ein Apfel, eine Birne, ſogar ein Stückchen Brodt, kann es werden. O möchten doch die Mütter dies merken, die

fachen Speiſen gleichgültig. Das iſt ſchon ſehr ſchlimm! aber, ſie ſehnen ſich bald nach Leckereien, und kaufen ſie ſich. Das iſt noch ſchlimmer! Können ſie keine mehr kaufen, ſo werden ſie unzufrieden mit ihren Eltern und Verhältniſſen, und ſtehlen ſich das Naſchwerk, oder doch das Geld dazu. Dies zuſammen iſt das Schlimmſte! —

Ich glaube ferner, daß der häufige Genuß von Süßigkeiten den Magen verſchleimt, und da die Näſchereien zugleich fett zu ſein pflegen, verderbt. Daraus erzeugen ſich dann oder vielmehr: ernähren ſich Würmer, welche unzähliges Ungemach, ſelbſt gräsliche Krämpfe, hervorbringen. Auch den jungen

---

ſich nicht enthalten können, beim Bereiten der Speiſen, und beim Beſuchen der Vorrathskammer gedörrtes Obſt oder dergleichen zu naſchen, und ihren Kindern davon zu geben. „Das ſchadet ja nichts!" heißt es gewöhnlich. Aber, bei Gott! es ſchadet unausſprechlich viel. Die Tochter bleibt lebenslang eine verächtliche Näſcherin, der Sohn wird vielleicht ein Schwelger, ein Trunkenbold, ein Spieler, ein Lüderlicher, ein Taugenichts.

Zähnen kann der viele Zucker (der doch ein ſtarkes Salz und Kalk enthält) nicht gut ſein am wenigſten, wenn die Kinder ihn zerbeiſſen, was doch nie unterbleibt. Gewiß leidet dadurch der Schmelz der Zähne, und dann ſchnell der Zahn ſelbſt, nebſt ſeinen Nerven. Wäre dies letzte aber auch nicht der Fall, ſo ſind die Ausdünſtungen des durch Süßigkeiten verſchleimten und verdorbenen Magens allein ſchon hinreichend, die Zähne des Kindes zu verderben. Ich habe es immer ſo gefunden, *) und die nützlichen Folgen einer entgegen geſetzten Behandlung allemal bemerkt.

Noch erwähne ich, daß Süßigkeiten und Näſchereien den Kindern meiſtens erſt dann gegeben werden, wenn ſie ſatt ſind. Daß dies folglich ſchon allein ſchädlich ſein, und das Verderben des Magens verurſachen müßte, weil Süßigkeiten reizen, mehr davon zu eſſen, als man ſonſt genießen würde.

---

*) Unter vielen andern bei mir ſelbſt und bei Herkules von Salis.

Auf jeden Fall habe ich die Volksurtheile ſtets gerechtfertigt gefunden: „Zuckerwerk macht den Kindern ſchwarze Zähne!“ und: „Vom Zucker fallen die Zähne aus!“ *)

Karl wurde daher nie von uns daran gewöhnt. Andre verſuchten es freilich oft, aber — vergebens.

In einer Halliſchen Familie war es Sitte, kleinen Kindern jedesmal eine „Zuckertute!“ zu ſchenken. Ich bat, es bei Karl nicht zu thun. Es half nicht. Ich ſetzte meine Gründe aus einander. Sie wurden weggeſcherzt, weggewitzelt und weggeſpottet. Ich dachte ſchon darauf, mich zurückzuziehen, oder doch Karln ſeltener erſcheinen zu laſſen. Es war aber unnöthig; denn, im Anfange ſchafften wir die Zuckertuten möglichſt ſchnell

---

*) Beides habe ich in Gegenden, wo es Sitte iſt, die Kinder wenig zu ſäugen, und ſtatt deſſen mit ſüßgemachten Feuchtigkeiten mehrerer Art zu ernähren, oft gefunden. „Es hat ſich die Zähne ſchwarz- oder gar weggezulpt!“ ſagt man von einem auf dieſe Art verwahrloſeten Kinde.

und unvermerkt auf die Seite. Bald nachher hatte Karl uns ſo vollkommen begriffen, daß er ſie gewöhnlich an uns und andre Gegenwärtige vertheilte, und mit dem Zucker (denn auch davon wurden ihm oft große Stücken gegeben!) den einen Hund fütterte, der ihn beſonders gern fraß.

Auffallend war es mir, daß er den Zukker nie einem Menſchen ſchenkte. Als ob er es für zu unvernünftig halte, wenn ein Menſch Zucker naſche.

Ich hatte ſelbſt von dieſer, mir übrigens ſo ſehr wohlwollenden Familie manchen Verdruß davon. So oft Karl vertheilte oder fütterte, wurde er, mehr aber noch ich, darüber geſcholten, ja man wünſchte wohl, ich ſolle ihm befehlen, das Erhaltene ſelbſt zu eſſen. So etwas hätte ich aber um keinen Preis gethan. Es ſtörte alſo die geſellſchaftliche Heiterkeit oft und anfangs ſehr merklich! jedoch nach und nach weniger! — Als Karl im dritten Jahre war und ſich immer gleich blieb, gab man es endlich auf, ihn (und mich) eines andern belehren zu wollen.

Es iſt ſchon erwähnt, daß Karl verhältnißmäßig wenig Fleiſch bekam. So blieb es fortdauernd, doch wurde ihm alle Jahre etwas mehr gegeben; beſonders wenn wir bemerkten, daß er ungewöhnlich wachſe, oder ſonſt Grund hatten, zu glauben, eine kräftigere Nahrung könne ihm für jetzt eher nutzen als ſchaden.

Wir achteten zu dem Ende alle Tage, ja oft mehrmals an einem und demſelben, mit Sorgfalt auf Karls Geſichtsfarbe, Eßluſt, Kraftäußerung und Heiterkeit (ſpäterhin auch auf die Leichtigkeit, womit ſein Kopf arbeitete) beſonders aber auf ſein Wachſen. Sein Maas war an einer Thürbekleidung befindlich; Am erſten jedes Monats wurde er gemeſſen, und in der Regel war das Zunehmen ſeiner Größe ſichtbar genug. War es ſtärker als gewöhnlich, ſo gaben wir ihm etwas mehr Fleiſch als ſonſt. Eben ſo, wenn ich es, nach den obenerwähnten anderweitigen Beobachtungen, für zweckmäßig hielt.

Daß viel Fleiſch dem Magen und den Eingeweiden der Kinder ſchädlich iſt, bedarf wohl keines Beweiſes. Es geht — bei der

geringſten Unordnung, die das Kind ſich er-laubt, — in Fäulniß über, und verdirbt al-ſo die Reinheit der Säfte. Der daraus entſtehende vielſeitige Schade ergiebt ſich von ſelbſt.

Wenn die Kinder es aber auch glücklich verdauen, und körperlich keinen, bemerkbaren, Nachtheil davon erleiden, ſo ſchadet es doch ihrem Gemüthe, denn ſie werden dadurch heftig, gewaltſam, trotzig, grauſam u. ſ. w.

Es liegt in der Natur der Dinge, auch zeigt es uns die gewöhnliche Wildheit der bloß Fleiſch-, und die größere Sanftheit der bloß Pflanzenfreſſenden Thiere. Selbſt bei Menſchen habe ich es oft ſo gefunden, und alle Nachrichten von entfernten Völkern ſtim-men damit überein.

Wir erlebten aber an Karln ein überzeu-gendes Beiſpiel, daß bloße Pflanzennah-rung ein Kind faſt allzu ſanft und nachgiebig macht. Ich halte es daher für Pflicht, das Ganze mitzutheilen, weil der Rückſchluß auf das Entgegengeſetzte natürlich iſt, folglich das Obengeſagte beſtätigt.

Durch eine überdachte Behandlungs- und Ernährungsweiſe war Karl am Ende ſeines dritten Jahres, wie bis dahin immer! weder zu heftig, noch zu ſanft. Um dieſe Zeit beſchloß ich, aus wichtigen Gründen, mit meiner Frau nach Hamburg zu reiſen. Die große Frage für uns war, nicht etwa: Was wird aus unſerm zurückgelaſſenen Vermögen werden? ſondern: Was machen wir mit Karln? —

Von vielen Seiten hatte man die Güte, ihn während unſrer Abweſenheit zu ſich nehmen zu wollen. Aber wir fürchteten, hier den Zucker, da das Fleiſch, dort die zu große Nachſicht, und ſchwankten daher lange. Endlich vertrauten wir ihn unſerm, jetzt verewigten, Freunde und Vetter, dem Kaufmann J. H. Heintz, in Leipzig an. Er hatte bewieſen, daß er Kinder erziehen könne, denn ſeine drei Söhne und zwei Töchter (alle erwachſen) machten ihm die größte Ehre. Auch war er, derjenige, der, weit aus am meiſten! in meine Erziehungsweiſe einſtimmte. In ſeinem Hauſe (wo wir doch oft waren!) wurde Karl nie zu einer (der oben angedeuteten) Unmä-

ßigkeiten verleitet. Heintz war augenblicklich geneigt, Karln zu ſich zu nehmen; verlangte aber ausdrücklich eine ſchriftliche Anweiſung, wie er und die Seinigen das Kind behandeln ſollten. Ich gab ſie ihm; mochte aber vielleicht zu ſtark darauf gedeutet haben, daß Karl wenig Fleiſch bekomme; oder er und die Seinigen hatten aus edler Gewiſſenhaftigkeit meine Worte zu ängſtlich genommen. Genug, Karl erhielt in den acht Wochen,*) die er dort war, aus liebevoller Vorſicht, zu wenig Fleiſch.

Als wir ihn abholten, mußten wir weinen, weil ſeine übergroße Sanftheit faſt Schwäche war. Der ſonſt ſo lebhafte, bei aller Herzensgüte doch ſehr drollige, ſchelmiſche, ja bisweilen muthwillige Knabe

*) Acht Tage vor unſrer Abreiſe hatten wir Karln nach Leipzig gebracht und acht Tage nach unſrer Rückkehr holten wir ihn wieder ab. Meinen innigſten Dank hier öffentlich dem Verewigten und ſeiner höchſt- achtungs- und liebenswürdigen Familie für die verſtändige Zärtlichkeit, welche ſie meinem Sohne damals und ſtets bewieſen.

war ganz verſchwunden. Es ſtand ein weiches, ſtets nachgebendes, ſanft lächelndes Weſen vor uns, welches uns anfangs nicht erkannte, dann aber mit leiſem Zweifel, und mit einer Thräne im Auge unſre heftigen Umarmungen nur ſchwach erwiederte.

Ich beobachtete ihn ſogleich mit der höchſten Sorgfalt. An Widerſetzlichkeit, wäre zwar, wenn wir dieſe Ernährungsweiſe fortgeſetzt hätten, nicht zu denken geweſen; eben ſo wenig aber auch an Kraftäußerung. — Denn er erinnerte mich lebhaft an die Hindus. Böſe würde er ſchwerlich geworden ſein! Wohl aber ein Schwächling, der ſich körperlich und geiſtig unterjochen ließ.

Noch an demſelben Mittage (in Leipzig) gab ich ihm etwas mehr Fleiſch als ſonſt, und ſo fuhren wir in Lochau fort. In vierzehn Tagen tobte er wieder nach Herzensluſt im Hauſe, auf dem Hofe und im Garten umher, war wie ſonſt ein kleiner Schalk, und konnte — nämlich: im Scherze! — trotzen. In denen Jahren, in welchen Karl ungewöhnlich wuchs, aß er auch ungewöhnlich

viel Fleiſch, und ſehnte ſich im hohen Grade darnach, was ſonſt nicht der Fall war.

Zehnter Abſchnitt.

Was thaten wir für Karls Sittlichkeit?

Die Vorſchriften, welche wir uns zu dem Ende ſelbſt gegeben hatten, und mit der höchſten Gewiſſenhaftigkeit auszuführen ſtrebten, legten uns auf: ſtets gerecht und billig! ſtrenge und liebevoll! gegen ihn zu ſeyn. Hatte einer von uns ihm etwas überſehen, oder zu leicht verziehen, ſo galt das bei dem andern für einen eben ſo großen Fehler, als wenn er zu ſtrenge oder zu heftig geweſen wäre. Denn — im Grunde ſchadet beides gleichmäßig!

Was natürlich, was nicht unrecht, was gut (wenn gleich in den erſten Jahren noch nicht nach der feinſten Sitte) war, durfte Karl unbedenklich begehren. Es wurde ihm (wo möglich!) gewährt, ſelbſt wenn wir die Bemerkung hinzufügen mußten, daß es —

aus dem oder jenem Grunde! — nicht mehr ganz ſchicklich für ihn ſei. Begehrte er etwas anderes, ſo wurde es ihm feſt abgeſchlagen: ohne weitere Gründe, wenn er ſie ſelbſt wiſſen konnte; mit vernünftigen und faßlichen Gründen, wenn ſie ihm noch unbekannt waren. Schien er die, ihm doch bekannten, vergeſſen zu haben, ſo wurden ſie ihm abgefragt.

Schon in ſeinem erſten Lebensjahre ſagten wir, aber laut, deutlich und ernſt: „Nein' klingelten dann etwa mit zwei Schlüſſeln, oder zeigten ihm etwas Neues, und ſagten dabei mit Ausdruck: Ei, ſiehe einmal, Karl! Gewöhnlich blickte er dann nach dem, was wir ihm vorhielten, horchte auf unſere Worte, und vergaß darüber, was er gewollt hatte.

Es verſteht ſich, daß ſo ein hülfloſes Weſen aber weder am Eſſen und Trinken, noch an Reinlichkeit und Ordnung Mangel leiden dürfe. Sonſt kann es ſich freilich nicht mit dem Klingeln begnügen, denn die für den Augenblick vergeſſene Sehnſucht wird heftiger wiederkommen, ſobald die Neugier geſtillt iſt. Ich glaube aber, ſagen zu dürfen,

daß es unſerm Kinde an dem Allen nie fehlte.

In Kurzem hatten wir kaum mehr nöthig, ihn auf andre Gedanken zu bringen, denn er merkte bald, daß: Ja! bei uns: Ja! und: Nein! bei uns: Nein! bleibe, er möge dazu lachen oder weinen. Er gewöhnte ſich alſo unvermerkt, ſo pünktlich zu gehorchen, daß ich betheuern kann, bis Zöglinge ins Haus kamen, blieb uns in dieſer Hinſicht nichts zu wünſchen übrig.

Pünktliche Folgſamkeit iſt aber unendlich wichtiger, als man gewöhnlich meint. Denn unzählige Male iſt ein Kind im Begriff, etwas zu thun, oder auf etwas loßzugehen, wodurch es ſich empfindlich ſchaden könnte. Dem folgſamen Kinde darf man dann nur zurufen: „Thue das nicht, mein Kind!“ oder bloß: „Karl!“ und es wird augenblicklich inne halten, ſtille ſtehn, aufmerken u. ſ. w. Dann kann man ihm die Gründe des Verbots mittheilen, um es für die Zukunft in Betreff jenes Vorhabens zu ſichern.

Dem Unfolgſamen mag man es aber noch ſo laut zuſchreien. Nicht gewohnt zu gehor-

horchen, wird es vollenden, was es thun wollte, und dann iſt es zu ſpät! denn, der Schade iſt geſchehen! —

Als Beiſpiel und Beweis der Karln von mir erlaubten, und gegen jeden geſchützten, Freimüthigkeit möge folgender Vorfall dienen: Die Natur der Dinge mußte ihm ſeine Mutter in den erſten zwei bis drei Jahren lieber machen, als mich. Ich war viel auf meiner Studirſtube, in Amtsgeſchäften, oder auſſer dem Hauſe. Wenn ich aber in ſeiner Nähe war, hielt ich ernſt, ja ſtreng auf Ordnung, Reinlichkeit, Folgſamkeit ꝛc. und ſetzte durch, was die Mutter als weibliches Weſen entweder nicht vermochte, oder aus mütterlicher Liebe, wohl auch aus leichterem Sinne, überſehen hatte.

Dies alles konnte der kleine Menſch indeß noch nicht faſſen, viel weniger durchſchauen, noch auch das Richtige und väterlich Liebevolle darin erkennen. Er liebte alſo die Mutter mehr als mich. Ich hatte es lange bemerkt. Es war mir aber grade recht, denn — es ſchien mir natürlich. Einſt ſaßen wir alle drei auf dem Sopha, und Karl ſpielte

höchſt zärtlich mit meiner Frau. Sie aber deutete ihm — aus gutem Willen — von Zeit zu Zeit unmerklich nach meiner Seite hin, und das Kind liebkoſete dann auch mich; wandte ſich jedoch ſchnell wieder zu ſeiner Mutter. Endlich ſchob dieſe ihn abermals zu mir herüber, und flüſterte ihm zu, er ſolle doch mit dem Vater zärtlicher ſein! Sogleich wandte ich mich ſehr ernſt zu ihr und ſagte: „Laß ihn um Gotteswillen liebkoſen, wen und wie er will, denn es iſt recht ſo! Er liebt Dich jetzt mehr als mich, und muß es, wenn ich ihn nicht tadeln ſoll. Er muß es folglich an den Tag legen, wenn er kein Heuchler iſt. Aber es wird eine Zeit kommen, wo ich ihm mehr leiſten werde, als Du. Dann wird er mich, wo nicht mehr lieben, doch gewiß mehr: ehren.“

Meine Frau verſtand mich. Sie ließ ihm alſo ſeinen freien Willen; und — jene Zeit iſt wirklich gekommen.

So weit es nur irgend möglich war, ſuchte ich ſein Urtheil ſtets rein und frei zu erhalten. Die tauſend Vorurtheile für und wider, welche den Kindern in der ge-

wöhnlichen Erziehung beigebracht werden, kle≠ben ihnen in der Regel bis zum Sarge an, und ſchaden ihrem klaren Durchſchauen der Geſchäfte und Vorgänge im Leben unglaub≠lich.

Ich weiß gar wohl, daß man über ge≠wiſſe Dinge mit kleinen Kindern gar nicht ſprechen darf, über andre nur mit großer Vorſicht und Zurückhaltung, und über man≠che wenigſtens nicht eher, als bis ſie ſelbſt ſich ein Urtheil gebildet, und — es ausgeſpro≠chen haben. Dann aber muß man auch nichts wegleugnen, in ſo fern es richtig iſt. Höch≠ſtens gebe ich zu, daß man mit dem Aufwen≠den großer Vorſicht es mildern, wenigſtens die ſcharfen Ecken deſſelben abſchleifen, dürfe.

Fällte Karl, als Kind, in Geſellſchaften ein richtiges, aber zu derbes (unſchickliches) Urtheil, ſo ließ ich es gelten, ſagte jedoch zu den Anweſenden halb ſcherzhaft: „Sie ſehen, es iſt ein Dorfkind! man muß ihm derglei≠chen nicht übel nehmen!"

Karl begriff in kurzer Zeit, daß er in ſol≠chen Fällen etwas zwar richtiges, aber ſich nicht ſchickendes, geſagt habe, und fragte

ſicher, wenn wir allein waren, nach dem: Warum!“ Dann, wenn er es wiſſen wollte, hatte ich die zweckmäßigſte Gelegenheit, ihm das für und wider auseinander zu ſetzen, und ihn dadurch an die feinere Sitte zu gewöhnen, ohne ſeinen Verſtand einzuengen oder ſeinem Herzen zu ſchaden: Konnte ich dergleichen auf höhere Sittlichkeit, auf ächte Frömmigkeit zurückführen, ſo that ich dies am liebſten. In einem ſolchen Falle durfte ich ganz ruhig ſagen: „Dein Urtheil war ſtreng richtig! Aber eben, weil ich es ſtreng — richtig nennen muß, war es nicht gut, nicht ſchön von Dir, es auszuſprechen. Kaum Dir ſelbſt, oder einem von uns (Deinen Eltern) durfteſt Du es, in Gegenwart Anderer aber durchaus nicht! — Haſt Du wohl bemerkt, wie verlegen Herr N. wurde? Er konnte, oder wollte, nicht widerſprechen, vielleicht aus Achtung und Liebe für uns nicht! aber es kränkte ihn ſehr, daß ein Kind ihm etwas Unangenehmes ſagte. Wenn er heute mißmuthig iſt, oder wohl gar von andern boßlich aufgezogen wird, ſo biſt Du Schuld daran!“

Sicher war Karl jetzt ſchon tief gerührt, und bedauerte innigſt, Jenem wehe gethan zu haben. Ich nehme aber abſichtlich an, er ſei noch nicht zur Beſinnung gekommen, ſondern habe geantwortet: Er war aber doch hinterher ſehr freundlich mit mir! ſo würde ich ſchnell erwidert haben: „Aus Mitleiden vielleicht! weil meine Worte: Es iſt ein Dorfkind ꝛc. ihn in den richtigen Geſichtspunkt ſetzten. Achtung, Liebe und Dank haſt Du Dir durch jenes kränkende Urtheil doch ſicher nicht bei ihm erworben! — Du ſcheinſt wohl nicht wahrgenommen zu haben, daß die übrigen bald Dich, bald mich, bald Jenen ängſtlich anblickten, und daß die Unterhaltung ins Stocken gerathen wäre, wenn ich nicht von etwas Anderem angefangen hätte, was ſie alle lebhaft anzog.“

Ich nehme ferner den — wirklich undenkbaren — Fall an, daß Karl ſich noch nicht geſchämt, ſondern geantwortet hätte: „Es war aber doch wahr!“ ſo würde ich ihn ernſter zurückgewieſen haben.

Ich. Weißt Du denn das ſo gewiß? — Es kann ja ſehr möglich ſein, daß Du

irrſt. Wie, wenn er Dir nun antwortete: Dieſer Grund (den Du nicht kannteſt,) zwang mich, ſo zu verfahren! Wie dann? — Oder, wenn er zu Dir ſpräche: „Biſt Du mein Richter? Du, ein kleines unverſtändiges Kind? —“ Laß es indeß wahr, laß es unumſchränkt wahr und von ſeiner Seite fehlerhaft ſein, woran ich doch noch zweifle! Sollteſt Du denn nicht aus Schonung geſchwiegen haben? Haſt Du nicht beachtet, daß wir alle ſchwiegen? Oder, biſt Du ſo einfältig, zu glauben, daß Du allein die Unrichtigkeit deſſen, was er that, eingeſehen hatteſt? —

Sage einmal, mein Kind! wie würde es Dir gefallen, wenn er, (und hundert andre) alle Deine Verſehen, Schwächen, Unbedachtſamkeiten, Fehler u. ſ. w. aufgreifen, Dir vorrücken, oder gar fremden Menſchen vor Augen legen wollten? — Und am Ende wäre ſelbſt dies doch nur eine Kleinigkeit! Denn da thäte es ein Erwachſener gegen ein Kind. Folglich weit mehr nach der Ordnung der Dinge, und es geſchähe wahrſcheinlich mit

größerem Rechte. Dem Kinde würde ſo ein Vorwurf ferner nicht grade ſchaden, denn von einem noch unverſtändigen Weſen, (wie Du biſt) erwartet man im Voraus vielerlei, was noch nicht iſt, wie es ſein ſollte, und geht daher leicht darüber hinweg, oder verzeiht es ihm gänzlich.

Meinſt Du aber gar: Andre Menſchen bemerken Deine Fehler nicht? — Nun, da irrſt Du ſehr! Aus Güte für Dich verſchweigt man ſie vielleicht, — vielleicht auch nicht! — gegen andre, und ſetzt Dich ſelbſt nicht durch Aufzählung derſelben in Verlegenheit; aber mehrere meiner Freunde, die Dich wahrhaftig lieben, haben mir, oder der Mutter, ſchon oft Vorfälle mitgetheilt, die Dir nicht zum Lobe gereichten. Sie erzählten ſie aber niemanden als uns; und auch uns nur, weil ſie Dich dadurch zu beſſern, zu veredlen, ſtrebten.

Nicht wahr, dieſe edle Güte gefällt Dir doch? — Gut, ſo handle auf die gleiche Weiſe! — „Was Du willſt, daß Dir die

Leute thun ſollen, das thue Du ihnen zu-erſt!" *)

Die Wahrheit ſagen, ſie hart und kränkend ſagen; Strenge gerecht ſein, und die Fehler des Nebenmenſchen haarſcharf aufſuchen, ſie ihm wohl gar, in Gegenwart anderer, ohne Beruf dazu, und ohne Noth, vorhalten, iſt noch weit entfernt vom: Gut ſein; und doch iſt: Gut ſein etwas unausſprechlich Schönes, denn wir nennen ja eben deshalb den Inbegriff aller Vollkommenheiten: Gott! d. h. Gut! oder: den Guten. — Nicht wahr, mein Kind! auch Du wünſcheſt, Gott ähnlich zu werden? Nun, ſo vervollkommne Dich, ſo viel Du nur irgend vermagſt! Aber, vergiß vor allem nicht, auch: gut! zu ſein."

Ich bin gewiß, daß Karl jetzt mit Thränen der Reue verſprochen hätte, nie wieder Jemand ſo zu kränken, und halte mich überzeugt, daß nur menſchliche, und beſonders

*) Dieſe Worte wußte er aus meinem kleinen Gebetbuche für Kinder ꝛc. (fünfte Auflage) und aus dem Unterrichte der Dorfkinder.

kindliche Schwäche ihn je wieder dazu verleitet haben könnte.

Zu meinem Zwecke nehme ich aber dennoch an, daß er mir entgegnet hätte: „Soll ich denn die Unwahrheit ſagen? Dies vorausgeſetzt würde ich ihm erwidert haben:

„Nichts weniger! Denn alsdann wäreſt Du unwahr: wärſt wohl gar unredlich, oder: ein Heuchler. Das alles haſt Du jedoch nicht nöthig! Du darfſt nur: ſchweigen! — Es würde wahrlich! ein trauriges Leben für Dich, für mich, ſo wie für alle Menſchen ſein, wenn jeder die Fehler oder Schwächen ſeiner Bekannten aufſuchen, und ſchonungsloß ſogar vor andern! ausſprechen wollte.

Das wäre ja der ewige Krieg aller gegen alle! Denn — kein Menſch iſt fehlerfrei! — In Ruhe bliebe alſo keiner! — Jedermann müßte beſtändig auf der Lauer ſtehen, um auszuſchlagen oder ſich zu wehren! Hieße das: als Menſchen, als Chriſten, als Kinder eines Vaters, als Ebenbilder des allerhöchſt Guten mit einander leben?“

Doch, ich thue dem armen Jungen unrecht! — Es kann ſein, daß ich ihm das alles geſagt habe, aber ſicher nur bei ganz verſchiedenen Veranlaſſungen, denn ſo viel bedurfte es nie, damit er Fehler gegen die Sittlichkeit oder Frömmigkeit einſehe, bereue und verbeſſere. Vergeſſen habe ich dagegen, ausdrücklich zu bemerken, daß und wo ich ihm eine belehrende Geſchichte erzählt haben würde. Indeß, verſtändige Leſer errathen dies wohl ohne mein Zuthun: Fingerzeige dazu habe ich ja gegeben.

Hierbei wiederhole ich noch einmal, daß ich bei der Erziehung meines Sohnes vor allem von der Gottesfurcht ausging. Daher war er von der Wiege an gewöhnt, Gott, oder vielmehr: ſeine Allmacht, Weisheit und Güte in allem, beſonders aber in der Natur, zu erkennen und zu verehren. Wenn er ſtundenlang in unſerm Garten, oder auf unſerm Hofe (der ſchöner war, als der Garten) umherging, ſich ganz allein mit den Pflanzen, Blumen, Blättern, Bäumen, Früchten, Inſekten, Vögeln u. ſ. w. beſchäftigte, oder im Winter daſſelbe (durch Hülfe ſeiner Bilder-

bücher) that, ſo hatte er Gott dabei ſo nahe im Auge, daß ich überzeugt bin, er hat ſchon als Kind gethan, was ich als Jüngling oft that, nämlich: bald ehrfurchtsvoll, bald zärtlich liebend, bald bittend, bald dankend, mit Gott geſprochen. Wir haben viele Male Gelegenheit gehabt, dies zu bemerken.

Unſre Unterhaltungen mit ihm, beſonders über Gegenſtände der Natur, über Schickſale der Menſchen, und über Erziehung und Ausbildung der Kinder führten ſtets auf den Allgegenwärtigen, Allwiſſenden, Allweiſen, Allgütigen und Gerechten zurück. Auch war der Gedanke, daß Gott ihn allenthalben und immer ſehe und beobachte, ſo ganz mit ihm verwachſen, daß es ihm unmöglich ſein mußte, ſich je allein oder unbemerkt zu glauben. Aus kindlichem Leichtſinn konnte er dies vergeſſen, folglich — Fehler begehen. Mit Erinnerung daran, aber gewiß nicht.

Ich folgere aus den unzähligen Erfahrungen meines ganzen Lebens, daß ein Kind, welches von der Wiege an zur reinen und thätigen Frömmigkeit erzogen wird, ohne

Verführung faſt nicht böſe werden kann; der Verführung aber lange widerſtehen, und — durch übereinſtimmende Hülfe von Seiten beider Eltern! — früher oder ſpäter wieder auf den rechten Weg zurückgebracht werden wird.

Möchten alſo, o möchten doch unſre Kinder alle zur reinen und thätigen Frömmigkeit erzogen werden! Wäre nicht das grade Gegentheil hiervon vierzig bis funfzig Jahre hindurch geſchehen, weil es Mode war, und den ſtarken Geiſt andeuten ſollte, ſelbſt wahre Frömmigkeit zu verachten; wir hätten in der Zeit der Noth ganz andre Beamte, ganz andre Krieger, und beſonders — ganz andre Führer derſelben gehabt!

Jeder aufmerkſame Beobachter jener Zeit wird genau bemerkt haben, daß die Feigheit bei unausſtehlicher Prahlerei, daß die Unredlichkeit und Untauglichkeit zum Berufe, grade in denen Ständen am häufigſten zu finden war, und dem Lande am gräßlichſten ſchadete, in welchen man ſich am meiſten darauf einbildete, von Gott und ſeinen Befehlen zum Wohle der Menſchheit nichts zu

glauben, ſein Daſein ſogar auf ſich beruhen zu laſſen, und die Lehren der Sinnlichkeit auf den Thron der frech vertriebenen Gottesfurcht und Tugend zu erheben.

Aber — Noth lehrt: beten! ſagt das Sprichwort. Was alſo viele Eltern, Vormünder, Verwandte, Erzieher, Obere, Schriftſteller, Schul- und Univerſitätslehrer, und durch dieſe wieder Prediger und Seelſorger verdorben hatten, das machte eine furchtbare, aber kräftige, Einwirkung des Allgewaltigen, wenigſtens für eine Zeitlang! wieder gut.

Die unverkennbarſten Wirkungen deſſelben gegen (ſpäter erſt: für) uns! brachten es endlich dahin, daß man wieder an Ihn dachte, von Ihm ohne ſchaamroth zu werden redete, und — zu ihm betete. Man kann aber — das behaupte ich mit der innigſten Ueberzeugung! — wenn man kein geübter Heuchler, d. h. ein Böſewicht iſt, nicht an Ihn denken, von Ihm reden, zu Ihm beten, ohne daß alles Dreies wunderbare, und heilſame, glückſeelige Wirkungen in unſerm Denken, Begehren, Verabſcheuen, Reden, Handeln, in der Wahl unſers Umgangs, unſerer

Vergnügungen, und unſerer Belehrung durch Schriften hervorbringt.

Ich kannte alles Erwähnte zur damaligen Zeit in den verſchiedenen Ständen meines Vaterlandes bis zu den höchſten hinan; ich kannte namentlich die geſellſchaftlichen Unterhaltungen, den Unterricht, und die Predigten jener Zeit. Großer Gott! welch' ein himmelweiter Unterſchied fand bei ihnen ſtatt: vor, oder in der Noth! —

Gern ſetzte ich auch hinzu: nach derſelben! Dies würde aber nur theilweiſe wahr ſein. Denn ſo freudig ich eingeſtehe, daß von jenen edlen Früchten, welche der glühende Strahl unſers tiefen Elendes hervortrieb, noch manche da ſind, und die Geſellſchaft durch ihre Schönheit erfreuen, durch ihren Duft erlaben, und durch ihren würzigen Saft kräftigen; ſo muß ich doch auch, wider meinen Willen! eingeſtehen, daß Selbſtſucht, Eitelkeit, Schwelgerei, Unwahrheit, Liſt und Tücke aufs Neue ihr Haupt erheben, die Verehrer der Gottheit belächeln, (mit der Zeit werden ſie ſie wieder belachen und verſpotten!)

und der Wolluſt, der Feigheit, dem Betruge, und dem Hochmuthe die Wege bahnen.

Möge unſer theurer König ferner durch ſein erhebendes Beiſpiel den Schlechten eine Warnung ſein! Mögen durch ſeine Befehle und Einrichtungen Gottesfurcht und Tugend recht feſt wurzeln, vorzüglich alſo unſre Kinder dazu gebildet, aber auch unſre Knaben, und beſonders unſre Jünglinge auf höheren Schulen und Univerſitäten damit genährt, und im Guten erhalten und befeſtigt werden! Dann können eine Menge von Unverſchämtheiten, Schlechtheiten, und Boßheiten, die der Menſchenfreund wehmüthig wahrnimmt, nicht lange beſtehen; ſie müſſen in ſich ſelbſt zerfallen, denn man wird, in ſofern man Gott fürchtet und liebt! ihre Urheber tief verachten.

Das wäre eine Mitgift für das Leben, Handeln und Wirken im nachherigen Geſchäftskreiſe, deren wunderartige Kraft, deren überſchwenglichen Nutzen wir jetzt kaum ganz zu ahnen vermögen.

*　　　*　　　*

Was wir Eltern vermochten, um unſer Kind zur ächten Frömmigkeit zu erziehen, haben wir redlich gethan; aber auch — nach unſerm beſten Vermögen! — immer hell dabei im Auge behalten, daß: Lehre nur beginnt, Beiſpiel aber vollendet.

Die Zeit vor der allgemeinen Noth kannte er aus unſern Erzählungen, und aus tauſend unvertilgbaren Spuren, genauer. Die Zeit der Noth durchlebte er mit, und beachtete ſie ſchärfer, als ſonſt in ſeinen Jahren möglich geweſen wäre, weil er ſorgfältig vorgebildet war, und bei jeder Gelegenheit von uns und unſern Freunden auf das nähere Bemerken und Bedenken derſelben geführt wurde. Auch die obenerwähnte heilſame Veränderung blieb ihm nicht verborgen, denn ich nutzte ſie, um durch ſie ihm das frühere Gegentheil deſto anſchaulicher zu machen. Ich erwartete davon für ſein Herz wohlthätige Folgen.

Unter Umſtänden waren die Belehrungen, die ich ihm (im ſittlichen) gab, ſehr kurz, und beſtanden vielmehr in Handlungen, als in Worten.

Einſt

Einſt war (Karl mochte drei Jahr alt ſein) eine große Geſellſchaft in unſerm Hauſe. Man liebkoſete ihn vielſeitig und — er war ſehr vergnügt. Da ging unſer Stubenhund vor ihm hin; er faßte ihn zum Scherz bei dem Schwanze, und zog ihn nach ſich. In demſelben Augenblicke ergriff ich ſeine (langen) Haare, und zog ihn damit grade eben ſo zu mir zurück, wie er den Hund zu ſich. Natürlich fühlte er ſchnell, daß dies nicht Scherz ſei; ſah ſich alſo nach mir um; wurde, als er den drohenden Ausdruck meines Geſichts bemerkte, blutroth, und ließ den Hund fahren.

Jetzt ließ ich auch ihn loß, und fragte ihn abſichtlich ganz laut: Wie gefällt es Dir, wenn ich Dich ſo zu mir ziehe?

Er (äußerſt betroffen): Nicht gut!

Ich. Nun denn, ſo gefällt es auch dem Hunde. Jetzt gehe auf den Hof!

Das Letzte fügte ich nicht bloß als Strafe hinzu, ſondern vorzüglich weil ich bemerkte, daß faſt alle Gegenwärtige unzufrieden mit mir, und mitleidsvoll für Karln geſtimmt waren. Ich ſah, daß mehrere un=

ter ihnen ſchon den Mund eröffneten, um mich — in Karls Gegenwart! — zu tadeln. Meine letzte Worte ſchloſſen denſelben zwar für den Augenblick; aber ich hätte ſicher viel zu widerlegen bekommen, wenn nicht die hellſehende Ludwig, welche gegenwärtig war, wie begeiſtert, ausgerufen hätte: „Das vergelte Ihnen Gott! theurer Freund! Wenn Karl, wie ich gewiß glaube, ein trefflicher Menſch geworden ſein wird, ſo muß er Ihnen dieſes Verfahren aufs zärtlichſte verdanken. Wollte der Himmel, wir handelten alle und immer ſo an unſern Kindern! Dann würden ſie die Thiere, folglich noch mehr die Menſchen gehörig würdigen, achten lieben und mit Gerechtigkeit, Billigkeit, Schonung und Güte behandeln lernen.“

Zugleich drückte ſie mir ſehr freundlich die Hand.

Das half! — Es kamen bloß einige leiſe: „Ja, aber's —“ zum Vorſchein, welche ich mit Ihrer Hülfe leicht beſeitigen konnte.

Das Naſchen haſſe ich im hohem Grade. Leider lehren es ſo viele Eltern ihre

Kinder ſelbſt. Einige durch Leckereien, welche ſie ihnen ſchenken, und — durch Anpreiſen derſelben. Andre durch das eigne Beiſpiel, (die Mütter in den Küchen, Speiſekammern, Vorrathsböden, und die Väter bei den Zukkerbäckern, u. ſ. w.) beſonders aber durch den viel zu hohen Werth, den ſie koſtbaren Genüſſen beilegen. Ach, und dies — ſo gering geachtete — Naſchen führt zu — allen Laſtern.

Ich laſſe deshalb ein Kind nur höchſt ungern zu einer unbeſtimmten Stunde außer der Mahlzeit, — ſelbſt Brodt, oder Obſt! — eſſen.

Meine Frau mag erzählen, wie ſie Karln behandelte, als er genaſcht hatte. Daß die dabei vorkommende Geſchichte nur auf ihn, und zwar für jenen Augenblick, berechnet iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Sie wirkte aber was ſie ſollte. Karl wurde dadurch ſo feſt von der großen Schädlichkeit des Naſchens und den böſen Folgen deſſelben überzeugt, daß er ſeine Strafe verlangte, ſeinen Fehler nie wieder beging, und keinen Widerwillen gegen die Strafende faßte. Mag daher manches an

der Geſchichte zu tadeln ſein; ich wünſche dennoch, daß man ſie nachahme.

„Als Karl vier und ein halbes Jahr alt war, trat ich einſt in unſer Wohnzimmer, wo in der Ofenröhre eine gebratene Gänſe=leber für den Vater bereit ſtand. Karl war allein im Zimmer, und anſtatt daß er ſonſt mir fröhlich entgegen zu kommen pflegte, wandte er ſich diesmal, ohne mich anzuſehen, nach dem Fenſter, und that, als wenn er dort etwas betrachtete. Mir fiel dies auf; ich ging daher raſch auf ihn zu, ſah ihm ſcharf ins Geſicht, und bemerkte, daß er verlegen erröthete. „Was haſt Du gethan, Karl?" fragte ich ihn ſehr ernſt. Er antwortete ſtok=kend: „Nichts!" — Ich ſah die Unwahrheit in ſeinen Augen und ſagte ſehr beſtimmt: „Karl, Du lügſt! ſage mir im Augenblick die Wahrheit! denn Gott weiß es doch, und würde Dich ſtrafen, wenn Du es nicht thä=teſt!" — Er fiel mit einem Strom von Thrä=nen mir in den Arm, und ſagte mit dem gröߞ=ten Schmerze: „Ach, liebe Mutter! ich habe etwas ſehr Böſes gethan, denn ich habe ein Stück gebratene Leber geſtohlen! vergeben

Sie es mir nur diesmal, ich will es gewiß nie wieder thun.“

Ich war ſehr wehmüthig darüber, und ſagte mit Thränen im Auge: „O, mein Sohn! wie betrübſt Du mich! Das ſind zwei große Sünden, denn Du haſt geſtohlen und gelogen! Wie konnteſt Du vergeſſen, daß Du dadurch Deinen Vater im Himmel und uns Deine Eltern tief kränkeſt; Wenn Du jemals wieder ſo etwas thuſt, ſo wirſt Du ein böſer Menſch, und ich werde eine ſehr unglückliche Mutter!“

Jetzt ſetzte ich mich ans Fenſter, ſtützte meinen Kopf auf die Hand, und er ſah mich weinen. Mit tauſend Thränen küßte er die andre Hand und bat um Verzeihung.

„Ach, Kind! ſagte ich endlich, wenn ich es Dir auch vergeben wollte, damit wäre es noch nicht gut! Du würdeſt bald wieder alles vergeſſen, und das Böſe künftig öfter, und noch öfter thun. Ich muß Dich alſo ſtrafen, um Dich länger daran zu erinnern, wie groß Unrecht Du gethan haſt. Meine Traurigkeit würde Dir bald aus dem Sinne kommen, und Dein Verſprechen auch; aber an

den Schmerz der Strafe wirſt Du länger denken.“

Er bat aufs neue, ihm nur diesmal zu vergeben. Ich nahm ihn dann auf meinen Schoos, küßte ihn, und ſagte weich und freundlich:

„Es iſt mir lieb, mein Sohn! daß Du fühlſt, wie ſchlecht Du handelteſt; darum will ich Dir auch wieder gut ſein; das verſpreche ich Dir, ſo ſehr Du mich auch beleidigt haſt! Ob ich Dich aber ſtrafen muß, oder ob ich es unterlaſſen kann, das ſollſt Du mir ſelbſt ſagen, wenn ich Dir eine Geſchichte erzählt habe. Höre recht aufmerkſam zu:

Eine Mutter hatte einen Sohn, welcher Moritz hieß. Es war ein guter Junge, man mochte ihn alſo gern leiden. Die Mutter hatte ferner eine Muhme: ſie hieß Frau Woltern. Dieſe kam oft zu ihrer Verwandtin, um mit ihr zu ſprechen, und mit Moritzen ſpatzieren zu gehen. Frau Woltern hatte den kleinen Jungen ſehr lieb, und brachte ihm immer etwas mit. Bald Kuchen, bald Zukkerwerk; beſonders gab ſie ihm oft Bonbons, weil er dieſe vorzüglich gern aß.

Freilich hätte die Mutter das nicht leiden ſollen, denn Moritz verdarb ſich dadurch ſeine Zähne, und was noch weit ſchlimmer war, er gewöhnte ſich dadurch ans Naſchen; aber ſie dachte: die liebe Muhme meint es ſo gut, auch koſtet es uns ja nichts, und Moritz hat doch ſo große Freude darüber. So blieb es lange, und Moritz konnte zuletzt nicht mehr vergnügt ſein, wenn Mühmchen ihm nicht alle Tage etwas zu naſchen brachte. Kam ſie einen Tag nicht, ſo kaufte Moritz ſich ſelbſt etwas von ſeinem erſparten Gelde. Frau Woltern wurde aber krank, konnte folglich Moritzen nichts mehr bringen; er nahm daher ſein ſämmtliches Geld, einen Groſchen nach dem andern, und kaufte ſich Kuchen ꝛc. dafür.

Unglücklicher Weiſe war der nächſte Nachbar ein Zuckerbäcker, und Moritz konnte, wenn er vor der Thür ſpielte, die vielerlei ſüßen Sachen nicht anſehen, ohne von Zeit zu Zeit hinein zu ſchleichen. Als er ſich einſt für ſeinen letzten Groſchen wieder etwas kaufen wollte, wog der Zuckerbäcker grade eine große Menge Bonbons ab. Moritz hatte

Pfefferkuchen verlangt; der Zuckerbäcker ging alſo auf die andre Seite des Ladens, um denſelben zu holen. Unterdeſſen nahm Moritz geſchwind ſo viel Bonbons weg, als er mit der Hand faſſen konnte, und ſteckte ſie in ſeine Taſche. Da der Bäcker ſich noch nicht umdrehte, ſtahl er noch eine Handvoll.

Der Mann gab dann dem Moritz ſeinen Pfefferkuchen; bemerkte aber ſchnell, daß Bonbons fehlten.

Er ſah daher dem Moritz feſt ins Geſicht, und ſagte: „Ei, ei! mein Kind! Du haſt Dir da wohl Bonbons genommen? —“

Moritz wurde feuerroth, ſagte aber ganz beſtimmt: „Ei bewahre! ich habe keine genommen!“

Herr Müller (ſo hieß der Zuckerbäcker) wußte zwar gewiß, daß Moritz es doch gethan hatte; weil ſeine Mutter aber eine vornehme Frau und ſeine gute Freundinn und Nachbarin war, ſo wollte er ihr keinen Aerger machen, und — ließ den Moritz gehn. Dieſer freute ſich nicht wenig, als er mit ſeinen vielen Bonbons allein war, und aß ſo lange, als er noch welche hatte. Doch ſie

wurden ſchnell verzehrt, und nun hatte er weder Geld, noch etwas zu naſchen; war deshalb verdrießlich und hielt ſich für ſehr unglücklich. Zu derſelben Zeit ſtarb die alte Muhme, und Moritzens Mutter mußte oft in ihr Haus gehen, um dort allerlei in Ordnung zu bringen. Unterdeſſen war zu Hauſe nicht immer alles wie ſonſt. Einmal z. B. war die Speiſekammer offen geblieben; Moritz bemerkte es, ging hinein und fand da allerlei; Ueberbleibſel von Torten, Eingemachtes und herrliches Obſt. Er nahm von allem, trug es auf den Boden und verſteckte es da an verſchiedenen Orten. Als die Mutter wieder in die Speiſekammer kam, ſah ſie gar bald, was alles fehlte. Sie wußte, daß die Kammer aufgeblieben war und rief Moritzen, um ihn zu fragen, ob er es etwa genommen habe? — Da er mit ſeiner Lüge bei Herrn Müller ſo gut weggekommen war, trug er kein Bedenken, keck zu antworten: „Gott bewahre! liebe Mutter! ich bin nicht in der Kammer geweſen! das werden wohl die Mägde gethan haben! —“

Die Mutter unterſuchte nicht genau, glaubte ihrem Kinde mehr als den armen Mädchen, die ihre Unſchuld aufs höchſte betheuerten, und fing an, mißtrauiſch auf dieſe zu werden. Moritzens Vorrath war bald verzehrt, und ſein Taſchengeld reichte auch nicht weit, weil er immer größere Begierde bekam, etwas zu naſchen. Denn, lieber Karl! wenn man einmal anfängt, Böſes zu thun, und thut es wieder; dann wird man täglich geneigter dazu, folglich böſer, und man denkt am Ende an nichts, als, wie man zu dem Unrechten gelangen will. So ging es Moritzen auch. Er hätte bald gern alles gehabt, was er ſah. Als ſeine Mutter einmal ihren Geldbeutel hatte liegen laſſen, ſtahl er ihr zwei Thaler aus demſelben. Um aber den Verdacht von ſich abzuwenden, ſagte er zu ihr: Margarethe wäre aus der Stube gekommen, und hätte den Geldbeutel der Mutter in der Hand gehabt.

Die Frau war ſo unvernünftig, dem Kinde ohne weiteres zu glauben, ſchalt auf das arme Mädchen, und jagte ſie, als ſie ſich heftig verantwortete, dabei Verdacht auf Mo-

ritzen fallen ließ, aus ihrem Hauſe. Die gute Margarethe wurde dadurch höchſt unglücklich, denn ſie hatte weder Vater noch Mutter, und die Leute glaubten es der vornehmen Frau und Moritzen, daß ſie geſtohlen habe; es wollte ſie alſo Niemand in ſeinen Dienſt nehmen. So mußte denn das arme Mädchen hungern und betteln, bis endlich barmherzige Leute ſie aufnahmen.

Sieh, lieber Karl! an dem allen war der böſe Moritz durch ſein Stehlen und Lügen ſchuld! — Er gewöhnte ſich nach und nach ſo ſehr an beides, daß er es gar nicht mehr unterlaſſen konnte; bei allen Leuten nahm er, was er heimlich nur erhaſchen konnte, und wenn man ja Verdacht auf ihn warf, ſo wußte er ſich ſchlau herauszulügen. Je größer er wurde, deſto böſer ward er auch. Immer dachte er darauf, wo und wie er etwas wegnehmen könnte. Einmal war er bei einem Prediger auf dem Lande zum Beſuch. Er hatte am Tage bemerkt, daß der Prediger einen Beutel voll Geld in ſeiner Kammer unter einige Papiere legte. Moritz ſah, daß der Schlüſſel zu dem Zimmer ſeinem Stuben-

ſchlüſſel (den er bei ſich hatte) ſehr ähnlich war. Als alſo am Abend alle Leute zu Bette waren, ſchlich er dahin. Zu ſeiner Freude war die Thür nur angelehnt. Er ging hinein, und da der Mond grade ſchien, konnte er alles leicht finden. Als er aber den Beutel ſchon in der Hand hatte, ſprang ein Knabe von etwa zwölf Jahren von dem Sopha auf, und rief: ein Dieb, ein Dieb! Es war des Predigers Sohn, der dieſe Nacht hier ſchlafen mußte, weil Moritz ſein Bette bekommen hatte. Moritz fürchtete, hierdurch entdeckt zu werden, packte alſo mit aller ſeiner Kraft den kleinen Knaben an, und drückte ihm die Gurgel zuſammen, damit er nicht ſchreien könne. Bald aber begriff er, daß der Knabe doch nachher, ſobald er ihn losgelaſſen habe, ſchreien, um Hülfe rufen, und alles erzählen werde, ſo daß man ihn dann doch als gewaltſamen Dieb ins Gefängniß werfen werde. Durch die allmählige Gewohnheit, ſo viel Schlechtes zu thun, war er ſchon ſo böſe geworden, daß er meinte, er müſſe das Geld haben, und es ſei abſcheulich von Martin (ſo hieß der Sohn des Predigers),

daß er ihn daran hindere. Auch wußte er nicht, wie er ſich vor der Entdeckung, und vor der damit verbundenen Strafe und Schande ſchützen ſollte.

In der Angſt nahm er alſo ſein Schnupftuch, und ſchnürte es dem unglücklichen Martin ſo feſt um den Hals, daß dieſer erſtickte. Dann ſprang er mit dem Gelde aus dem Fenſter, und lief fort.

Die Magd des Predigers hatte noch nach einer kranken Kuh geſehn, und bemerkte unterweges, daß Jemand aus dem Fenſter ſprang und durch den Garten lief.

Sie weckte alſo den Prediger; dieſer ſah nach, und fand ſein armes Kind todt, und Moritzens Schnupftuch um ſeinen Hals. Das Geld fehlte, und Moritz war fort. Sogleich wurden ihm Leute nachgeſchickt: dieſe holten ihn bald ein, und brachten ihn auf die Pfarre zurück. Man band ihm die Hände und Arme ſehr feſt zuſammen, und brachte ihn nach der Stadt. Hier wurde er in ein tiefes, kaltes und ganz finſteres Gefängniß geworfen, wo er bloß ein wenig ſchwarzes Brodt und Waſſer bekam. Seine abſcheuliche

That konnte er nicht ableugnen. Einige Wochen darauf wurde er alſo auf einen Karren geſetzt und auf den Richtplatz gefahren, wo ihm der Scharfrichter den Kopf mit einem Schwerdte abhieb. Als der Karren vor dem Hauſe des Zuckerbäckers vorbei kam, ſagte Moritz ganz laut: „Der Menſch und meine Muhme ſind Schuld an meinem Unglücke! Hätte meine Muhme mich nicht ans Naſchen gewöhnt, ſo hätte ich nicht geſtohlen und gelogen; und hätte Herr Müller mich recht tüchtig geſtraft, oder es meiner Mutter geſagt, als ich das erſte Mal bei ihm Bonbons ſtahl: ſo hätte ich ſo etwas nicht wieder gethan, und könnte jetzt ein guter, geehrter Menſch ſein, und Andere glücklich machen!“

Der Zuckerbäcker ſah es ſelbſt ein, daß er ſehr unrecht gehandelt habe, und konnte ſein ganzes Leben hindurch nicht wieder vergnügt werden. Moritzens Mutter grämte ſich todt, und ſagte immer: „ach! wenn ich doch mehr auf ihn geachtet hätte, ſo lange er klein war! Dann hätte ich ſein Stehlen und ſein Lügen bemerkt, und wenn ich ihn

dann recht tüchtig beſtraft hätte, ſo würde er ſich wohl gebeſſert haben.

Sieh, lieber Karl! ſo kann es auch mit Dir werden. Jetzt ſage mir nun ſelbſt, als ehrliches Kind, was muß ich thun, wenn ich eine gute und vernünftige Mutter ſein will?

Karl. (feſt!) Sie müſſen mich beſtrafen!

Ich. Auch wenn ich Dir vergeben habe?

Karl. Ja, Sie müſſen; ſonſt könnte ich ja auch ein Moritz werden.

Ich. Sehr wahr, mein lieber Karl! Aber weil Du Dein Unrecht einſiehſt und bereuſt, ſo thut mir Deine Strafe weher, als Dir. Wenn Du mich lieb haſt; ſo thue es ja nie wieder! denn daß ich mein Kind ſchlagen muß, iſt ſehr traurig für mich! —

Er empfing ſeine Strafe ohne Murren, und weinte nachher ſeinen Schmerz in meinen Armen aus."

Ich theile noch einen Vorfall mit, weil er ſehr häßlich iſt.

Der P. G. aus R. beſuchte uns einſt. Ich fand ihn, als ich aus der Schule nach Hauſe kam. Er erzählte mir, daß er Karln gefragt habe, ob er Klavier ſpielen könne? dieſer habe geantwortet: er könne es, denn ich habe es ihn gelehrt! Als Karl nun hätte ſpielen ſollen, habe er eingeſtanden, er könne es nicht. Der Zögling, den ich grade bei mir hatte, ſei deſſen Zeuge. Dieſer beſtätigte es, und meine Frau (die es aber nicht mit angehört hatte) war für die Kläger und gegen den Beklagten.

Mir hingegen war das Erzählte unbegreiflich. Denn, wenn ich Karln auch — gegen meine eignen Erfahrungen, folglich gegen Recht und Billigkeit! — für ſchlecht oder unbedachtſam genug hätte halten wollen, ſo etwas zu ſagen, ſo war es doch ganz unmöglich, ihn in ſeinem ſechsten bis ſiebenten Jahre für dumm genug dazu anzunehmen. G. ſelbſt konnte ja längſt von mir wiſſen, daß Karl es nicht gelernt habe. G. durfte ſich ferner nur bei unſerm Zögling, bei meiner Frau, oder bei mir erkundigen; und endlich: in meinem (und ſeinem) Zimmer

mer ſtand ein Klavier. Nach jener Frage und (angeblichen) Antwort war folglich natürlich, daß G. ſogleich, oder einige Tage ſpäter in ſeinem Hauſe (wo wir oft waren) zu Karln ſagte: Spielen Sie einmal! und dann ſtand er nicht bloß beſchämt, ſondern zum verächtlichen Lügner erniedrigt, da.

Es war mir folglich unmöglich', das Geſagte gradezu zu glauben. Ich ſtarrte vor mir hin, und ſagte nach einigen Augenblicken: Ich will ihn rufen! Ich muß ihn doch ſelbſt fragen! Die beiden Erwachſenen fanden dies ſonderbar, und G. insbeſondere nahm es ſehr übel, daß ich ihm nicht mehr glauben wolle, als Karln, beſonders da er noch einen Zeugen für ſich habe.

Ich verſtand alle ſeine Worte und noch mehr ſeine Mienen. Er war mir werth. Auch kannte ich ihn als empfindlich und von der Meinung durchdrungen, ich liebe Karl zu ſehr. Es wurde mir daher äußerſt ſauer, ihn zu beleidigen, und doch ahnete ich zum voraus, (was ſich auch nachher zeigte) daß er ſich beleidigt fühlte, als ich Karl rief. Aber — das Höhere in meinem Sohne war mir zu

wichtig! *) Faſt alle ſeine Gedanken, Gefühle und Empfindungen lagen mir ſo klar vor meinen Augen, daß ich in der Regel zuvor wußte, was er antworten werde; und hier ſollte ich mich in ſeinem Herzen und — Verſtande ſo über alle Maße irren? — Das konnte kaum möglich ſein! Ich mußte es folglich, als rechtſchaffener Vater, näher unterſuchen, ehe ich glaubte, und ihn durch Vorwürfe ſtrafte, die (wenn ſie ungerecht waren) ſein Herz tief verwunden, vielleicht gar gegen uns alle vier erbittern mußten. Ich rief ihn alſo und theilte ihm die Anklage mit. Er verſicherte mit der unſchuldigſten Miene, es liege ein Irrthum zum Grunde, er habe vielmehr geſagt: er könne es nicht, denn ich habe es ihm nicht gelehrt! — Als ich ihm die Gegenverſicherungen ſeiner Ankläger vorhielt, wandte er mir mit Recht alles das ein, was ich oben angeführt habe, und betheuerte ſeine Unſchuld mit Thränen.

---

*) Karlo enthält ſchauderhafte Folgen von Ungerechtigkeiten einer Mutter gegen ihren leiblichen Sohn.

Ich war jetzt überzeugt, aber die drei Gegner nicht. Ich ſagte alſo zu Karln: „Mein Kind, bedenke, daß Gott Dich hört, und Dich ſtrafen wird, wenn Du wiſſentlich die Unwahrheit ſagſt! Bekenne mir, wie es iſt! Ich verſpreche Dir im voraus, ich will Dich nicht ſtrafen! Ich will es nur ganz genau wiſſen!“ Aber tief gekränkt und weinend blieb er dabei, er könne nicht anders ſagen, als was er der reinen Wahrheit gemäß angegeben habe.

Gut, antwortete ich ihm mit weicher Stimme: wenn Du (wie ich hoffe) die Wahrheit geſagt haſt, ſo ſpreche ich Dich frei, und bedaure Dich wegen des Verdachts, der bei den Andern auf Dir laſtet. Haſt Du mir aber nicht die Wahrheit geſagt, (was Gott verhüte!) ſo biſt Du (mit Nachdruck) ein elender Menſch und ein verächtlicher Lügner! —

Statt aller Antwort ſchmiegte Karl ſich mit Freudenthränen und mit dem heiterſten Bewußtſein an mich, und verſicherte wiederholt: Lieber Vater, ich bin unſchuldig, ich bin

gewiß unſchuldig! Herr P. G. und F. haben ſich nur verhört.

Dies letzte, daß er nämlich ſeinen Geſpielen nicht der Falſchheit anklagte, überzeugte mich vollkommen, auch wurde ich in den folgenden Tagen, bei dem ſorgfältigſten und aufmerkſamſten Nachforſchen, meiner Sache noch gewiſſer.

Herr G. war zwar ſehr unzufrieden mit meiner Entſcheidung, gewann aber ſpäter meinen Sohn doch innig lieb.

Eilfter Abſchnitt.

Ein anſteckender Ausſchlag.

Das Unglück, welches jenes Mädchen (B. 2. S. 42.) uns brachte, war ein krätzeartiger Ausſchlag. Ich hielt denſelben, ſobald wir ihn bei Karln entdeckten, für das, was er war; aber Mekel erkannte ihn nicht dafür an, ſondern behauptete fortdauernd, es ſei bloß eine vorübergehende Schärfe. Da das Mädchen am Geſichte, Halſe und Hän-

den rein war, konnten wir keinen Argwohn gegen ſie faſſen. Wir ſahen alſo die Leiden des Kindes mit Wehmuth, und linderten ſie durch ſanftes Kratzen und Umhertragen, bis es einſchlief, ſo gut wir konnten. Bald nachher wurde die Mutter angeſteckt, und verfiel dadurch (nach einer Erkältung) in die rothe Ruhr, welche ſie faſt getödtet hätte. Nun bekam auch ich den Ausſchlag, aber Mekel und andre geſchickte Aerzte hielten ihn noch immer nicht für Krätze. Ich hatte ſo reine Säfte, daß ich den Ausſchlag zwei Mal, durch größere Ausdünſtung auf einer Fußreiſe, verlor. Zum drittenmale — ich ging nur wenig aus, denn es wár im Winter! — haftete er, und wir litten alle drei unglaublich. Das Mädchen war ſehr bald, unter dem Vorwande, ſie habe die Gicht, zu Hauſe gegangen, und die Eltern hielten ihre wahre Krankheit geheim. Meine Frau ward inzwiſchen aufs neue ſchwanger, und die Aerzte verſicherten, in den Wochen werde ſich jene Schärfe verlieren. Dies geſchah freilich, aber — bloß weil meine Frau äußerſt ſchnell und leicht niederkam. Sie mußte deshalb,

das Kind auf dem Schoos einer herbeigerufenen Nachbarin, lange warten, bis die Hebamme kam, und ſie entband. Sie erkältete ſich dabei aufs heftigſte. In vier und zwanzig Stunden war ihr Körper rein, aber dafür ſtellten ſich gräßliche Leiden ein, bis der wiederkommende Ausſchlag ſie davon befreite, und — den Neugebornen anſteckte.

Nun erſt erkannte man die Krankheit für das, was ſie war, und gab uns dagegen Arzenei. Karl hatte ſo vollkommen geſunde Säfte, daß er ſchnell geheilt wurde. Nur zeigten ſich bald hier, bald da, kleine Flechten an ſeinem Körper, die aber, ſo viel ich weiß, in der neueſten Zeit auch verſchwunden ſind.

Sein jüngerer Bruder wurde mit endloſer Sorgfalt gepflegt: indeß — nach zehn Wochen verlor er den Ausſchlag, verfiel in gräßliche Krämpfe, und ſtarb daran nach fünf Tagen. — Luiſe und ich haben, ſeit achtzehn Jahren, unaufhörlich an den böſen Folgen jenes Giftes gelitten. Es mochte allmählig unſer ganzes Blut und alle unſre Säfte durchdrungen haben. Genug, trotz aller Vorſicht trat etwas davon zurück. Kaum ein

Theil unſers Körpers iſt ſeitdem ohne entſetz- liche Leiden geblieben. Wir haben unzählige Krankheiten ausgeſtanden, und ſind oft dabei dem Tode ganz nahe geweſen. Unſre Ge- ſundheit iſt und bleibt zerrüttet.

Zwölfter Abſchnitt.

Zwei Zöglinge in meinem Hauſe.

Die Annahme zweier Zöglinge that Karln weit größeren Schaden, als das Krätzgift. Von allen Seiten verſicherte man mich, es tauge nicht, daß Karl ſo ganz allein erzogen werde. Ich übergehe die Gründe, und faſſe mich überhaupt möglichſt kurz, weil mein Herz beim Niederſchreiben dieſes Abſchnittes zu ſehr leidet. Ich fühlte wohl, daß meine Geg- ner unrecht hätten, aber ich war meiner Sa- che doch nicht ſo gewiß, noch auch ſo ſtolz oder eigenwillig, daß ich gegen alle meine Freunde meinen Willen durchgeführt hätte. Ich ließ mich alſo endlich bereden. Es wur- de mir ein Knabe übergeben, und ich hatte das Glück, ihn zum freudigem Erſtaunen ſei-

ner Eltern und Verwandten, ungemein zu beſſern. Aber, freilich! Er nur gewann, mein Sohn verlor dabei! Karls Herz war bis dahin ſchuldlos und rein geblieben. Er hatte kaum einen Begriff davon, daß man ſeinen Eltern ungehorſam ſein, das Aufgegebene ſchlecht oder gar nicht bearbeiten, daß man lügen, verläumden, andern Weſen Kränkungen zufügen u. ſ. w. könne. Jetzt ſah er das alles, ja noch mehr als das, täglich vor Augen, und gewöhnte ſich allmählig daran. Der Einfall der Franzoſen verurſachte, daß dieſer Knabe zu ſeinen Eltern zurückgenommen wurde, und ich dankte Gott dafür. Meine Freunde dagegen ſagten: alles Erwähnte ſchade gar nichts; Karl müſſe vielmehr auch Fehler kennen lernen, um wirklich gut werden zu können.

Bald nachher brachte eine Mutter uns urplötzlich ihren Sohn ins Haus, und bat uns dringend, denſelben aufzunehmen. Ich wollte durchaus nicht. Sie verſchwendete Bitten und Vorſtellungen, bis ich zugab, daß er acht Tage lang in meinem Hauſe bliebe, um dann zu entſcheiden. Mein Ent-

ſchluß ſtand feſt, ihn zurückzugeben. Statt der Mutter kam aber nach acht Tagen ein Brief (nebſt Geſchenken für meine Frau) worin es hieß: Krankheit halte ſie für den Augenblick ab, ſelbſt zu kommen; wir würden alſo doch die Güte haben, ihren Sohn noch einige Tage zu behalten. Kurz, ich mußte endlich — ganz wider meinen Willen! — ihn als Zögling annehmen. Gottlob, ich habe ihm genützt, aber — er hat meinem Sohne geſchadet. Auch von ihm ſind mehrere Fehler, wenigſtens einigermaßen! auf Karln übergegangen. Dieſer, der ſonſt mit einem Blicke, mit einem Worte, ich möchte ſagen, durch ſich ſelbſt zu allem zu bringen war, mußte Jahre lang ernſter, ja ſtrenger behandelt werden, wenn er ſeine Pflicht thun ſollte. Wie unendlich tief ich dabei gelitten habe, vermag ich nicht auszuſprechen. Nur das Einzige möge meine innigſt wehmüthigen Gefühle andeuten: Hätte ich je wieder ein ſo reines, unſchuldiges, engelartiges Kind zu erziehen, ſo würden die Reichthümer der ganzen Erde, ſo würden die Vorſtellungen aller Weiſen, ſo würde ſelbſt der ſtrengſte Befehl eines Des-

poten mich nicht dahin bringen, ein zweites, (das ich nicht als eben ſo rein ꝛc. kennte,) dazu zu nehmen. Ferner werde ich es mir, ſo lang ich lebe, nie vergeben, daß ich damals endlich nachgab.

Ganz etwas anders iſt es, wenn von gewöhnlichen Kindern die Rede iſt! aber — bei dem Allwiſſenden! Karl war zu jener Zeit ein ungewöhnlich reiner Knabe.

Doch man erlaube mir, hier abzubrechen! Meine Gefühle übermannen mich! — Wer alles, was ich über das Unkraut u. ſ. w. geſagt, aufmerkſam geleſen hat, wird mich ganz verſtehen, und ſich die traurigen Folgen meiner Nachgiebigkeit ſelbſt aus einanderſetzen. Die Gottheit hat mir meinen Fehler vergeben! Davon halte ich mich überzeugt! Verzeihe Du ihn mir auch, mein guter, lieber Karl! —

Dreizehnter Abſchnitt.

Unterrichtende Spiele.

Eins ſeiner liebſten Spiele war das Bilderbeſehen. Wir erklärten ihm natürlich alles Bedeutende auf jedem Bilde und ließen es uns ſpäterhin, bald als ſeine Lehrer, bald als ſeine Schüler, wieder von ihm erklären. So lange er noch nicht leſen konnte, ſagten wir oft mit Bedauern: „Ja, wenn Du leſen könnteſt! — Das ſtellt eine ganz allerliebſte Geſchichte vor! Hier iſt ſie, aber — ich habe jetzt keine Zeit, ſie Dir zu erzählen.“

Wenn wir dann weggingen, betrachtete er die gedruckte Geſchichte wehmüthig wie einen Talismann, deſſen geheime Kräfte unnütz für ihn ſeien, weil — ihm das aufſchließende Zauberwort fehle.

Bisweilen ſchuf er dann eine ganz andre Geſchichte, die er ſich — muthmaßend! — nach dem Bilde zuſammengeſetzt hatte, und erzählte ſie uns, damit wir ihm die wahre dagegen erzählen möchten. So wurde die Neigung, leſen lernen zu wollen, allmählig in ihm erregt.

Ich kaufte vor allen das Baſedowſche Elementarwerk, mit dem erklärenden Text. Daneben aber eine Menge andrer zweckmäßigen A B C und Leſebücher mit Kupfern. Leider muß ich dabei bemerken, daß viele aus dem Baſedow geſchöpft, und bisweilen ſtatt zu verbeſſern, wirklich verböſert hatten. Da ich ſelbſt eine ziemlich große Sammlung guter Kupferſtiche beſaß, woraus ich von Zeit zu Zeit das Paſſende für Karln herausſuchte und ihm zum Beſehen gab, ſo hatte er während der rauhen Jahreszeit ſtets hinlänglich. Bei ſchönem Wetter war die Natur, auf Reiſen das, was uns vorkam, des Abends der geſtirnte Himmel, ſein Bilderbuch. Eben dies Hin- und Wiederkehren von einem zum andern, das Wiederholen — im Bilde oder im Leben — war für das Kind von unglaublichem Nutzen.

Mit Achtung und Dankbarkeit erkenne ich, daß Baſedows Elementarwerk weit aus am meiſten Vorzüge in ſich vereinigt. Es iſt beinahe unerſchöpflich, die meiſten Gegenſtände ſind zweckmäßig gewählt und anſchaulich dargeſtellt. Da Chodowiecky viele derſelben

geſtochen hat, ſo ſind ſie auch für den Schönheitsſinn des Kindes bildend. Nur ſollten die ehemaligen ſteifen Trachten, Friſuren ꝛc. glücklich weggeſchafft ſein.

Weil Karl gewöhnt war, nichts zu beſchmutzen, noch zu zerreiſſen, ſo haben wir das ganze Kupferwerk nebſt dem erklärenden Texte — nach einem vieljährigen Gebrauch, wobei es ſtets in den Händen des Kindes verwahrt blieb, — einem andern Knaben als noch vollkommen gut, ja ich möchte ſagen: als noch ſchön! zum Geſchenk gemacht. Zerleſen hat Karl nie ein Buch! — So viel vermag eine verſtändige Gewöhnung! —

Wo wir hinkamen, beſah Karl ſchnell die Bilder an den Wänden, ließ ſie ſich erklären und fragte nach Bilderbüchern, die ihm dann — wenn ſie anders zu haben waren — gern gegeben, und (ſo lange er noch nicht leſen konnte) erklärt wurden. Er lernte durch dies alles unglaublich viel.

Das Erzählen einer Menge kleiner Geſchichten hängt hiermit genau zuſammen. Ich berühre es aber bloß, weil man ſchon weiß, wie vielſeitig wir es benutzten. Bisweilen

ſprachen wir kein Wort, ſondern ſuchten in irgend einem ſeiner Bücher das Bild eines guten oder ſchlechten, ihm ſchon bekannten, Kindes auf, und zeigten mit dem Finger darauf. Andere Male, wenn er nicht wollte, wie wir, ſondern wie irgend ein böſer Knabe, (Martin oder Peter) deſſen Geſchichte er wußte, hieß es ganz kurz, aber nachdrücklich: „Martin?! –" oder: „Peter?! —" Mehr war ſelten nöthig!

Dies zweckmäßige Erſinnen und Erzählen kleiner Geſchichten kann ich kaum genug empfehlen! —

Hierzu rechne ich auch das Vorſagen, Vorleſen, Lehren, Selbſtleſen und Erlernen kleiner Gedichte, die aber aus dem Kreiſe der Kinder hergenommen, und verſtändlich ſein müſſen, ohne einer künſtlichen Erklärung zu bedürfen. Mögen ſie immer mit: Wir Kinder, wir ſchmecken der Freuden ſo viel! oder mit: Wenn ich artig bin ꝛc. anfangen. Bei vernünftiger Steigerung wird man in nicht gar langer Zeit bis zu Schiller hinaufgehen können. Das Kind wird alles verſtehen, es wird dadurch ſein Gemüth, ſei-

ne Vernunft, ſeine Sittlichkeit, ſeine Frömmigkeit, ſeine Handlungsweiſe, ſeinen Geſchmack, und obendrein ſein: Gedächtniß bilden.

Wie ſehr ſich die kleinen Weſen dergleichen aneignen, haben wir an Karln oft und mit Freude bemerkt. Unter vielen dergleichen theile ich nur einen Vorfall mit:

Als Karl vier Jahr alt und ich bei Peſtalozzi war, beſuchte uns der Bruder meiner Frau, der verſtorbene Geheime-Rath Reimann, damals Erzieher Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich von Preuſſen, in Geſellſchaft des Letzteren. Am Tage ſeiner Ankunft hatte Reimann Karln auf dem Schooße, als meine Gattinn eben nicht im Zimmer war.

Wie heiſſeſt Du denn? mein Jüngelchen! fragte er, um mit ihm zu plaudern, und Karl antwortete ſchnell:

Ich heiße der kleine Witte!
Doch nennet man Karl mich nur!
In ihrer freundlichen Mitte
Erzieht mich die liebe Natur.

Ich hüpfe beim früheſten Morgen
In ihren offenen Arm;
Laß Vatern und Mütterchen ſorgen,
Und kenne nicht Kummer, noch Harm.

Auch lern' ich bisweilen ein Bißchen!
Bald wird das Leſen nun gehn!
Oft giebt mir die Mutter ein Küßchen
Und ſagt dann: „Das war ja recht ſchön!“

Dann bin ich ſo fröhlich und ſpringe
Im Hofe und Garten umher:
Und küſſe die Mutter, und ſinge:
„O, wenn es doch immer ſo wär!!“

Dies Gedichtchen hatte meine Frau ihn gelehrt. Nie aber war es ihr eingefallen, daß er es einmal als Antwort brauchen ſolle. Reimann wurde im hohen Grade überraſcht, und erzählte es meiner Frau, als Karl nicht dabei war. Sie freute ſich herzlich darüber, ſagte Karln aber nichts davon.

Ihrem Bruder, den Fr. K. v. H. gegen mich (und meine Erziehungsweiſe) eingenommen hatte, mußte ſie es betheuern, daß

Karln

Karln nie geſagt ſei, er ſolle das Gedicht als Antwort brauchen, und: daß er es heute zum erſten Male ſo gebraucht habe. So ſehr ſetzte ihn die Geiſtesgegenwart des Kindes in Erſtaunen.

Auch durch Hülfe ſolcher Gedichte machten wir die Neigung, leſen zu wollen, in ihm rege.

Da man das Leſenlernen für ſo ſchwierig hält, ich auch zugeben muß, daß man mich ſehr lange, und entſetzlich damit gequält, es mir aber doch nie gehörig beigebracht hat, ſo ſchäme ich mich faſt, die äußerſt leichte Art, durch welche Karl es erlernte, mitzutheilen. Doch, ſie gehört hierher, ſo mag ſie denn folgen.

Als wir es erreicht hatten, daß Karl leſen zu lernen wünſchte, (er war damals zwiſchen drei und vier Jahr alt) ſo kaufte ich in Leipzig das kleine, gedruckte, deutſche A. B. C. zehn Mal: desgleichen, das große. Eben ſo das kleine und große lateiniſche (gedruckte;) ferner die Scheidezeichen, und die Ziffern von 0 bis 9. Alles zehn Mal. Jeder Buchſtabe war drei Zoll lang, und auf

ein Hölzchen geklebt. Alles Angeführte warf ich in einen Kaſten, und zeigte ihm das Ganze als ein neues Spielzeug: das Buchſtabenſpiel.

Dann ſetzten wir alle drei uns auf die Decke, ſuchten die kleinen, deutſchen, (gedruckten) heraus, rührten ſie durch einander, und nahmen blindlings einen davon. Der Ergriffene wurde förmlich und feierlich beſehen, genannt, beſonders aber laut und deutlich ausgeſprochen. Er ging von Hand zu Hand und jeder that das Erwähnte. Anfangs richteten wir es ein, daß derſelbe (leichtere) Buchſtabe z. B. ein reiner ſelbſtlautender: a, e, oder: i bald wieder zum Vorſchein kam, hielten ihn Karln vor, noch ehe wir ſelbſt ihn nannten, und liebkoſeten ihn, wenn er ihn erkannte und richtig ausſprach. Kannte er ihn nicht, ſo hieß es lachend: O, Du dummes Kind! Es iſt ja das: a, oder: e ꝛc.

Ich verſichere, daß nur ſehr wenige Tage, und an dieſen Tagen nur wenige Viertelſtunden erforderlich waren, bis Karl alle vier und zwanzig kannte und nannte.

Die großen, deutſchen (gedruckten) Buchſtaben wurden gelegentlich, wie von Ungefähr, mit herangezogen. Bald forderte meine Frau mich, bald ich ſie, bald Karl einen von uns, auf, zu beſehen, wie der oder jener große von demſelben kleinen abweiche ꝛc.

Man ſieht leicht, daß man dies auf vielfache Art einleiten und durchführen kann.

Als er beide Arten von Buchſtaben ganz inne hatte, warf ich heimlich einige kleine lateiniſche (gedruckte) Buchſtaben unter die deutſchen. Kam dann einer von ihnen zum Vorſchein, ſo wurde es gemeinſchaftlich bewundert und belacht, wie ſich der lateiniſche unter die deutſchen verirrt habe. Karl mußte den entſprechenden deutſchen ſuchen und beide mit einander vergleichen. Auf dieſem Wege dauerte es gar nicht lange, ſo kannte er auch die kleinen lateiniſchen vollkommen. Nun war der Schritt zu den großen: unbedeutend! Beſonders, da er jetzt ſchon ſehr oft für ſich ſelbſt damit ſpielte. Er ſetzte nämlich ſeinen Buchſtabenkaſten zur rechten Hand neben ſich, griff heraus, was er traf, und ſagte laut: g, b oder h ꝛc. War er un-

gewiß, ſo fragte er einen von uns, der in ſeiner Nähe war.

Auch achteten wir immer (unvermerkt!) auf ihn, und lachten ihn neckend aus, wenn er einen Buchſtaben falſch genannt hatte. Als er ſie einigermaßen kannte, ließen wir ihn den Lehrer vorſtellen, und uns fragen. So lange er es recht machte, hieß es bei jeder Verbeſſerung von ſeiner Seite: „Ich danke Ihnen, lieber Lehrer!" Sobald er aber etwas Unrichtiges ſagte, lachten wir, und ſagten ſcherzhaft: „Ei, ei! das iſt ja falſch! — Wenn Sie es nicht beſſer verſtehen, ſo werden Sie nicht lange mein Lehrer bleiben!

Als er die Buchſtaben alle kannte, nahm das Obenerwähnte Erwecken des Nachdenkens über ſie (ſiehe Band I. Seite 197) ſeinen Anfang. Es fand aber nicht grade in der Ordnung ſtatt, noch wurde ſo viel auf einmal durchgenommen, als dort angegeben iſt; ſondern es richtete ſich genau nach Zeit und Umſtänden. Angefangen wurde natürlich mit der Ausſprache der ſelbſtlautenden Buchſtaben. Alles übrige gab das Ungefähr, und

dies leiſtet, dem Himmel ſei Dank! ſehr viel! wenn man es zu beachten und zu benutzen verſteht. Das meiſte der Art hat er auf Spatziergängen oder Reiſen gelernt.

Kaum war er hierin einigermaßen vorgeſchritten, ſo ſetzten wir: Silben, und bald darauf: Worte zuſammen. Natürlich wählten wir ſie möglichſt drollig, oder ließen ſie (noch lieber!) von ihm ſelbſt wählen. Andremale bat einer unſrer Freunde Karln, ihn das Buchſtabenſpiel zu lehren, welches er noch nicht kenne; oder er erbot ſich, als Belohnung für irgeud eine gute Handlung des Kindes, mit ihm zu ſpielen. So geſtalteten wir den Unterricht auf mannigfache Art um, und erreichten dadurch ſchnell und leicht, was wir wünſchten, ohne daß es eigentlich unſre (beſonders: meine) Abſicht war, ihn jetzt ſchon zum Leſen zu führen.

Er kannte alle oben erwähnte Buchſtaben genau; er bildete ohne Mühe und ſehr richtig: Silben und Worte daraus; er ſetzte ſogar Redensarten zuſammen. Auch hatte er die Ziffern und Scheidezeichen nebenher kennen gelernt, und wußte ſich ihrer zu bedienen.

Mehr wollte ich fürs erſte nicht, denn ich fürchtete mich vor dem Verfrühen. Jetzt, als Karl vier Jahr alt war, beſuchte ich (mit meinen Freunden Glaubitz und Tillich) das Peſtalozziſche Inſtitut, und durchreiſete zugleich die Schweiz und Oberitalien. Meine Frau, welche immer beſorgte, Karl werde: „ſeiner geringen Naturanlagen wegen,“ nur wenig lernen, und welche es mit Angſt anſah, daß ich, dem Anſchein nach, ſo wenig für ihn thue, benutzte meine lange Abweſenheit, um ihn leſen zu lehren, weil ſie mich mit ſeiner Fertigkeit darin angenehm überraſchen wollte.

Was ich zuvor geahnet hatte, war pünktlich eingetreten. Das Kind, welches bis dahin alles aus der Natur ſelbſt, aus ſeinen (größeren) Umgebungen, oder aus Abbildungen gelernt hatte; das die kleineren Gegenſtände z. B. Bauſteine, Buchſtaben ꝛc. nur zum Spielen brauchte; war nicht wenig verlegen und mißmuthig geworden, als es ſich mit den bloß andeutenden Worten arbeitend beſchäftigen ſollte, von welchen vier, ja ſechs, bis acht nach einander noch gar keinen, oder doch keinen anziehenden, Sinn gaben.

Die Buchſtaben, aus welchen Karl ſelbſt bis jetzt Worte bildete, (oder unſre daraus poſſirlich gebildeten ausſprach) waren drei Zoll lang, und die, welche erſt ſpäter, aber lange keine ſo luſtige Ausbeute gaben, waren kaum eine Linie lang. Das alles misfiel ihm ſehr, und machte der guten Mutter ihren Unterricht herzlich ſauer. Gottlob, daß er ihn Karln nicht verleidete! —

Als ich zurück kam, hatte Luiſe es mühſam erreicht, daß er — jedoch ſehr nothdürftig — zu leſen anfing. Ich erkannte ihren guten Willen dankbar, legte aber im Grunde wenig Werth darauf: theils weil Karl noch keinen Unterricht der Art haben ſollte, theils weil ich bemerkte, daß ihn zum Leſen in Büchern noch die Luſt, oder vielmehr die Begierde fehle. Ich fürchtete jedesmal, der Unterricht im Allgemeinen werde ihm zuwider werden, wenn ich hörte, daß er irgend eine kleine Geſchichte nicht leſen mochte, wohl gar auf die Verſicherung: ſie ſei ſehr luſtig, werde ihm alſo viel Vergnügen machen! antwortete: „Ich danke Ihnen! ſie macht mir

nicht Vergnügen! Ich weiß es ſchon zum Voraus!

Leicht hätte mich dergleichen dahin gebracht, ihn ſeine ganze mühſam erlernte Leſekunſt wieder vergeſſen zu laſſen. Dies würde aber meine Frau gekränkt haben, und das ſollte es doch nicht! — Um dieſelbe Zeit ſchrieb ich über das Peſtalozziſche Inſtitut (auſſer dem Bericht ꝛc. noch eine größere Schrift, die ich aber nicht drucken ließ,) und dachte dabei viel über das Leſen=lehren und lernen nach. Dadurch wurde ich veranlaßt, mancherlri Hülfsmittel hervorzuſuchen, um Karln das Leſen angenehm, und die Früchte ſeiner Bemühungen ſchnell und freudig genießen zu machen. Ich war ungemein froh, als ich einige ſehr kurze und doch drollige Geſchichten auffand, die er gern durchlas, und mit freudigem Lachen uns freiwillig, ja mehrmals, wiederholte. „Siehſt Du, ſagte ich jetzt, wie angenehm es iſt, leſen zu können? — Wie viel Vergnügen wirſt Du Dir dadurch verſchaffen, wenn Du nun bald — im Winter! — nicht ſo oft mehr draußen ſpielen kannſt!“ Auch unſre Freunde baten ihn manchmal, ih=

nen, zum Zeitvertreibe, etwas vorzuleſen ꝛc. und ſo erreichte ich, was ich gewünſcht hatte. Er beſchäftigte ſich täglich lieber und mehr damit! Kurz, es währte nicht lange, ſo durfte ich nur zweckmäßige Bücher anſchaffen. Er las ſie begierig, und viele derſelben zwei bis dreimal.

Faſt alle ſind, ſo wie das Buchſtabenſpiel, noch vollkommen gut erhalten, hinterher verſchenkt worden.

Ueber ſeine richtige Betonung iſt ſchon geſprochen. Die Fertigkeit im Leſen verdankte er (wie ich ſchon gezeigt habe) ſich ſelbſt. Denn es war Grundſatz bei mir, ihn zu jedem Lerngegenſtande 1, Luſt zu machen, 2, ihn das Nöthigſte zu lehren, 3, ihm dies ſo verſtändlich und leicht als möglich beizubringen. War dies aber geſchehen, ſo ermunterten wir Eltern bloß, führten die Veranlaſſungen herbei, lobten und belohnten ihn u. ſ. w. Das Uebrige that er ſelbſt, und unſre Freunde halfen gelegentlich nach.

Wahrlich, ich hätte viel zu thun gehabt, wenn ich neben meinen Amtsgeſchäften, neben dem vielen, was ich damals, mit und ohne

Namen drucken ließ, neben meinem ausgebreiteten Briefwechſel, neben bedeutenden Reiſen und bei den vielen Prozeſſen, womit Fr. K. v. Hoffmann mich überhäufte und überhäufen ließ, auch die Fertigkeiten des Kindes hätte bis zur Vollendung bringen wollen. Das hätte meine Zeit, Kraft und Luſt bei weitem überſtiegen, und wäre überdies ganz gegen meinen Plan geweſen.

Deshalb lehrte ich ihn auch nicht ſchreiben. Wir (Eltern) ſprachen oft unter uns, mit ihm, und mit andern (in ſeiner Gegenwart) von dem großen Nutzen des Schreibens. Auch führten wir Veranlaſſungen herbei, bei welchen er gern geſchrieben hätte. Wir halfen aber nicht aus; wenigſtens nicht lange, und gewiß nur auf vieles Bitten! Da mahlte er dann die gedruckten Buchſtaben nach, und — ſchrieb. Als wir ihn nach einiger Zeit damit auslachten, und ihm — auf ſeine Bitte! — geſchriebene Buchſtaben hingaben, mahlte er auch dieſe bald nach, und gelangte folglich dahin, ſich deſſelben Nutzens zu erfreuen, den andere von ihrem mühſam erlernten Schreiben haben: nämlich, daß

ſie ſich das Nöthige merken, und was ſie ſonſt wollen, auf⸗ oder abſchreiben können.

Schön ſchreiben Jünglinge, die auf Schulen und Univerſitäten lebten, doch in der Regel nicht; denn das viele Arbeiten mit der Feder verdirbt gewöhnlich auch die ſchönſte Hand. Es kommt alſo, beſonders bei einem Gelehrten, ziemlich auf eins heraus, wenn er nur ſchnell ſchreiben kann; und hierin möchten meinen Sohn wohl nur Wenige übertreffen.

Wie viele Zeit iſt aber für ihn und mich dadurch erſpart! wie wenige hat er am Arbeitstiſch geſeſſen! Wie viel mehr hat er die freie Luft genoſſen! Wie viel ſeltener iſt er geſcholten, und wie leicht wurde es ihm, ſeine Hände, Geſicht, Kleider ꝛc. reinlich zu erhalten! Will er ſchön ſchreiben lernen, ſo kann er es (wie ich!) noch im neunzehnten oder zwanzigſten Jahre in vier Wochen lernen, und hat ſich nicht — wie ich! — acht Jahre lang damit vergebens geplagt, und zwei volle Jahre dabei unnütz verloren.

Ein wichtiger Grund, weshalb ich ihn nicht ſchreiben lehrte, war: damit er beim Lernen nicht immer zum ſchriftlichen Aufmer⸗

ken ſchreite, und ſich dann — auf das Geſchriebene verlaſſe. Das geſchieht ſo oft, beſonders in den Kollegien! — und doch bildet dies grade: Gedächtnißhelden! — Wiederholen ſolche Schreibemaſchinen das dem Papier überlieferte nicht ſehr pünktlich, ſo werden nicht einmal: Gedächtnißhelden daraus. Mein Sohn gab dagegen ſtets möglichſt genau acht, und merkte nur weniges ſchriftlich an, mußte alſo dem Vortrage folgen und ſich ſeiner zu bemächtigen ſuchen. Dies that er wirklich, und zwar in kurzer Zeit ganz nach meinem und ſeiner akademiſchen Lehrer Wünſche. Die Zeugniſſe der Letztern laſſen darüber keinen Zweifel.

Ich theile hier noch ein anderes Buchſtabenſpiel mit, das wir ſpäter in Wildeck am Heſſen-Rothenburgſchen Hofe gelernt haben. Man ſetzte ſich nämlich um einen runden Tiſch. In die Mitte deſſelben wurden eine große Menge Buchſtaben, Ziffern ꝛc. (die etwa einen halben Zoll lang und auf Pappe geklebt waren) geworfen. Jetzt nahm jeder aus der Geſellſchaft davon, und bildete in ſeiner Hand ein, zwei, drei, oft auch viele

Silben; dann gab er ſie, alle durcheinander gemiſcht, wem er wollte. Es ſind fünf Worte, hieß es vielleicht! Das erſte fängt mit: K, das zweite mit: P, das dritte mit: v, das vierte mit: H, und das fünfte mit: R, an. Zugleich legte man wohl die Anfangsbuchſtaben ſenkrecht unter einander, damit der Suchende die übrigen deſto leichter überſchauen, mit den vor ihm liegenden vergleichen, und die zu jedem derſelben gehörigen auffinden könne. Es iſt unglaublich, bis zu welcher Fertigkeit man es darin bringen kann. Eben dieſe — ſehr ſchöne, und höchſt geiſtvolle: — Klotilde, Prinzeſſinn von Heſſen-Rothenburg errieth faſt alles ohne Ausnahme in wenigen Augenblicken; gleichviel, ob es deutſch, franzöſiſch oder italiäniſch ꝛc. war. Man kann ſich dabei in Fragen und Antworten necken, und findet tauſend Gelegenheiten, den Geiſt anziehend zu beſchäftigen.

Alle geiſtige und Geſellſchaftsſpiele, die wir in Berlin, Leipzig, u. ſ. w. gelernt, oder ſonſt beſchrieben geleſen hatten, ſpielten wir mit Karln, und verwirrten ihn gern dabei, ſo weit die Regel des Spiels es erlaubte.

Sehr oft veränderten wir (oder er) auch das Spiel willkürlich, in ſo fern wir glaubten, daß die Veränderung auch eine *Verbeſſerung* ſei. Dergleichen bildet *ſehr*! weil man nun erſt in den innern Bau des Spiels eindringt, folglich vom mechaniſchen Ausführen der Regeln zum *Durchdenken* der letzten übergeht. Da Karl ſpäter die höhere Mathematik genau inne hatte, ſo wurde es ihm leicht, jedes auf Berechnung gegründete Spiel z. B. den Wahrſager u. ſ. w. nachzuberechnen, Veränderungen dabei anzubringen, oder ein ganz neues, oft weit anziehenderes Spiel zu erſinnen. Ich geſtehe, daß ich ihn verlegen anſah, als er ſich das erſtemal hierzu erbot.

Ferner bezahlte ich geſchickte Taſchenſpieler dafür, uns einige Kunſtſtücke zu lehren, und andere hinreichend zu erklären. Ich erreichte dadurch, daß Karl, nicht bloß anſtarrte, ſondern ſtets darauf ausging, den Schlüſſel dazu zu finden, was ihm auch oft glückte. Sobald ich aber bemerkte, daß er durch die Fertigkeit im Nachmachen derſelben, mit leichter Mühe und — in einer, am Ende doch

unnützen — Kunſt, ſich das Erſtaunen und den Beifall, beſonders des ſchönen Geſchlechts, erwarb: ſo wich ich den Veranlaſſungen dazu möglichſt aus, und brachte es, durch die Umſtände begünſtigt, dahin, daß er ſeine Kunſtſtücke vergaß, oder doch die Fertigkeit darin verlernte. Kurz, dieſe reichliche Quelle rauſchenden Beifalls verſiegte, wie ich es wünſchte.

Vierzehnter Abſchnitt.

Strenge Scheidung des Spielens und Arbeitens.

Der Abbee Gaultier hat recht, man kann durch ein vernünftig entworfenes und geleitetes Spiel unbeſchreiblich viel mit den Kindern ausrichten. Ich weiche nur darin von ihm ab, daß ich alle Tage einen — meinetwegen nur ſehr kleinen! — Zeitraum zum wirklichen Unterricht beſtimme, und dieſen durchaus nicht ſpielend, (wenn gleich: heiter!) gebe. Anfangs leitete mich hierin mein natürliches Gefühl. Später habe ich reiflich

darüber nachgedacht. Hier iſt die Frucht meiner Ueberlegungen:

Da Gaultier dieſe Methode ſchon dreißig Jahre lang übt, und ſie zum Erſtaunen herrlich ausgearbeitet hat, ſo müßten ſeine Schüler nicht bloß Vielwiſſer, ſondern auch Menſchen von großer und beſonders ſchneller Geiſteskraft werden. Man müßte in Frankreich viele ſehr ausgezeichnete Männer kennen, welche aus Gaultiers Schule hervorgingen, und doch iſt dem nicht ſo! — Was mag davon die Urſache ſein? — Ich ſage: Der Knabe, welcher in ſeinen früheren Jahren, alles ſpielend gelernt hat, wird auch ferner ſo (und nur ſo!) lernen wollen. Kann er das aber nicht mehr, ſo wird er die Luſt zum Lernen verlieren, folglich u. ſ. w. Tritt er gar ins bürgerliche Leben, wo an kein Spielen mehr zu denken iſt, wo er alles geregelt, alles nach Ort, Zeit und Umſtänden beſtimmt findet, und wo die eiſerne Nothwendigkeit jetzt dies, jetzt jenes Geſchäft gebietet; wo immer nur von Arbeit die Rede iſt. — Dann ſteht er mißmuthig da, ſehnt ſich nach ſeinen Spielen zurück, und das Leben erſcheint ihm

langweilig und verdrießlich. Er kann und wird folglich nur wenig wirken, ſo viel man auch mit Recht von ihm erwartete.

Ich bin alſo bei meiner Weiſe geblieben, und habe Arbeit und Spiel ſtets ſehr ſorgfältig geſchieden. Jedes von beiden hatte und behielt ſeine eigenthümliche Anſicht. Beim Spiele z. B. ſah ich es zwar gern, daß Karl ſeine Geiſteskraft in volle Thätigkeit ſetzte; auch ſuchten wir Eltern ſtets, es hervorzubringen; aber — es mußte nicht ſein! Wenn es anders war, ſo thaten wir vielleicht, als merkten wir es nicht, oder wir lachten ihn aus, mit einem Beiſatze der Art: „O, Du Schäfchen, wenn Du weiter nichts weißt!“ War ſeine Antwort nicht treffend, nicht eingreifend genug, ſo ſpöttelten wir abermals: „Du biſt wirklich noch ein ſehr unſchuldiges Würmchen! Das merkt man an Deinen einfachen Antworten!“ — Er wußte dann genau, was wir ſagen wollten, und bemühte ſich gewiß, weniger unſchuldig und einfach (in dem erwähnten Sinne) zu erſcheinen.

Ganz anders war es beim Arbeiten. Ich gab ihm anfangs nur täglich eine Vier-

telſtunde Unterricht; aber — während dieſer Viertelſtunde mußte er ſeine ganze Kraft aufbieten. Ich würde böſe geworden ſein, wenn er es nicht gethan hätte. Er mußte alles leiſten, was er, verhältnißmäßig! leiſten konnte. Während der Arbeitszeit wurde jeder Beſuch, jede Anfrage von meiner Frau, oder dem Dienſtmädchen, abgewieſen. Ich ſagte vorſätzlich: „Ich kann jetzt nicht! Wir arbeiten,“ oder: „Karl bekommt Unterricht!“ Meine Frau und unſre vertrauteren Freunde gaben mir öfters (aus Liebe zu mir, und aus Güte für Karln,) die Veranlaſſung, ſo ernſte Worte mit etwas finſterem Geſichte, ziemlich nachdrücklich auszuſprechen. Die Feſtigkeit in der Ausführung des Erwähnten ging ſo weit, daß ſelbſt unſer Stubenhund den Nachdruck der Worte: „Ich muß arbeiten!“ genau kannte, und ſich ſogleich beſcheidete, wenn wir ſie ihm — auch nur leiſe, ins Ohr! — ſagten. Natürlich machte das alles auf Karln einen ungeheuren Eindruck. Er gewöhnte ſich bald daran, ſeine Arbeitszeit für heilig zu halten; und ich darf ſagen, daß er vor dem Eintritt der

ſchon erwähnten Zöglinge in unſer Haus, wohl ſelten eine Minute ſeiner Unterrichtszeit verloren hat.

Aber nicht bloß fortdauernd arbeiten mußte er, ſondern ſo kraftvoll und beſonders ſo ſchnell, als er es nur vermochte. Ich war unzufrieden, wenn er langſam, ſelbſt wenn er dabei gut gearbeitet hatte. Dies letzte hat ihm unglaublich viel genützt, hat insbeſondere ſeinem Geiſte eine ſeltene Schnellkraft gegeben. Es wird ihm oft etwas kinderleicht, was andern ſehr ſchwer wird; er iſt fertig, wenn wir erſt recht anfangen wollen; er gewinnt dadurch ſehr viel Zeit für andere Geſchäfte, für Erholungen, Geſellſchaften und Bewegung in freier Luft, und macht doch alles beſſer und tüchtiger als wir.

Dieſen kaum zu berechnenden Gewinn hat er in ſeinen ſpäteren Jahren erſt recht eingeſehen und gehörig gewürdigt. In Wien dankte er mir gerührt und zärtlich dafür, und verſicherte mich, daß er früher oft nicht begriffen habe, weshalb ich ſo feſt darauf beſtehe, daß er nicht bloß gut, ſondern auch ſchnell

arbeite. Jetzt aber ſehe er den großen Nutzen davon mit der innigſten Dankbarkeit ein.

Funfzehnter Abſchnitt.

Von den Belohnungen.

Für gute (ſchöne) Handlungen, belohnten wir Karln (wie oben geſagt,) nie durch Geld oder Geldeswerth. Seine reine Freude über das Gelingen der That; ſein Frohſinn, ſich beſiegt zu haben, und unſere Liebkoſungen; das Einzeichnen des Geſchehenen in ein (ihm heiliges) Sittenbuch; (aber nur mit wenigen Silben, bloß zur Erinnerung!) die größere Zuneigung unſrer Freunde; die feſte Ueberzeugung, daß Gott ihn um ſo mehr liebe, und er nun die Kraft habe, abermals einen Schritt weiter im Guten zu gelangen; endlich (wo es möglich war, ſie ihm vor Augen zu legen) die heilſamen Folgen ſeiner guten That: das machte dafür ſeine ganze Belohnung aus! — Denn — er war des gewiß, daß jede treffliche Handlung ihn Gotte ähnli-

cher mache; und — Gotte ähnlich zu werden, war ſein höchſter Wunſch, ſein emſiges Beſtreben.

Ganz auf die entgegengeſetzte Art verfuhren wir in Betreff ſchlechter Handlungen. Gottlob, er beging ſie nicht; aber ſelbſt Fehltritte ſchon wurden von uns ſehr ernſt und beſonders: wehmüthig gerügt. Von dem Urheber einer Kränkung — gleichviel welches — Menſchen, ſprachen wir mit der tiefſten Verachtung. Auch bin ich gewiß, daß eine Million Thaler meinen Sohn nicht bewegen könnte, jemand — wiſſentlich! zu kränken. Dagegen belohnten wir ſeine Arbeiten, um ſich Kenntniſſe zu erwerben, ganz ruhig mit Gelde.

Zwar ward ihm auch hierbei oft gezeigt, daß jene Arbeiten ſeinen Verſtand ſchärfen würden, aber — der Verſtand wurde in allen unſern Unterhaltungen dem Herzen, und beſonders dem frommen Gemüthe weit nachgeſetzt. Wir verſicherten ihn zwar, (und er machte ſelbſt die Erfahrung davon!) daß man ſich durch Kenntniſſe und Verſtandeskraft die Achtung vieler Menſchen verſchaffen könne. Allein — die Beſſern galten ihm mehr, als

die vielen; die Liebe derſelben, ſeiner Eltern und — des Höchſten war ihm unendlich mehr werth, als die Achtung der Menge. *) Er wußte ferner, daß dieſe ſehr unſicher, jene aber ſicherer ſei.

Wenn er tüchtig gearbeitet hatte, ſagte ich bloß: „So iſt es recht! Du haſt Deine Pflicht gethan! ich bin mit Dir zufrieden!“ u. ſ. w. Ungefähr mit dieſen Worten erzählte ich es dann auch der Mutter oder einem Freunde. Eine ſchöne Handlung von ihm wurde aber mit einem freudigen Gefühl, mit einer Art von Entzücken, gegen ihn ſelbſt, gegen die Mutter, oder gegen einen vertrauten Freund als etwas Heiliges erwähnt. Kurz, wir ließen ihn ſtets im Auge behalten, daß: fleißig arbeiten eine Vorbereitung ſei, welche mehr irrdiſch; edel handeln aber ei-

---

*) Wir führten ihm an, daß er durch einige franzöſiſche Worte, (ja, früher! ſelbſt durch fertiges Leſen, durch eine kleine Erzählung rc.) Leute aus dem Bauernſtande rc. in Erſtaunen ſetzen könne. Und doch wußte er genau, wie wenig das ſei! — Wie hätte er alſo den Beifall der Menge hoch anſchlagen können! —

ne, welche mehr himmliſch beglücke. Im Reiche der Geiſter konnte er ſchon als Kind täglich ſteigen. Er war überzeugt, daß die Gottheit ihn jeden Augenblick bemerke, und daß ſie jede Selbſtüberwindung, um Gutes zu bewirken, ihm liebevoll anrechne.

Für das bürgerliche Leben gewann er aber noch in vielen Jahren (die überdies dem Kinde, wenn es in die Zukunft blickt, ſehr lang ſcheinen!) nichts; mochte er auch noch ſo ſorgfältig arbeiten! Deshalb ließ ich Belohnungen, (und zwar irdiſche:) Geldbelohnungen eintreten. Nach Möglichkeit ahmte ich hierbei das bürgerliche Leben nach. So lange ſeine Arbeiten noch unbedeutend waren, gab ich ihm nur äußerſt wenig. Auch wußte er ſehr wohl, daß er ſich das Wenige eigentlich nicht verdient, ſondern nur darum: erworben habe, weil ich es ihm als ſichtbare Anerkennung ſeines ernſten Bemühens beſtimmt hatte. Ferner hütete ich mich ſehr, ihn in Betreff der Belohnungen zu überſättigen. Ich wußte gar wohl, daß Belohnungen nur zu leicht in unverhältnißmäßige Bezahlung übergehen, folglich ihren höhern Werth ver-

lieren. Dies ſollte aber bei Karln nie der Fall werden.

Faſt ſchäme ich mich, es auszuſprechen, daß er für einen Tag, an welchem er ſehr gut deutſch geleſen (und ſich auch ſonſt gut betragen) hatte, nur: einen Pfennig zur Belohnung bekam. Dafür konnte ich aber auch noch in den ſpätern Jahren, — ſo lange nämlich der Kurzſichtigkeit des Knaben eine ſo nahe liegende Belohnung nöthig war, — mit einem guten Groſchen, für wahrlich oft ſehr ſchwierige Arbeiten, ausreichen. Ach, und mit welcher, freudigen Dankbarkeit nahm er gewöhnlich ſein Geld hin! — Ich bin gewiß, daß mancher, der einen Thaler empfängt, nicht ſo froh dabei iſt, als er bei ſeinem Groſchen.

So viel ich konnte, behielt ich ſtets dabei das — veredelte — bürgerliche Leben im Auge. Unſre Familie war, für ihn: der Staat; ich der Regent deſſelben; und er ein Staatsdiener. Ich verlangte von ihm, daß er, zum Wohl des Ganzen, folglich zugleich ſeiner ſelbſt, ſeine ganze Kraft anſtrenge, d. h. ſeine Pflicht thue, und ſich fähiger

mache, künftig noch mehr leiſten zu können. Deshalb wurde im Sittenbuche bloß bemerkt, daß er gethan habe, was er thun ſollte: ſeine Schuldigkeit. Doch nahm ich, aus Güte, ſo wie aus inniger Liebe zum Ganzen, alles dieſem Geleiſtete als mir perſönlich erwieſen, an, und — belohnte es deshalb durch Geld. *) Dies Geld, welches er ſammelte, gab abermals Veranlaſſung zur Vorbereitung auf die Zukunft. Er lernte damit wirthſchaften und wohlthun. Hätte er es für Leckereien ausgegeben, ſo wäre es ſchnell dahin geweſen, und er hätte — ſo wie er erzogen und gebildet war, — keine wahre Freude dafür empfunden. Statt deſſen ſparte er, bis er einige Groſchen zuſammen hatte, und kaufte ſich dann dafür etwas Bleibend-Nützliches. Dies lobten wir, (und legten vielleicht heimlich zu,

*) Dieſe Anſicht konnte um ſo eher ſtatt finden, weil wir (der Staat) ihn ohnedies ernährten. Die nähere Belehrung darüber, wie es ſich in dem wirklichen Staate verhalte, war leicht zu geben und zu faſſen, denn ſie reihete ſich an meine Darſtellung an.

damit er es erhielt) machten ihn dann oft auf ſeinen Beſitz, auf ſein Eigenthum, auf den Nutzen und auf die Dauer deſſelben aufmerkſam. Unſre Freunde freuten ſich mit uns und ihm darüber, und am Ende — ſchenkte er die Sache einem andern Kinde, und erwarb ſich dadurch den Dank deſſelben, und die Liebe der Eltern.

Wo Noth oder Unglück eintrat, da halfen wir ſtets nach Möglichkeit. Nie aber wurden ſeine drei, ſechs oder neun Pfennige, die er dazu anbot, unbeachtet gelaſſen. Im Gegentheil, wir nahmen ſie mit: „innigem Dank" in der Seele der Unglücklichen an, und ich ſchickte ſie wirklich mit, auch wenn ich ſie den Umſtänden gemäß, in eben ſo viele Groſchen umſetzen mußte. Seine acht und zwölf Pfennige zur Orgel ſtanden in meiner Privatrechnung darüber dicht neben meinen zwanzig Thalern, und ich machte ihm begreiflich, daß er — wenigſtens eben ſo viel gegeben habe, als ich, weil ich ihm die herrlichen Worte Chriſti, vom Scherflein der armen Wittwe, Marc. 12, 42 bis 45, die er längſt

aus den bibliſchen Erzählungen kannte, ins Gedächtniß rief.

Mochte er aber noch ſo kräftig und glücklich gearbeitet haben, und er hatte dabei gegen die Geſetze der (höheren) Sittlichkeit verſtoßen, ſo bekam er kein Geld. War dieſer Verſtoß gering, ſo hieß es: Wenn Du morgen eben ſo fleißig, und dabei recht fromm und gut biſt, ſo ſollſt Du das heutige mitbekommen.

Er ſelbſt war gewöhnlich ſein — ſtrengerer — Richter. Unzufrieden wurde er deshalb mit der (freilich ſtets: gerechten) Strafe niemals; wohl aber wehmüthig über ſein fehlerhaftes Betragen, über die uns dadurch erwieſene Kränkung und über die — in dem Maaße — verlorne Achtung und Liebe des Höchſten.

Sehr oft hat er ſelbſt ſich das Urtheil geſprochen: „Nein, ich kann heute nichts bekommen, weil ich mich nicht darnach betragen habe.“ Gott weiß, wie ſauer es mir alsdann z. B. bei weniger bedeutenden Vergehungen, wurde, ihm nichts zu geben. Gern hätte ich es ihm nun zwiefach gereicht, und ihn noch dazu ge-

küßt; aber — ich drängte ſtandhaft die Freudenthräne zurück, und ſagte mit Ruhe: „Das iſt wahr, ich dachte nicht daran! Aber — lieber Junge! (und nun bekam er den Kuß doch wohl!) ſei morgen beſſer!“

Wir haben durch dies Verfahren unglaublich viel ausgerichtet. Ich wünſche allen guten Eltern das Gleiche zum Wohle ihrer ſelbſt und ihrer Kinder.

So oft eine größere Aufgabe geendigt, z. B. ein Buch durchgeleſen, oder durchüberſetzt war u. ſ. w., riefen wir beide (er und ich) drei Mal mit lautem Jubel: Gedike oder Jacobs ꝛc. lebe hoch. Das war für die Mutter, (der ich es aber ſchon früher geſteckt hatte,) ein Zeichen, daß heute ein Feſt gefeiert werden ſolle.

So ein Feſt beſtand bloß darin, daß meine Frau eins von Karls Leibgerichten, z. B. Apfelſchnittchen, Waffeln mit Warmbier, oder gar Eierkuchen mit Weinbrühe u. ſ. w. zum Abendbrodte gab, daß der Tiſch feſtlich gedeckt, ein zweites Licht angeſteckt, beſonders aber etwas väterlich-Fröhliches über Karls Eifer und Fleiß, über ſeine Beharrlichkeit,

über die dadurch gemachten Fortſchritte, über die erworbene Geiſteskraft, über den Inhalt des geendigten, ſo wie des nun anzufangenden Buchs geſprochen und das einfache Abendbrodt dadurch gewürzt wurde. Meiſtens ließ ſich dann die Mutter, (oder ein vertrauter Freund, der wie von ungefähr kam, bisweilen auch wohl mit Karls Wiſſen dazu eingeladen war,) von dem Könige des Feſtes aus dem geendigten Buche allerlei erzählen, was dieſem gar viel Vergnügen machte.

Beſonders aber wurde der Dank gegen Gott für ſeine uns dabei geſchenkte Kraft und Geſundheit nicht vergeſſen. Auch erinnerte die Mutter wohl ihren Sohn daran, daß er ſeinem Lehrer für deſſen Bemühungen Dank ſchuldig ſei.

Sechszehnter Abſchnitt.

Unterricht in den fremden Sprachen.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich den eigentlichen Unterricht, beſonders in fremden Sprachen, erſt bis in meines Sohnes ſiebentes Jahr verſchieben wollte, weil ich jede Frühreiſe haßte. Meine Gattin aber, die „lernen" und „gebildet werden" nicht gehörig unterſchied, und das letzte nicht genug würdigte, war immer ängſtlich, Karl werde, bei ſeinen nur geringen Anlagen, nichts (d. h. nicht viel!) lernen, und bat mich daher fortdauernd, ich ſolle ihn doch endlich unterrichten. Als ich es immer nicht that, verſuchte ſie ſelbſt es mit dem Leſen, Schreiben u. ſ. w.

In Karls ſechstem Jahre machten wir eine große Reiſe über Berlin und Roſtock, und beſuchten auf der Rückkehr unſern Schwager, den Dompredіger Seide in Stendal. Sein jüngſter Sohn (von meiner Frauen Schweſter) Heinrich, war zwei Jahr älter als Karl, ein ſchöner und liebenswürdiger Knabe. Die Stiefmutter und deren Schweſter, welche

Beide ihn zärtlich liebten, hatten ihn ſo weit gebracht, daß er ſehr gut franzöſiſch laß und überſetzte, auch nicht übel ſprach, und ſchrieb. Dies machte mir ſo viel Freude, daß ich dem Kinde und ſeinen Lehrerinnen meine Achtung und Liebe deutlich bewies.

Luiſe freute ſich zwar auch herzlich über ihren Neffen, wurde aber zugleich wehmüthig in Betreff Karls und unwillig über mich, daß Karl noch gar nichts wiſſe. Ich lachte ſie aus, und verſicherte, Karl wiſſe ziemlich viel, wie ja alle unſre Verwandte und Freunde, in ihrer Gegenwart, behauptet hätten. Was ich ihn aber nicht gelehrt habe, könne er freilich nicht wiſſen.

„Warum lehrſt Du es ihn denn nicht?“ erwiderte ſie darauf. „Du verſtehſt es doch, und — es iſt wirklich eine Schande für uns, daß er ſo ſehr unwiſſend iſt.“ Ich erinnerte ſie daran, daß die beſtimmte Zeit noch nicht da ſei. Sie aber antwortete: „Er wird auch jetzt nicht mehr davon ſterben! und — kannſt Du denn wiſſen, wie lange Du, bei Deiner großen Kränklichkeit, lebſt? — Sicher wird

es langſam genug mit ihm gehen! Du brauchſt Dich alſo nicht ſo ſehr zu fürchten.“

Ich lächelte dazu, und blieb bei meinem Sinne. Als wir aber von Stendal wegfuhren, und ich unterweges mit großer Freude des kleinen Heinrichs gedachte, ſchob mir meine Frau alles Angeführte noch einmal dringend ins Gewiſſen. Ich wurde endlich verdrießlich, und ſagte: „Liebes Kind, ich bitte Dich, verbittere mir die Reiſe nicht weiter! Ich verſpreche Dir hiermit, Karln eine fremde Sprache beizubringen, ſobald wir zu Hauſe ſind! ſage Dir aber voraus, ich werde ihn nur eine Viertelſtunde täglich lehren. Unterrichten will ich ihn jedoch, damit Du ſieheſt, daß der arme Junge etwas lernen kann, wenn es ihn nur gelehrt wird.“

Sie. Wirſt Du es aber nicht vergeſſen? — *)

Ich.

*) Die geehrten Herrn, welche meinen Sohn und mich, wegen der frühen Ausbildung des erſten, verläumdet haben, bitte ich hiermit, ihre Galle künftig gegen meine gute Frau aus-

Ich. (gekränkt.) Habe ich jemals mein Wort nicht gehalten, wenn ich Dir etwas verſprochen habe? —

Wir ſchwiegen! und ich dachte über Heinrich und Karl, ſo wie über den bevorſtehenden Unterricht, nach.

Während der ganzen noch übrigen Reiſe beſchäftigte ich mich damit. Hätte ich das Holländiſche und Engliſche vollkommen inne gehabt, (ich verſtand beides nur mittelmäßig) ſo wäre ich zuerſt zum Plattdeutſchen, welches Karl durch meine Frau, durch mich, und durch ſeine öfteren Reiſen in Niederdeutſchland ſchon einigermaßen kannte, übergegangen; dann zum Holländiſchen, von dieſem zum Engliſchen, nachher zum Franzöſiſchen, Italiäniſchen, Spaniſchen, (Portugieſiſchen,) Lateiniſchen, und endlich zum — Griechiſchen.

---

zulaſſen; denn wie ſie ſehen, iſt ſie Schuld daran, daß Karl ſchon im achten Jahre bekannt, im neunten (mit dem Zeugniß der Reife) Student in Leipzig, u. ſ. w. u. ſ. w. wurde, und jetzt auf Befehl Sr. Maj. des Königs eine gelehrte Reiſe macht.

Vor der zu nahen Verwandtſchaft des Hochdeutſchen, Plattdeutſchen, Holländiſchen und Engliſchen würde ich mich nicht gefürchtet haben; denn das Plattdeutſche iſt von dem Hochdeutſchen hinreichend unterſchieden, ſo daß man — als verſtändiger Menſch — es nicht wohl mit einander verwechſeln kann. Das Holländiſche und Engliſche hätte Karl aber nur ins Deutſche (genau und richtig!) überſetzt; nicht das Deutſche in jene Sprachen. Folglich wäre, bei einem zweckmäßig vorgebildeten Kinde, gar nichts zu fürchten, dieſem vielmehr das Erlernen derſelben äußerſt leicht geweſen.

Noch bemerke ich, daß die griechiſche Sprache, zwar der Theorie nach, vieles vereinigt, weshalb man ſie mit Recht gleich auf das g r ü n d l i c h e Verſtehen der Deutſchen folgen laſſen könnte. Beide ſind Schweſtern, haben den Artikel, beugen die Hauptwörter ꝛc., verändern die Zeitwörter, bauen ihre Sätze, verbinden ihre Worte ꝛc. gleichmäßig, beide ſind ſehr reich, u. ſ. w. Aber wer ſpricht? wer ſchreibt griechiſch? Wo iſt jetzt (das alte) Griechenland? Haben wir eine

griechiſche Kinderwelt? Womit ſoll man bei einem Kinde die Neigung, griechiſch zu lernen, kräftig erregen? oder ihm den Nutzen davon nahe vor die Augen rücken? Und endlich — laß ich zwar das Griechiſche mit Leichtigkeit und Luſt, aber ich verſtand das Franzöſiſche und Italiäniſche doch viel genauer. Auf dies Letzte kommt aber — beim Unterricht eines Kindes! — bei weitem mehr an, als die meiſten glauben.

Jetzt erwählte ich, nach reiflichem Ueberlegen, zunächſt das Franzöſiſche. Hier ſind meine Gründe dafür:

Ich halte es für Pflicht, ein Kind nichts zu lehren, womit ich es nicht zuvor befreundet, ja es ihm wünſchenswerth gemacht habe. Dies konnte ich im Betreff des Franzöſiſchen mit Karln leicht. Ich laß, ſprach und ſchrieb es. Er war oft mit mir in Geſellſchaften, wo ich in dieſer Sprache reden mußte. Diejenigen, mit welchen ich dann ſprach, achtete und liebte er in der Regel wegen ihrer vielſeitigen Bildung; nur ſchmerzte es ihn, zuhören zu müſſen, ohne zu wiſſen, worüber wir herzlich lachten, ꝛc. Meiſtens wählten wir

das Franzöſiſche zu vertrauten Geſprächen. Auch bemerkte er wohl, daß von ihm die Rede ſei. Fragte er mich nachher nach dem einen oder andern, ſo gab ich ihm mit Fleiß Antworten, welche ſeine Neugier nur noch mehr reizten, und fügte hinzu: Ja, wenn Du Franzöſiſch verſtändeſt! — Es würde Dir viel Vergnügen verurſachen und Achtung erwerben.

Hätte meine Frau dieſe Sprache verſtanden, oder ihr Vorurtheil dagegen ſoweit beſiegen können, ſie zu lernen; ſo wäre der Nutzen davon für Karln ausnehmeud groß geweſen. Dann hätte er es zu der Zeit ſchon ohne Mühe inne gehabt, wo er es jetzt erſt mit Mühe zu lernen anfing. Auch wäre ſpäter! ſeine Fertigkeit darin bei weitem größer geworden. Er würde alſo Zeit, Mühe, Kraft und Nutzen dadurch gewonnen haben. Aber, ſo viel Gewalt üben die Vorurtheile aus, daß ſie ſelbſt eine zärtlich liebende Mutter daran hindern, das Zweckmäßige ins Auge zu faſſen, und von dem Richtigen überzeugt zu werden. Dagegen benutzte ich die bei Karln erregte Reiſeluſt, und ſprach oft

mit ihm von einer Reiſe nach Frankreich, als von einer ausgemachten Sache. In jenen Jahren ſtieß man ferner, ſelbſt mitten in Deutſchland auf geborne Franzoſen, und ich ſprach gern und viel mit ihnen, Karls wegen! Der Wunſch, franzöſiſch zu verſtehen, mußte alſo bei ihm erregt werden.

Es iſt wahr, daß ein Knabe, der das Lateiniſche gehörig inne hat, mit Leichtigkeit zu den Tochterſprachen, italiäniſch, franzöſiſch u. ſ. w. vorſchreiten kann. Es iſt aber eben ſo wahr, daß der Unterricht im Lateiniſchen vor jeder Tochterſprache einem deutſchen Kinde — beſonders, wenn ſein Geiſt bis dahin möglichſt gebildet wurde, denn ſonſt nimmt es, wie eine leere Flaſche, alles geduldig in ſich auf! — als etwas Widerſinniges und Ekelerregendes erſcheint.

Man ſagt: Wer die Mutter genau kennt, kann leicht mit ihren Töchtern bekannt werden. Ich antworte: Wer die Töchter genau kennt, wird gewiſſer und ſchneller mit der Mutter vertraut werden. Für das jüngere Weſen iſt es überdies leichter, die Bekannt-

ſchaft der Töchter, als die der Mutter, zuerſt zu machen.

Aber, heißt es, wenn er nun lateiniſch verſtand, ſo wurde es ihm doch leicht, italiäniſch, franzöſiſch ꝛc. zu lernen. Richtig! — Wenn ich erſt auf dem Dache eines Hauſes bin, ſo iſt es mir nicht ſchwer, ins dritte, ins zweite, ins erſte Stockwerk, und zuletzt in die Erdzimmer zu gelangen. Aber — wie komme ich aufs Dach? — — Es möchte alſo doch wohl vernünftiger ſein, — denn es iſt leichter und ſicherer! — zuerſt in die Erdzimmer einzutreten, dann die Treppe hinauf ins erſte Stockwerk zu gehn, nachher ins zweite, ins dritte u. ſ. w. Auf dieſe Art gelange ich endlich aufs Dach; aber ſo bequem, daß ich es kaum merke. Die damit verbundene Beſchwerde iſt nichts gegen jene, wenn ich von außen hinauf will. Auch gehe ich viel gefahrloſer, weil ich natürlicher gehe, und die Zeit bis zum Hinaufkommen wird auf meinem Wege ſchwerlich ſo lange dauern, als auf dem bisher angeprieſenen. *)

---

*) Der größte jetzt lebende Sprachforſcher der

Gottf. Hermann

Wenn ich einem geiſtvollen Kinde vorſage: der Vater heißt auf lateiniſch: pater! ſo wird es mir ſchnell antworten: Das heißt: Vater! Wo bleibt aber: Der? Sage ich: Das ſteckt ſchon darin! ſo lacht es und ſpricht: Das iſt ja unmöglich, oder vielmehr: widerſinnig. Hört es gar (ich ſetze voraus, daß es deutſche Worte ſchon zu beugen verſteht): des Vaters! heiße: patris! ſo wird es mich anſtarren, oder unwillig werden, weil es ihm undenkbar ſein muß, daß: des, bei der Beugung fehlen dürfe. Ganz anders iſt es im Franzöſiſchen. Sage ich meinem Schüler:

---

alten Welt würdigte meinen Sohn und die Art, wie ich ihn unterrichtete, ſchon ſeiner Aufmerkſamkeit, als dieſer nur erſt ein wenig Franzöſiſch verſtand. Seine Anſicht war von der meinigen ſehr verſchieden. Doch gab er meinen Gründen mit den Worten nach: „Nun ſo verſuchen Sie es auf Ihre Weiſe! Die Folge wird zeigen, was beſſer iſt ꝛc.! Wie ſehr unterſcheidet er ſich darin von einigen andern Profeſſoren! Er giebt meinem Sohn und mir noch fortdauernd Beweiſe von Achtung und Güte, ungeachtet ich einen ganz andern Weg gegangen bin, als er wollte.

Der Vater heißt: le pére, ſo läßt er ſich das ſogleich gefallen. Eben ſo, wenn er hört: des Vaters, heißt: du pére u. ſ. w.

Doch ich gehe zu den Zeitwörtern über. Spreche ich: aedifico heißt: ich baue, ſo wird der Knabe verwirrt, und fragt ſchnell: Wo bleibt denn: ich? Dagegen iſt ihm vollkommen begreiflich, daß je bâtis heiſſe: ich baue. Eben ſo mit aedificas, du baueſt, tu bâtis. u. ſ. w. In der Mehrheit erſcheint das Lateiniſche den Kindern gewöhnlich noch ſinnloſer.

Das alles findet freilich nur bei dem geiſtvollen, oder vielmehr: geiſtig vorgebildeten Knaben ſtatt: denn der geiſtarme, nicht- oder doch nicht gehörig, vorgebildete findet alles richtig, was ihm vorgeſagt wird, und beſonders was in einem Buche z. B. in der — unwiderleglichen — Grammattik ſteht. Er lernt alſo friſch drauf loß, ſelbſt das für Kinder völlig unſinnige: Singularis, Pluralis, Nominativus etc. Er geräth vielmehr in Schrecken, wenn man ihn zum erſtenmale fragt: ob er dieſe, ihm ſo geläufigen, Worte verſtehe? Dafür wird er aber auch in ſeinem ſpätern Leben hunderterlei nicht verſte-

hen, worüber er doch kurzſichtig und grob ab⸗urtheilt, und dabei verlangt, daß andre ſich ſeiner — unrichtigen — Anſicht fügen ſollen, weil er ſich: gelehrt, nennt.

Gar nun die vergangene Zeit! z. B. ich habe gebauet: aedificavi. — Es muß ja dem Kinde unheimlich dabei zu Muthe werden! — Wie viel natürlicher iſt es: ich, je! habe, ai! gebauet, bâti! Eben ſo: Du haſt gebaut u. ſ. w. Am allerverwirrendſten iſt das Deponens. Geſcheute Kinder quälen ſich, bei dem gewöhnlichen Unterrichte, entſetzlich lange damit, und begreifen es doch nie klar. Ich wundre mich, daß dies alles nur einen Augenblick lang Bedenken erregen kann. Doch geſtehe ich, daß ſeit mehr als zwanzig Jahren eine Menge (geiſtvoller) junger Männer mich ſchnell faßten, ja, daß ſchon jetzt von Vielen in dieſem Geiſte unterrichtet wird.

Ich ſuchte anfangs ſo viel als möglich das mit dem Deutſchen Uebereinkommende auf, und gab es erſchöpfend mit deutſchen Worten wieder. Das Letzte kann man meiſtens, und das Kind behält es ſchnell, erinnert ſich auch an einer andern Stelle wie⸗

der daran, und überſetzt dann dieſelben Worte richtig. Trat einmal etwas Abweichendes in den Weg, ſo ſagte ich lachend: Das iſt ſchönes Zeug! hier bedeutet: dire, nicht: ſagen, ſondern: zu ſagen! (nämlich in: pour me dire.) So etwas, regelmäßig wiederkehrendes, läßt das Kind ſich gern gefallen, weil es früher ſchon oft Schwierigkeiten gefunden und beſeitigt hat. Den Satz. J'ai entendu, qu'on m'a appellé. Est il vrai? behandelte ich ſo: Ich löſete j'ai auf, in: je und ai, und ſetzte ſcherzend hinzu: die Franzoſen meinen, j'ai klinge angenehmer, und ſei bequemer auszuſprechen, als je ai! und — ganz Unrecht haben ſie wohl nicht. (Nach kurzer Zeit fühlte Karl dies ſelbſt und trat auf die Seite der Franzoſen.) Je ai, oder: j'ai, heißt: ich habe, entendu, gehört. (Bei. qu'on: war es kaum mehr nöthig, ihm das, Zuſammenziehen zu erklären. Wahrſcheinlich fragte er ſelbſt: Iſt das nicht wieder ſo, wie vorhin mit: je ai?) Alſo: que, daß, on, man, (Bei m'a ſagte er ſicher ſchon zum voraus, daß es eigentlich: me a heiſſen müſſe.) me mich, a hat, appellé gerufen. Est iſt, il

(das Heranziehen des t von est begriff er augenblicklich, weil es auf einem völlig ähnlichen Grundſatz beruht) er, oder: es! Du mußt aber ſelbſt finden, welches von beiden hier zu wählen iſt; ich ſage Dir zu dem Ende bloß, daß vrai, wahr heißt. (Kaum hatte ich dies ausgeſprochen, ſo antwortete er unfehlbar: es heißt es hier.)

Man wendet hiergegen ein, das ſei ein krüppeliges Ueberſetzen, und der Schüler müſſe dabei ſich an ein ſchlechtes Deutſch gewöhnen. Ich verſichere aber, aus vielfältiger Erfahrung, daß man ſich irrt. Im lateiniſchen hätte man eher recht, weil da der Bau der Sätze viel zu weit vom deutſchen Bau derſelben abweicht. Im Franzöſiſchen aber hat man gradezu unrecht. Iſt der Schüler überdies ſchon früher daran gewöhnt, reines und fließendes Deutſch zu ſprechen, ſo wird er zwar zuerſt überſetzen, wie oben ſteht; ſobald aber der Satz geendigt iſt, wird er ihn durchdenken, und dann in reinerem Deutſch wiederholen. Nehmen wir indeß den kaum denkbaren Fall an, er thäte dies Letzte nicht, ſo iſt es mir doch unendlich lieber, daß er Wort für

Wort, genau und erſchöpfend verſteht, als wenn er — nach der gemeinen Weiſe — den Satz gutdeutſch herzuſagen weiß, ohne die Worte beſtimmt inne zu haben.

„Dafür iſt die Analysis!“ antworten die guten Leute, und vergeſſen, daß man die armen Kinder nie gelehrt hat, wozu die „Analysis“ dienen ſoll; daß ſie alſo für die meiſten ein nutzloſes, folglich unangenehmes, und deſto ſchwierigeres Geſchäft iſt. Tauſende wiſſen gar nicht, was: analysis, was: tempus, was: modus, was: Pluralis u. ſ. w. ſei; analyſiren aber doch flott weg: Est tertia persona, pluralis numeri, plusquamperfecti temporis, conjunctivi modi, activi vocis, a verbo: amo, amavi, amatum, amare. Und wie das tolle Weſen weiter lautet! — *)

*) Ich habe in meiner Jugend viel analyſiren müſſen, und es ganz gut abgethan, wie meine raſchen Verſetzungen bewieſen. Ich betheure aber von mir und unzähligen meiner Mitſchüler, daß es bei uns, wahrhaftig! eine eingetrichterte, eingepfropfte, und unnütze, folglich: ſchädliche Treibhaus-Gelehrſamkeit war.

Ich habe ſehr oft den Verſuch gemacht, einen ſolchen „Treibhausgelehrten“ etwas näher zu befragen, und habe faſt jedesmal derlei Wiſſerei mit Kurzſichtigkeit, Unverſtand und — Aufgeblaſenheit vereinigt gefunden. Das bereitet dann vortrefflich auf den künftigen Zunftgeiſt vor, *) der nur ſich und ſeine Profeſſion für weiſe hält, und das Verſtändigere verachtet, weil Klarheit ſein Eulenauge blendet.

„Aber wie erſetzten Sie denn die Analysin?“ fragt man. Sehr einfach dadurch, daß Karl zuvor der geſunden Vernunft und der deutſchen Sprache mächtig werden, die einzelnen Wörter derſelben ableiten, beugen, verſetzen, vertauſchen u. ſ. w. lernen, und — den Verſtand dabei üben mußte.

Das Ueberſetzen aus einer fremden Sprache wurde dann grade wie das Leſen eines deutſchen Schriftſtellers behandelt. In dieſem war es Karln Hauptſache, den Sinn

*) Ich bitte ſehr, den Karlo zu leſen. Das Zertreten des Verſtandes und des Herzens iſt dort aus und nach dem Leben geſchildert.

deſſelben aufs genauſte inne zu haben. War alſo irgend ein Wort, irgend eine Zuſammenſtellung ihm nicht klar, ſo ſann er darüber nach, oder — fragte. Unterließ er dies, ſo fragten wir ihn. Genug, er gewöhnte ſich ſchnell daran, alles verſtehen zu wollen. Bei der oben angedeuteten Methode blieb er ſtets im Hellen, denn für einen ſo geleiteten Knaben iſt es eine Wohlthat, wenn man ihm die verſchiedenen Fälle mittheilt, in welchen daſſelbe Wort vorkommen kann. Er hält es für eine dankenswerthe Güte, wenn man ſie ihm in der Sprachlehre aufſucht, vorließt und ihn darauf aufmerkſam macht, wo er ſie finden, und künftig andre Worte, dem gemäß beugen kann. Deshalb lagen ſtets, wenn Karl überſetzte, das Wörterbuch rechts und die Sprachlehre links; und deshalb ziehe ich für den Anfänger diejenigen Leſebücher bei weitem vor, an welchen ein kleines, und doch ganz ausreichendes Wörterbuch befindlich iſt; denn das eigne Aufſuchen in dem großen (allgemeinen) iſt noch zu beſchwerlich und verwirrend. Bei manchen Leſebüchern befindet ſich auch eine kleine Sprachlehre. Von dieſer ha-

be ich aber nicht Gebrauch gemacht, weil man das Kind kaum früh genug an diejenige Sprachlehre gewöhnen kann, deren es ſich nachher immer bedienen ſoll. Gewohnheit nützt hierbei unglaublich viel, und das Auffinden jener Hauptſachen kann man durch (lange) eingelegte Zeichen erleichteru, folglich den Auszug entbehrlich machen.

Karl überſetzte nichts, ohne den Sinn jedes Ausdrucks erſchöpfend inne haben, und deutſch wieder geben zu wollen. Ihm lag alſo alle Augenblicke daran, beſtimmt zu wiſſen, welche Beugung, ob in der Einheit oder Mehrheit, ob von einem Haupt- oder Nebenworte, ob männlich oder weiblich, der Ausdruck ſei, der ihn verwirrte. Es war ihm wichtig, möglichſt bald zu erkennen, ob es ein Zeitwort, ob es darin das Zukünftige oder Vergangene, ob das Beſtimmte oder Unbeſtimmte, ob das Thuende oder Leidende, ob die Einheit oder Mehrheit ſei, und ob in der erſten oder dritten Perſon geſprochen werde.

Man ſieht: Auch er analyſirte, aber 1) er wollte analyſiren! und das iſt — wie bei allem Unterrichte! — das Wichtigſte. 2) Er

analyſirte zu einem beſtimmten Zweck, nämlich um das Daſtehende vollkommen zu durchſchauen; Er war folglich nicht eher zufrieden, als bis er (anfangs mit meiner Hülfe) dasjenige heraus gefunden hatte, was ihn in Betreff ſeines Zweifels ins Klare ſetzen ſollte. Dabei merkte er ſich von ſelbſt die mit jenem Falle in naher Verbindung ſtehenden, und weil er an Regelmäßigkeit, an Ueberſicht u. ſ. w. gewöhnt war, ſo ſuchte er gewiß nie im Wörterbuche, oder in der Sprachlehre, etwas auf, ohne abſichtlich vieles daneben liegende mit ins Auge zu faſſen, dem Gedächtniſſe einzuprägen, und ſeinen Verſtand dabei zu beſchäftigen. 3) Er analyſirte (folglich) mit Verſtand, und ſtets hellem Bewußtſein, was er thue. Es bedarf wohl keiner Rede, daß ein ſolches Unterſuchen der Worte unendlich heilſamer iſt, als jenes — Analyſiren.

Ich ſagte oft mit Ueberlegung: Wenn Du es ganz genau wiſſen willſt, lieber Junge! ſo thun wir beſſer, in der Sprachlehre (oder bei der Abſtammung ꝛc.) im Wörterbuche

buche nachzuſehen, und ſo führte ich ihn un≠merklich tiefer hinein, als er ahnete.

Daß er dabei ſchnell und vorzüglich gut überſetzen lernte, iſt ſchon oben durch Heynens und Anderer Zeugniß dargethan, und wird ſich weiter unten noch mehr ergeben. Den ſprechendſten Beweis davon führe ich gleich hier an, weil er zur Sache gehört. Als Karl in ſeinem neunten Jahre von dem Herrn Staatsrath von L. äußerſt ſtrenge, und mit großem Mißtrauen geprüft wurde, erſtaunte dieſer im höchſten Grade, doch ſah ich ihm an, daß er noch nicht völlig überzeugt ſei. Nach etwa ein bis zwei Jahren ſagte er zu mir: „Ihr Sohn muß ein beiſpielloſes Ge≠dächtniß haben, denn daß er das, was er mir aus den verſchiedenen Sprachen überſetzte, nicht nach einer vorzüglichen Ueberſetzung aus≠wendig gewußt habe, werden Sie mir nie einreden. Man konnte ja alles ruhig drucken laſſen, was und wie er es ſprach. Das kann kein Kind von neun Jahren! Ich glaube doch auch überſetzen zu können, u. ſ. w.

Ich antwortete darauf: „Herr Staats≠rath! Welches Wunder wäre denn wohl grö≠

ßer? daß ein richtig gebildetes und vorzüglich unterrichtetes neunjähriges Kind aus fünf bis ſechs Sprachen ziemlich alles, was man ihm vorlegt, erſchöpfend, und doch zugleich ſchön überſetzt; oder, daß es in vier Jahren neben ſeinen anderweitigen Arbeiten, Reiſen, Beſchäftigungen, Zerſtreuungen, Spielen, Eſſen, Schlafen, 2c. die unzähligen Schriftſteller alle, in den beſten Ueberſetzungen, fertig auswendig gelernt hätte?"

Er fühlte die Wahrheit meiner Antwort, und wiegte deshalb ſein Haupt, als wollte er ſagen: Nun, ſo begreife ich es nicht.

Das Ueberſetzen aus einer fremden in die Mutterſprache iſt übrigens etwas ganz anderes, als das Ueberſetzen aus dieſer in jene. Man kann das erſte bis zur Vollkommenheit verſtehen, doch aber wohl das andre ſchwierig finden. Ich habe dies an Karln (wie auch ſonſt ſchon,) ſattſam erfahren. Karl durchſchaute z. B. jeden lateiniſchen Ausdruck und wußte beſtimmt anzugeben, wohin er gehöre, woher er ſtamme und welche Be-

deutung er hier habe. *) Als er aber elegant ins Lateiniſche überſetzen ſollte, war ihm eine von der bisherigen grade entgegengeſetzte Uebung nöthig. Jetzt ſollte ihm bei dem deutſchen Ausdrucke der entſprechendſte lateiniſche einfallen, und daran war er weniger gewöhnt. Auch hatte ich vom Latei-

---

*) Mehr aber iſt nicht nöthig, um die Alten gehörig zu verſtehen, und durch das Leſen derſelben den Verſtand zu bilden, den Scharfſinn zu üben, den Geſchmack zu verfeinern, das Herz zu erheben, das Gedächtniß zu bereichern, kurz, den Geiſt zu nähren. Die endloſe Zeit und Mühe, Exercitia zu machen u. ſ. w. iſt vergeudet. Friedrich der zweite, (und mancher andre große Mann,) kannte die Alten genauer als eine ganze Heerde Stubengelehrten, welche elegantissime lateiniſch (auch wohl griechiſch) ſprechen und ſchreiben. Er hatte aber ſeine Zeit nicht mit Exercitien verdorben, ſondern genoß den Kern, und ließ jene mit der Schale klappern. Der ſtärkſte Beweis für mich liegt jedoch darin, daß Friedrich nur franzöſiſche Ueberſetzungen der Alten las, und nicht einmal: „ſeinen Casum gehörig zu ſetzen wußte,“ bei dem allen aber die Klaſſiker dennoch vortrefflich benutzt hatte.

niſch ſprechen und ſchreiben oft geſagt: es raube viel Zeit, wenn man es vollkommen inne haben wolle; der Nutzen davon ſei ſchon jetzt gering, und werde mit dem Steigen der wahren Ausbildung ſinken. Ueberdies würde ein alter Römer herzlich lachen, wenn er unſer — beſtes — Latein hörte oder läſe. Karl und ich ſprachen oft Latein zuſammen; aber — ich nannte es ſtets: Küchenlatein. Es wurde mir — demſelben Menſchen — jetzt alſo ſehr ſchwer, ihm beizubringen, was zu jenem Behufe erforderlich war. Da trat ein Mann ein, dem ich dieſe Güte hiermit öffentlich und innig verdanke. Der jetzige Rektor in Hildesheim, Herr Dr. Seebode, (damals Privatdocent in Göttingen) gewann meinen Sohn lieb, und machte ihn aufmerkſam darauf, daß er ohne fertiges lateiniſch ſprechen und ſchreiben nie eine akademiſche Würde erlangen, ja nicht einmal ein Gelehrter genannt werden würde. Er ließ weg, daß dies eine Thorheit ſei, und erſetzte durch Beredſamkeit, was ihm an inneren Gründen abging. Zugleich ſprach und ſchrieb er jene Sprache äußerſt fertig, wurde von den

Göttingiſchen großen Philologen ſehr geachtet, und erhielt durch dies alles, ſo wie durch ſeine ſeltene Güte für meinen Sohn, eine große Achtung bei dieſem. Beide fingen bald an, lateiniſch zu ſprechen und einander ſo zu ſchreiben. Mein Sohn wurde nun auf die (erwähnte) Lücke aufmerkſam, und Seebode trieb mit ihm alles Dahingehörige, für den vorliegenden Zweck. Kaum hatte Karl ſeine Anſicht ergriffen, und ihr gemäß ſich Mühe gegeben, ſo waren ſeine Fortſchritte abermals reißend, denn in wenigen Monaten ſprach (und ſchrieb) er das Lateiniſche ſo ſicher, daß er im Kollegio ſeines Lehrers oft ohne Vorbereitung opponirte oder reſpondirte, ja von Dieſem zu ſeinen gelehrten Arbeiten gezogen wurde. *) In Heidelberg gewann er durch ſein fertiges (lateiniſches) Diſputiren die Achtung ſehr Vieler, welche ihn bis dahin überſehen hatten. Kurz, ich hatte am Ende Mühe, ihn vor Ueberſchätzung dieſer gelehrten Poſſen zu bewahren.

*) Herr Dr. Seebode ſelbſt hat es aus Güte öffentlich erwähnt.

Doch, es ſind noch wichtige Gründe zurück, weshalb ich den Unterricht im Franzöſiſchen abſichtlich vor dem Lateiniſchen trieb. Im Franzöſiſchen iſt, wie im Deutſchen, der Artikel da, wenn gleich das Geſchlechtloſe fehlt. Ich ſagte hierüber: „wer weiß, ob es nicht richtiger iſt, gar kein Geſchlechtloſes anzunehmen, als ein offenbar männliches oder weibliches Weſen, z. B. ein Weib, ein Söhnchen ꝛc. geſchlechtloß zu nennen, und — das half. Die Beugungen geſchehen (wie bei uns) hauptſächlich durch den Artikel, ſind folglich leicht zu überſehen und zu behalten. Die Zeitwörter haben das: je, tu ꝛc. wie die unſrigen; und eine Menge Veränderungen derſelben werden durch Hülfszeitwörter hervorgebracht. Der Bau der Sätze geſchieht nach Art des deutſchen Baues, ja er erſchien Karln noch leichter, weil er ihm ſchnell als ſtreng regelmäßig einleuchtete. Die feineren Abſtufungen der Begriffe ſind da, und werden, wie bei uns, durch kleine, aber bedeutungsvolle Zwiſchenworte, angezeigt.

An Unbeſtimmtheit oder Verwirrung iſt im Franzöſiſchen, bei einem Schriftſteller, der

klar ſein will, nicht zu denken. Das beim Unterrichte im Lateiniſchen ſo oft fragende: scilicet? kommt im Franzöſiſchen faſt nie vor. Ueberall blickt ferner die heutige Welt, die lebende, ſtatt der ſeit Jahrtauſenden verſtorbenen, folglich für ein Kind verſchollenen, durch. Der kleine Leſer findet in ſeinem Büchelchen unſre Sitten, unſre Gewohnheiten, unſre Gebräuche, unſern Himmelsſtrich, unſre Gebäude, unſre Zimmer, unſern Hausrath, unſre Geſellſchaften, unſre Bildung, unſern Umgang, unſre Bekleidung, unſre Vergnügungen, Zerſtreuungen u. ſ. w. wieder. Er fühlt ſich alſo ſtets heimiſch, ſtatt daß Rom und Griechenland ihm — beſonders bei der gewöhnlichen Unterrichtsweiſe! — eine fremde, wenig anſprechende Welt bleiben. Faſt alle Begebenheiten eines Schriftſtellers der neuern Zeit ſcheinen in des Knaben Nähe geſchehen zu ſein. Erzählungen aus dem alten Rom oder Griechenland erinnern ihn dagegen alle Augenblicke gewaltſam an die große Verſchiedenheit ihres Schauplatzes gegen ſeine Umgebungen. Es leuchtet wohl ſchon hinreichend ein, daß es: die Pferde hinter dem

Wagen ſpannen, heiße, wenn man den Unterricht in fremden Sprachen mit dem Lateiniſchen oder Griechiſchen anfängt, und doch iſt mein Hauptgrund dagegen noch zurück.

Wir ſind überzeugt, daß ein Kind nur dann gern und mit Nutzen Deutſch leſen werde, wenn man ihm völlig verſtändliche Schriften, am beſten ſolche, hingiebt, welche mit Sorgfalt für Kinder geſchrieben ſind. Es ſoll, wo möglich, die Kinderwelt darin finden. Schauplatz, Handlung und Perſonen ſollen: kindlich (nicht: kindiſch!) ſein, und grade in Deutſchland haben wir das Glück, viele vortreffliche Bücher der Art zu beſitzen. *) Franzoſen und Engländer, ja ſogar Italiäner! haben deshalb vorzügliche

---

*) Ich geſtehe, daß ich (nach der Verſicherung meiner Lehrer) ſchon viel Lateiniſch und Griechiſch wußte, als ich Baſedows, Weiſſens, Salzmanns und Campe's Schriften in die Hände bekam, und durch ſie erſt mit hellerer An= und Einſicht leſen, das Geleſene beurtheilen, und zur Klarheit der Gedanken — auch im Lateiniſchen nnd Griechiſchen — vordringen lernte.

deutſche Kinderſchriften überſetzt, ungeachtet ſie übriges ſparſam mit dem Ueberſetzen unſrer Geiſteswerke ſind. Wir freuen uns dieſes Vorzugs, und benutzen ihn in unſrer Sprache. In einer fremden — folglich um ſo ſchwierigeren, — wollten wir es aber nicht thun? Da wollten wir abſichtlich die Kinderwelt zur Seite ſchieben, und unſre Lieblinge auf eine für ſie öde, mit Dornen und Diſteln bewachſene Steppe führen? Ich kann dazu nicht rathen! denn ſie werden ſich dort mißmuthig umhertreiben, und wenig Früchte von da zurückbringen.

Gebt ihnen aber kleine drollige Geſchichtchen aus ihrem Kreiſe, wie ſie ſich in einem zweckmäßig geſammelten (Kinder-) Leſebuche finden, ſo werden alle gehörig Vorgebildete, mit Eifer die Sprache lernen, in welcher ſie geſchrieben ſind; werden die nöthigen Anſtrengungen des Verſtandes und des Gedächtniſſes gern übernehmen, und deſto ſchneller und leichter beſeitigen, weil ihre Arbeit ihnen zugleich Freude und Luſt gewährt. Es dauert gewiß nicht lange, ſo leſen ſie von freien Stücken über das Aufgegebene hinaus, und

dann – ſeid Ihr, wo Ihr, vernünftiger Weiſe! ſein wollt. Nun bedarf es nur noch einer vernünftigen Leitung, und die Kinder gelangen durch ſich ſelbſt zu höherer Vollkommenheit.

Ich gab Karln ſo ſchnell als möglich den ami des enfants von Berquin, (der ſehr wohlfeil bei Grieshammer in Leipzig zu haben iſt.) Mit jubelnder Fröhlichkeit hat er, ich glaube, achtzehn Hefte davon durchgeleſen. Am meiſten freute er ſich, wenn er darin, (wie ſo oft!) auf eine Ueberſetzung (oder einen Auszug) irgend einer deutſchen Kinderſchrift, die er ſchon kannte, ſtieß. Er laß bisweilen ungeheißen zehn Seiten nach einander durch, und lernte ſo viel dabei, daß ich bald zu ſchwereren Schriften übergehen mußte. Das kindliche, drollige, witzige, aus ſeinem Kreiſe hergenommene, ihm ſo rein verſtändliche, zu ſeinem Verſtande und Herzen ſprechende, zog ihn innig an, und verſüßte ihm ſeine (nicht gar große) Beſchwerde.

Ganz anders würde es ergangen ſein, wenn ich mit dem Lateiniſchen angefangen, und ihm (wie gewöhnlich geſchieht, und kaum

anders geſchehen kann,) baldigſt den Cornelius Nepos gegeben hätte! — Ich will doch wenigſtens einige Verſchiedenheiten deſſelben (gegen Berquin) anführen. Die Sprache des Nepos iſt längſt ausgeſtorben; kein Menſch ſpricht ſie; in keinem Lande iſt ſie einheimiſch. (Das Kind ahnet folglich keinen Lohn ſeiner Anſtrengungen, und doch muß ein, noch ſo unverſtändiges, Weſen denſelben ſtets deutlich und nahe vor Augen haben.) Sie hat ferner keinen Artikel; ſie beugt die Haupt- und Nebenwörter, und verändert die Zeitwörter, ganz anders als wir die unſrigen; ſie hat ein Deponens; ſie ſtellt die einzelnen Worte im Bau eines Satzes ſo abweichend von uns, ſo kurz, und oft ſo ſchwierig, daß ſelbſt der Erwachſene genug zu thun hat, um ſich immer heraus zu finden! Ich hoffe man hat genug an: „non dubito, fore plerosque, qui u. ſ. w.

„Non, nicht; dubito, ich zweifle; fore ſteht für futurum esse, ſein werde, hier aber, wie Du nachher ſehen wirſt, müßte es: futuros esse, heiſſen, (ſein werden). In beiden Fällen wäre es aber der Accusativus cum

Infinitivo, welcher im Lateiniſchen oft ſteht, und durch ut oder quod mit dem Conjunctivo, aufgelöſet werden muß. Dies geht hier freilich nicht an, weil die Lateiner: dubito, (welches von dubium, folglich von duo, herkommt, und eigentlich bedeutet: ich ſchwanke zwiſchen zwei Meinungen,) weder mit ut noch mit quod verbinden, ſondern: quin (quod non) darauf folgen laſſen u. ſ. w. Plerosque giebt wenigſtens acht Zeilen, beſonders wenn man (wie geſchehen müßte) aus einander ſetzt, daß es für: et plures ſteht, folglich bedeutet. „und zwar ziemlich viele!“ Doch ich höre auf! denn der Vernünftige iſt gewiß längſt meiner Meinung! — Das alles trifft aber nur das Aeußere! Mit dem Inneren iſt es noch weit ſchlimmer. Bücher, wie ich ſie verlange, ſind für Kinder verfertigt. Cornelius Nepos, Julius Cäſar, Cicero u. ſ. w. ſchrieben für Männer, für Republikaner, alſo für Staatsmänner, und — für Menſchen, welche vor zwei Tauſend Jahren lebten. Cornelius insbeſondere ſchrieb für erwachſene Römer, welche Griechenland beherrſchten, zum Theil ſogar dort ſtudirten,

folglich die griechiſche Sprache, Geſchichte und Sitte mehr oder weniger kannten. Ihnen wollte er durch ſeine kurze und gedrängte Ueberſicht der Thaten großer (griechiſchen ꝛc.) Generale und ihrer Feldzüge zu Hülfe kommen, denn — ſie bedurften nur Winke, nur Anzeigen der Namen, des Orts, der Zeit u. ſ. w. Ihnen ſchadete es nicht, daß er Laſter jeder Art, ſelbſt die unnatürlichſten, ohne Schaam und Scheu erwähnte. Nach ihrer Sittenlehre, nach ihrer Religion war es erlaubt, oder doch zu entſchuldigen, wenn Alcibiades bei Perſern und Thraziern als Wollüſtling und Weinſäufer ꝛc. ſich ehrenvoll auszeichnete. Welchen Eindruck ſoll dies alles aber auf ein noch unſchuldiges, chriſtliches (deutſches) Kind machen? — Was ſoll ſo ein Weſen mit dem Meiſterſtücke der Taktik, die Cäſar, in ſeinen ganz eigenthümlichen Verhältniſſen, jedesmal erfand, oder doch umwandelte, und die er zwar meiſterhaft, aber, ſelbſt für den höheren Krieger faſt zu abgekürzt, niedergeſchrieben hat? — Was ſoll es mit den juriſtiſchen oder Staatsſchriften des Cicero? was gar mit ſeinen griechiſch-rö-

miſch-philoſophiſchen Werken, wodurch er die erſten Männer Roms für Griechenlands tiefe Forſchungen zu gewinnen ſuchte? — Was nützen unſeren Knaben ſeine Briefe an ſeine „vertrauten" Freunde, unter welchen Atticus oben anſteht; da Cicero ſtets vorausſetzt, was Jene freilich genau wußten, wovon aber unſre Knaben nichts ahnen, noch ahnen wollen, und wovon ſogar, neun zehntel ihrer Lehrer nur ſehr Weniges kennen. — Und — wenn es ſich nun am Ende (wie ich, leider!) mehr als einmal durch den Cornelius hindurch gequält hat, was für Früchte hat es ſich dadurch erworben? — Der nützlichen kenne ich nur ſehr wenige; der ſchädlichen aber viele!! — Wie reich iſt dagegen die Ausbeute für den Verſtand, für die Einbildungskraft, für den Witz, für das Herz und für das mannigfaltige Wiſſen, wenn der Knabe ein für deutſche (oder franzöſiſche) Kinder zweckmäßig geſchriebenes Buch aufmerkſam geleſen und — beendigt hat! — Ich glaube Zeit und Mühe zu verſchwenden, und den Verſtand meiner Leſer herabzuſetzen, wenn ich noch mehr darüber ſage! — Nur bemerke

ich ausdrücklich, daß ich es für Verſündigung an unſern, und der Kinder, Verſtand halte, mit der Philoſophie über die Sprache, d. h. mit der Grammattik anzufangen, den Sprachvorrath aber, alſo den Gegenſtand, (welcher beurtheilt und geregelt werden ſoll) nur gelegentlich mitzunehmen, oder wohl gar folgen zu laſſen. Ich that das Umgekehrte, und mein Sohn hat ſich ſehr wohl dabei befunden.

Eine geiſtvolle, in der gelehrten Welt ſehr geachtete Erzieherin, welche einen großen Theil von Europa mit Aufmerkſamkeit durchreiſet iſt, ſagte vor einigen Monaten zu mir: „Wenn unſre Gelehrten erſt deutlich vor Augen haben werden, zu welchem Ende das Kind, der Knabe, der Jüngling und der Mann lernen (oder andre lehren) ſollen, nämlich um den Geiſt vielſeitig und tief zu bilden, ihn zu kräftigen und zugleich zu veredeln, das Gemüth zu erheben und den Geſchmack zu verfeinern, ſo werden ſie auch die natürlichſte und einfachſte Art der Menſchenbildung als die einzige grade Linie achten und lieben lernen, jede andre aber, als ſchädlichen Umweg vermeiden!“ Gott gebe es!

Aber, wendet man ein: „Das Leſen iſt doch im Franzöſiſchen ſo ſchwer, und im Lateiniſchen ſo leicht! —“ Dies iſt freilich wahr, und ein Beweis, daß gegen jede Sache etwas zu ſagen iſt. Es irrte mich aber nicht, ſobald ich Karln in jener Sprache unterrichten und er darin unterrichtet ſein wollte. Ich ſuchte zuerſt Worte, die, wie bei uns, ausgeſprochen werden; dann ſolche, die ein wenig abweichen u. ſ. w.

Zugleich vereinigte ich Ernſt mit Scherz. Ernſt! denn ich lehrte ihn ſogleich die richtige Ausſprache der franzöſiſchen Buchſtaben, und zeigte ihm eine Menge Fälle, in welchen ſie wirklich eintrat. Scherz! denn ſchon bei deutſchen Worten, welche unregelmäßig geſchrieben werden, hatte ich oft geſagt: darin beweiſen wir uns noch ſehr albern! z. B. ſtatt zu ſchreiben: tuhn, ſchreiben wir: thun. u. ſ. w. Die Franzoſen, (ſagte ich jetzt) handeln im Schreiben, oder vielmehr im Ausſprechen des Geſchriebenen, noch weit alberner, als wir. Nun nahm er alles drollig, und es verurſachte ihm ſogar Vergnügen, ſich mit dem widerſinni-

nigen Zeuge zu beſchäftigen, weil er es bald als Kunſtſtück, bald als Räthſel, bald als etwas Verwirrtes behandelte, worin er Licht und Klarheit zu bringen trachtete. Ich verſichere als ehrlicher Mann, daß er, auf dieſem Wege unglaublich ſchnell Franzöſiſch leſen gelernt hat. Was am meiſten abwich, wurde mit dem größten Lachen erwähnt, und bei Gelegenheit, poſſenhaft wiederholt; auch wohl bei Tiſche oder beim Spazierengehen dadurch in Erinnerung gebracht, daß ich ſagte: „Ei, das iſt ja beinahe ſo vernünftig, als die (franzöſiſche) Ausſprache des: Monsieur!“ u. ſ. w.

Hierbei bemerke ich im Allgemeinen, daß unſre Kinder weit mehr lernen würden, wenn wir weniger „gravitätiſch“ bei dem Lehren ausſähen. Zwar bin ich gegen die Spielmethode, aber dennoch halte ich es für durchaus nöthig, Scherz mit dem Ernſt zu verbinden. Mein innig verehrter Lehrer, Gedike, that dies ſtets.

Karl hat oft ſchwere Sachen leicht erlernt, weil ich ſie ihm heiter und im möglichſt leichten Gewande hingab. Dagegen iſt er

vor unbedeutenden Schwierigkeiten erſchrocken, wenn ich oder Andre eine Amtsmiene dabei machten, oder den Gegenſtand kalt, ſteif, ängſtlich, undeutlich, wohl gar verwirrt, vortrugen.

Das regelmäßige Beugen deutſcher Hauptworte lehrte ich ihn, nachdem er früher mit den verſchiedenen Fällen bekannt geworden war, in der kurzen Zeit, in welcher ich ihn einmal (in Leipzig) abbürſtete, weil wir Verwandte beſuchen wollten. Als er noch nicht drei Jahr alt war, und Tillich (nebſt zwei andern Leipziger Erziehern) den Ausdruck: „Karl, war das vernünftig?“ für unzweckmäßig erklärten, weil — das Kind ihn noch nicht begreifen könne; knüpfte ich eine Unterredung (die erſte dieſer Art) mit Karln an, über Gott als den vollkommenſten Geiſt; über Weſen, die wir Engel nennen; über die Seele und den Körper des Menſchen; über das Leben und den Tod deſſelben; über ſein Fortwähren jenſeit des Grabes; über künftige Vergeltung des Guten und Böſen u. ſ. w. Karl gab zum Erſtaunen jener drei Männer nicht bloß genau dabei acht, ſondern wie-

derholte auch, auf meine Fragen, den ganzen Gang und die einzelnen Ideen des Geſprächs ſo richtig und klar, daß meine Gegner ihn zuletzt herzlich küßten, und nichts weiter dagegen hatten, wenn ich ſeine „Vernunft“ in Anſpruch nahm.

Aber, eben das iſt das Schlimme, ja ich möchte ſagen: das Abſcheuliche, daß ſo vieles gelehrt wird, was der Lehrende ſelbſt nicht recht inne hat. So wie die meiſten deutſchen Schauſpieler — in Frankreich verlangt (und leiſtet) man mehr! — ihre Rolle nicht inne haben, deshalb ängſtlich nach dem Vorſager horchen und blicken, fein langſam und in unpaſſenden Abſätzen ſprechen; an richtigen Ausdruck, angemeſſenen Gebehrden und leichtes Spiel gar nicht denken, folglich dem Zuſchauer widerlich werden, und ihm Langeweile erregen: grade ſo verfehlen Lehrer, welche den Lehrgegenſtand nicht in ihrer Gewalt haben, ihn nicht von allen Seiten kennen, und dem Kinde vorhalten, ſich nicht darüber leicht auslaſſen, oder in die unrichtige Anſicht des Schülers eingehend, ihn dennoch zum beſtimmten Ziele leiten können, gewiß ihres Zwecks.

Statt: Luſt, empfinden ihre Zuhörer: Laſt! ſtatt: freudigen Antheil — Langeweile oder Widerwillen. Wer ſich beſinnend, ſteif an dem zuvor durchgeleſenen klebend, wohl gar oft ins Lehrbuch blickend, Kinder unterrichtet, der wird ihnen wenig beibringen. Ich habe dies an mir ſelbſt und an Andern erfahren; früher als Schüler und ſpäter als Lehrer! Gottlob, aber auch das Gegentheil in beiden Verhältniſſen vor Augen gehabt. Deshalb habe ich meinen Sohn nur das ſelbſt gelehrt, was ich im höheren Grade mein geiſtiges Eigenthum nennen konnte.

Hier ein Beiſpiel vom Gegentheil, welches ich ſchon ſeiner Drolligkeit wegen, herſetze: Weil Luiſe es durch ihr Andringen dahin gebracht hatte, daß ich Karln im Franzöſiſchen unterrichten mußte, ſo trug ich ihr auf, ihn als Einleitung dazu einige franzöſiſche Worte zu lehren. Sie verſprach es gern, denn ſie wußte am beſten, wie unſäglich viel ich damals zu thun hatte. Ich ſchrieb ihr alſo drei bekannte Worte auf. Nach vier und zwanzig Stunden ſollte ſie drei andere u. ſ. w. von mir erhalten. Aber — es ver-

ging ein Tag, und Karl (der doch faſt immer in ihrer Nähe war) wußte noch kein einziges. Es vergingen zwei, es vergingen drei Tage, und er wußte: die drei Worte noch immer nicht. Nun erſt ſagte ich lächelnd: „So muß ich ihn wohl nach meiner Weiſe unterrichten, und ſehen, ob ich damit weiter komme. — Freilich würde ich noch ein Jahr warten. Indeß — — Geduld! — ich will thun, was Du wünſcheſt!“ Jetzt unterrichtete ich ihn nach der oben beſchriebenen Art, und es ging.

Hätte ich eilen wollen, ſo würde ich Karln, ſtatt funfzehn Minuten eine Stunde täglich unterrichtet, oder zur Sprechmethode meine Zuflucht genommen haben. Aber ich fürchtete mich vor dem Verfrühen, und that bloß, was ich, Luiſens wegen, mußte. Nach einigen Monaten bemerkte ich jedoch mit Vergnügen, daß das Kind zunahm, und mehr lernen wollte. Ich gab ihm alſo eine halbe Stunde, mit der Zeit noch etwas mehr, und gegen Ende des Jahres eine Stunde täglich Unterricht. Karl erhielt nur angenehme Sachen zum Leſen. Sehr bald z. B. Campe's Robinſon, welchen er deutſch ſchon

kannte, und ſpäter aus faſt allen Sprachen überſetzte. Nach einem Jahre war er ſo weit, daß er ein leichtes franzöſiſches Buch, ohne meine Beihülfe, mit Vergnügen laß. Nun erſt ſprach ich mit ihm franzöſiſch, und ging zum Unterricht im Italiäniſchen über. Dieſer ward ihm ſo leicht, daß er nach ſechs Monaten eben ſo weit darin gekommen war, als zuvor während eines Jahres im Franzöſiſchen. Die längſte Arbeitszeit war jetzt ein und eine halbe Stunde täglich.

In beiden Sprachen waren öfters Eigenthümlichkeiten vorgekommen, Karl hatte ſie kennen und beſeitigen gelernt. Ich hoffte daher, er werde nun nicht mehr vor dem Lateiniſchen erſchrecken. Auch hätte ich wahrſcheinlich recht gehofft; aber — eine Menge Erwachſener, viele ſeiner kleinen Freunde und beſonders meine Zöglinge, hatten oft zu ihm vom Lateiniſchen als von etwas höchſt Widrigen, Schwierigen und Unnützen geſprochen. Er hatte alſo ein ängſtliches Vorurtheil dagegen.

Ich vermochte beides nicht wohl wegzuräumen, denn — nach allem Obengeſagten

konnte ich ihm weder Leichtigkeit, noch große Annehmlichkeit verſprechen. Auch ſah ich nicht, wie ich ihm den Nutzen davon ſo klar machen wolle, als bei den neueren Sprachen. „Seinen Casum richtig ſetzen zu können,“ wie die bekannte Vertheidigung des Lateiniſchlernens zu lauten pflegt, hatte er längſt im Deutſchen beſſer gelernt, als Tauſende, die um jene Zeit ſich ſchon ſechs Jahre lang mit dem Lateiniſchen gequält hatten. Ihn verſichern, daß er nur durch Kenntniß des Lateiniſchen ein Gelehrter werden könne, hieß — nichts geſagt, denn er konnte mit Recht antworten, ſo will ich kein Gelehrter, ſondern vielmehr ein möglichſt gebildeter Menſch, werden, und das kann ich ja wohl, ohne Latein zu lernen? — Beiſpiele dieſer Art hatte er oft vor Augen, und Gelehrte ohne wahre Bildung des Kopfes oder Herzens, unzählige Male. Mir blieb daher nichts übrig, als ihn auf guten Glauben hin, zu verſichern, und durch meine näheren Freunde verſichern zu laſſen, daß das Erlernen des Lateiniſchen wichtig und nothwendig ſei. Auch ſprach ich nicht ſelten, in ſeiner Gegenwart, von den großen

Schönheiten der Aeneide und einzelner Schriften des Cicero. Denn, welcher rechtſchaffene Mann, der kein verſeſſener Gelehrter iſt, kann ſeinem Kinde (oder Schüler) den Ovid, den Terenz, den Sueton, den Horaz und ſo viele andre lateiniſche (und griechiſche) Klaſſiker anempfehlen, ohne vor ſeiner Sittlichkeit zu beben. Nur ein gelehrtes: aes triplex circa pectus! kann das Gewiſſen beruhigen, wenn der Zögling dadurch ein Säufer, ein Wollüſtling, wohl gar — ein unnatürlicher — — wird. Hat man ihm nicht die ſchändlichſten Anweiſungen dazu, und die gewaltſamſten Aufregungen ſeiner Begierden als — etwas höchſt Achtungswürdiges in die Hand gegeben? — Ich that daher, als Karl das Lateiniſche in ſeiner Gewalt hatte, etwas ziemlich Ungewöhnliches. Ich ſprach nämlich von demſelben Schriftſteller, z. B. vom Horaz, zu gleicher Zeit mit hoher Achtung (als Dichter, Weltkenner und Philoſoph) und mit der tiefſten Verachtung (als Säufer *) und Wol-

*) Wohl zu bemerken, ich ſagte in einem ſolchen Falle nicht etwa: Trinker; ſondern abſicht-

Wollüſtling). Bei Karln wirkte dies ſehr nützlich. Bei hundert andern Knaben würde es vielleicht geſchadet haben. Er glaubte mir, und urtheilte mir nach, denn er achtete und liebte mich innigſt. Er war ferner daran gewöhnt, etwas nicht leſen zu wollen, wovon ich geſagt hatte: „es taugt nicht für Dich!“ Beſonders, wenn meine Miene dabei Verachtung oder Abſcheu andeutete. Gewöhnlich erzogene Knaben aber ſtreben grade dann um ſo mehr darnach, das Verbotene zu leſen, mit andern zu wiederholen und zu durchſprechen. Leider! ſind ſolche Stellen in der Regel die einzigen, welche: „in succum et sanguinem „vertirt“ werden. Troz allem Geſagten habe ich, aus gerechtem Mistrauen, dennoch zu ſeiner Zeit eine vom niedrigſten Schmuz gereinigte Ausgabe des Horaz gewählt, und

---

lich: Säufer. Denn Ausdrücke der Art, als nehmen, ſtatt: ſtehlen; nicht die Wahrheit ſagen, ſtatt: lügen: nicht fleißig, ſtatt: faul rc. thun ſchon im gemeinen Leben, beſonders aber in der Erziehung unglaublichen Schaden. Das Laſter wird, weit aus! am gefährlichſten im ſchmeichelnden Gewande.

mich ſehr wohl dabei befunden; denn Karl hat den Horaz früher inne gehabt, und, ich darf es ja wohl Heynen nachſagen, iſt in ſeine Sprache und ſeinen Sinn tiefer eingedrungen, als mancher, der alle ſeine Unſittlichkeiten in ſein Gemüth übertrug. Freilich fehlte es nicht an; „Californiusse,“ welche behaupteten, auf dieſem Wege würde der Knabe kein großer Lateiner werden, auch thäten jene Stellen weit weniger Schaden, als man meine u. ſ. w. Ich hörte ihren Galimathias mit an, und bedauerte ihre Zöglinge, weil die unſchuldigen Gemüther derſelben durch die ſchaamloſeſten Gräuel vergiftet wurden.

Weshalb ich Karln den Cäſar nicht anempfehlen konnte, iſt oben geſagt; Livius iſt aber für ein Kind zu ernſt, zu trocken. Seine Einleitung insbeſondre viel zu ſchwer. Phädri Fabeln hätte ich am allerwenigſten gewählt, denn ich ſelbſt habe die Marter erduldet, damit anfangen zu müſſen. Meiner Verlegenheit, wie ich Karln zum Lateiniſchen überführen wolle, kam ein Zufall glücklich zu Hülfe. Ich war oft mit ihm in Leipzig und wir beſuchten dann Schauſpiel, Konzert, kurz

alles Merkwürdige. Einſt wurde das: stabat mater etc. aufgeführt, und ich erhielt beim Eintritt den Text dazu. Karl war von jeher gewohnt, daß ich ihm dergleichen mittheilte, und es ihn leſen oder überſetzen ließ. Während der Symphonie ſaßen wir im Nebenzimmer, und ich ſagte zu ihm: „Ueberſetze das einmal!“ Er nahm es hin, ſah mich aber ſchnell verlegen an, und ſprach: Das iſt ja weder franzöſiſch, noch italiäniſch! — Das iſt wohl gar lateiniſch! — Ich antwortete lachend! Laß es ſein, was es will! Wenn Du es nur überſetzen kannſt! Verſuche es wenigſtens! Er that es, und ich half ihm; beſonders dadurch, daß ich die härteren lateiniſchen Worte weicher, ja faſt italiäniſch ausſprach z. B. stava't, mader, dolorosa u. ſ. w. Bei Wörtern, wie juxta kam ich ihm zuvor, und ſagte: Das kennſt Du nicht, es bedeutet: u. ſ. w. crucem ſprach ich italiäniſch aus. Das c in Lacrimosa faſt wie g u. ſ. w. Kurz, wir überſetzten es ziemlich ſchnell und ſehr heiter bis zu Ende. Fröhlich ſagte er jetzt: „Ja, wenn das ſo ginge, dann möchte ich recht gern lateiniſch lernen!“ Ei

freilich, verſetzte ich, geht es ſo, und — nöthigenfalls komme ich Dir zu Hülfe. Schon am folgenden Tage ſah ich mich nach dem lateiniſchen Robinſon und nach noch leichtern Leſebüchern um, welche für Kinder ſich eignen. Mit dieſen fing ich an, unbekümmert, ob ihr Latein ächt ciceronianiſch ſei, oder nicht. Man darf freilich die epistolas obscurorum virorum, oder ihnen ähnliche Bücher, nicht wählen. Dergleichen ausgenommen, habe ich aber obige Beſorgniß im hohen Grade thöricht gefunden. Zum vollkommenſten Verſtehen der lateiniſchen Klaſſiker führt das Anfangen mit einer vorzüglichen Ueberſetzung deutſcher Kinderſchriften auch, und — weit ſchneller, weil das Kind ſie gern lieſet, ja aus Neugier dem Aufgegebenen oft Bogenweit zuvoreilt. Sein Verſtand hingegen wird dabei unendlich mehr beſchäftigt; ſeine Kenntniſſe werden vielfach vermehrt und berichtigt; und — was die Hauptſache iſt! — ſein Herz bleibt dabei rein, wird hoffentlich noch veredelt. Dann gehe man bald zur Aeneide, zu manchen ſehr anziehenden Schrifren des Cicero, und zu einigen andern — ſittlich reinen

oder doch gereinigten — Klaſſikern über, und der Knabe wird ſchnell und viel Latein lernen. Die Catilinariſchen Reden haben Karln ſchon als Kind, im hohen Grade angezogen, weil der Gegenſtand derſelben leicht und deutlich vor Augen gelegt werden kann.

Soll der Knabe hinterher ja elegant lateiniſch ſchreiben und ſprechen! — Ich ſage: ſoll, muß er dieſe elende Boksbeutelei mitmachen, ſo bedaure ich das arme Weſen zwar von Herzen. Indeß, wenn es einmal nicht anders iſt; — nun ſo trete man ganz in die Unnatur hinüber, ſpreche von Gelehrten der Art, als von etwas wichtigem, und füge hinzu, daß dieſe Handwerker ein ſolches Meiſterſtück zur Aufnahme in ihre Zunft *) verlangen ꝛc. Doch, ich habe ja darüber oben ſchon geſprochen.

Mit dem Lateiniſchen dauerte es neun Monate, ehe Karl es darin ſo weit gebracht hatte, als mit dem Italiäniſchen in einem halben Jahre, ungeachtet die zwei Tochter-

---

*) Difficile est, satyram non scribere.

ſprachen, welche er ſchon inne hatte, unglaub-
lich vorgearbeitet hatten. Eine Menge Ab-
weichungen vom Deutſchen waren ihm bereits
bekannt, ja ſie ſchienen ihm natürlich. Andre
ließ er ſich gefallen, weil er ſtufenweiſe zu ei-
ner ſolchen, — für ein deutſches Kind! —
Widernatürlichkeit gebracht war. Am Ende
der angegebenen Zeit wohnte ich mit ihm an-
derthalb Monate lang, einzelne Tage der
Woche in meinem Abſteigequartier zu Halle,
und benutzte dort den Unterricht eines ge-
ſchickten Sprachmeiſters in Betreff der Aus-
ſprache des Engliſchen. *) Während der
Stunde lernte Karl mit mir; außer derſelben
wiederholten wir zuſammen, und bereiteten
uns gemeinſchaftlich vor. Das Engliſche
wurde ihm jetzt ſo leicht, daß er in einem

*) Die Kanzlerinn von Hoffmann verklagte mich deshalb beim Konſiſtorio: ich habe meine Gemeinde jetzt gänzlich verlaſſen und wohne in Halle. Das Scheu . . ſal, das ſie dazu, wie zu ſo vielen andern Unthaten gegen mich verleitet hatte, kennt und verachtet man jetzt allgemein. Sie verlor natürlich auch dieſen Prozeß, wie unzählige andre.

Vierteljahr eben ſo viel davon begriff, als er in den andern Sprachen in ſechs oder neun Monaten gelernt hatte.

Wie ſchwer dagegen die griechiſche Sprache für ein deutſches Kind iſt, habe ich an mir, an unzähligen meiner Freunde, und beſonders an Karln, geſehen. Er wollte es lernen: Ich hatte ihm ſo viel vom Homer, vom Xenophon, vom Plutarch und beſonders von einer Menge lieblicher Blumen aus der griechiſchen Welt, die in unſern beſten Leſebüchern geſammelt ſind, erzählt; daß er begierig war, ſie ſich zuzueignen. Aber, — troz dem, daß das Griechiſche eine ältere Schweſter der deutſchen, beſonders der plattdeutſchen, Sprache iſt; troz allem übrigen, was für die Verwandſchaft beider mit Recht zu ſagen iſt, ſo haben doch die zwei Schweſtern durch Zeit und Verhältniſſe eine ſo himmelweit verſchiedene Mundart und Ausbildung bekommen, daß es dem deutſchen Kinde ſehr ſchwer wird, die Griechiſche zu erlernen. Das: Graeca sunt, nec leguntur! iſt mir, ſeit dieſer lezten Erfahrung, erſt recht begreiflich geworden. Schon ehe ich das Griechiſche

(mit Karln) anfangen wollte, gab ich ihm, auf ſeine dringende Bitte, zwei bis drei Monate lang, ganz heimlich! (d. h. in Rückſicht der Mutter und anderer Bekannten,) täglich eine Viertelſtunde Unterricht darin, und er ließ es ſich, wahrlich! ſauer dabei werden. Die nachherige Stunde ſelbſt, verlängerte ich ihm zu Gefallen ein wenig, oder, ich gab ihm jene Viertelſtunde außerdem, z. B. Abends, wenn er ſehr darum bat. Und doch meinte er nach drei Monaten wehmüthig. Griechiſch werde er wohl nicht begreifen; und brauchte volle neun Monate, um eben ſo weit im Griechiſchen zu ſein, als er in kürzerer Zeit in den andern Sprachen gekommen war. Kaum waren indeß dieſe erſten Schwierigkeiten beſiegt, ſo nahm er auch hierin äußerſt glücklich zu.

Doch, ich glaube zwei Einwürfe zu hören. Erſtens, ſagt man: „Wie viele Stunden brauchten Sie, um alle erwähnte Sprachen neben einander zu treiben! Das Kind muß ja den ganzen Tag am Studirtiſch geſeſſen haben, folglich dabei verbuttet ſein!“ Die Erfahrung hat das Gegentheil bewieſen, und

muß

muß es, bei meiner Unterrichtsweiſe, immer wieder, ja ſelbſt glücklicher noch, beweiſen. Aber, man hat unbedenklich recht, wenn man von dem ſpricht, was gemeinhin geſchieht. Hätte ich mit dem Lateiniſchen, oder Griechiſchen angefangen, oder den Verſtand des Kindes nicht zuvor ſorgfältig ausgebildet; hätte ich verſäumt, Karln in den erſten fünf Jahren vorzüglich gut Deutſch ſprechen zu lehren; hätte ich ſeine Neigung für fremde Sprachen nicht auf mancherlei Art geweckt, und ihm den großen Nutzen davon klar vor Augen gelegt; hätte ich ihn nicht an ein möglichſt ſchnelles Arbeiten gewöhnt, nicht mit den erbärmlichen „Verſionen" welche viele Stunden wegnehmen, und — ans Lungern gewöhnen, verſchont, ſo wäre der Unterricht in vier bis fünf Sprachen neben einander — ſchon der Zeit wegen — unmöglich geworden. Jetzt aber ging alles vortrefflich! Sobald Karl die Hauptſchwierigkeiten — in den angegebenen Monaten — beſeitigt hatte, erlaubich ihm nur eine gute Viertelſtunde täglich, z. B. das Franzöſiſche fortzuführen. In dieſer Zeit mußte er einen (verhältnißmäßig!)

bedeutenden Abſchnitt für ſich durchleſen, und das ihm Unbekannte im Wörterbuche, oder in der Sprachlehre, aufſuchen, damit er es mir im Deutſchen erſchöpfend wiedergeben könne. Ich tippte dann am Ende ſeiner Arbeitszeit, dahin und dorthin, (meiſtens wußte ich ſchon, wo ſich Schwierigkeiten fanden!) und ließ es mir, bald wörtlich, bald im gewählten Deutſch, vortragen. Gingen zwei ſolche Stellen gut, ſo war ich zufrieden, denn ich hielt mich dann überzeugt, daß er gehörig gearbeitet habe. Es iſt unbegreiflich, bis zu welcher Schnelligkeit (neben der Gründlichkeit) im Arbeiten ein Knabe auf dieſem Wege gelangen kann. — Er iſt und bleibt dabei geiſtig beſchäftigt; eilt alſo mit aller Kraft vorwärts. Das mechaniſche Schreiben hält ihn auf, macht ihm Langeweile und verekelt ihm ſelbſt die anziehendſte Stelle. Man verſuche beides längere Zeit; aber redlich, und mit Klugheit! Dann erſt urtheile man ab! —

Daneben wurde auf Spaziergängen, Reiſen u. ſ. w. anfangs oft franzöſiſch, nachher auch italiäniſch, und ſpäterhin bald lateiniſch, bald engliſch, geſprochen. Man ſieht, daß ein

Knabe, der es will, auf dieſe Art, in zwei höchſtens drei Stunden des Tages ſehr viel leiſten kann. Mehr Unterricht hat Karl aber in Lochau, d. h. bis zu ſeinem zehnten Jahre, nie bekommen. Ja, wenn ich die Sonntage, die öfteren Reiſen ꝛc. in Anſchlag bringe, ſo hat er, bis wir nach Göttingen gingen, kaum zwei volle Stundeu täglich wirklichen Unterricht erhalten. Doch laſen wir mit einander (oder er allein) in den langen Winterabenden, auch wohl Nachmittags bei allzu ſchlechtem Wetter, bald ein deutſches Buch für Kinder, bald vorzüglich ſchöne Stellen aus fremden Sprachen, welche er, (ſeltener ich) aufgefunden hatte, und leſen wollte. Oder wir theilten uns vorzügliche Gedichte mit.

Zweiter Einwurf: „Ihr Sohn mußte ja die verſchiedenen Sprachen mit einander verwechſeln.“ Da der große Schulmann, der edle Funk in Magdeburg, ebenfalls dies Bedenken äußerte, ſo wundere ich mich nicht, wenn es Andre thun. Funk iſt aber, wie ſo viele! vom Gegentheil überzeugt worden; folglich habe ich nicht mehr nöthig, zu beweiſen, daß es möglich, ja verwirklicht ſei, ſon-

dern nur zu erzählen, wie es geſchehen. Dies geht aber freilich wieder in die frühſten Jahre des Kindes zurück. Karl mußte alles richtig thun, mußte beſonders richtig deutſch ſprechen, durfte nie, ohne die höchſte Noth, fremde Worte dazwiſchen bringen u. ſ. w. Grade ſo hielt ich es bei ſeinem Ueberſetzen. Nur reines Deutſch ließ ich gelten, kein anderes Wort. Ferner mußte er in jeder Sprache ziemlich feſt ſein, ehe ich eine andere anfing. Das iſt alles, was ich gethan habe, und ſelbſt dem Neide iſt es unmöglich geweſen, etwas gegen Karls Ueberſetzungen zu ſagen. Dagegen haben unſre größten Philologen ihn mündlich, oder ſchriftlich, ausgezeichnet deshalb gelobt.

Den ſo ſehr ſchädlichen Irrthum will ich hier noch rügen: man könne, ohne mit der Grammattik anzufangen, ohne jenes ſinnloſe Analyſiren und Exerzitien ſchreiben, nicht gehörig lateiniſch (ſprechen und ſchreiben) lernen. Ich habe in beiden ſo viel Fertigkeit gehabt, daß Gedike damit vollkommen zufrieden war; habe aber eins und das andre mit Ueberlegung zur Seite liegen laſſen; dagegen

in beiden Sprachen deſto mehr geleſen, und das Geleſene durchdacht. Wenn ich indeß, — vom Anfang an, — darauf ausgegangen wäre, meinen Sohn: „elegant“ lateiniſch ſprechen und ſchreiben zu lehren, ſo würde ich es, auch ohne jene Verkrüppelungen des kindlichen Geiſtes, erreicht haben. Davon mehr, ſobald ich überzeugt ſein werde, daß das „elegante“ Lateinſchreiben und Sprechen nur zur Hälfte ſo viel nützt, als verjährte Vorurtheile ihm beilegen. Wohlverſtanden, ich rede von: Verſtand, Herz und Geſchmack. Bis dahin verweiſe ich darauf, daß man ein Kind lehren kann, vortrefflich deutſch zu ſprechen und zu ſchreiben, ohne jenen geiſttödtenden Gang zu gehen. — Daß mir dies bei meinem Sohne, noch dazu: ſehr früh! geglückt ſei, wird wohl Niemand bezweifeln.

Folgendes ſei der Beſchluß dieſes Abſchnitts: Ein hieſiger Profeſſor, den ganz Europa verehrt, nannte geſtern dasjenige, was er lateiniſch ſchreibe, ein: „Exercitium.“ Dafür beſitzt er aber auch, neben ſeiner großen Gelehrſamkeit, ausgezeichnet

viel geſunde Vernunft, und hat — mit hel-
lem Auge! — etwas mehr von der Erde ge-
ſehen, als ſeine Studirſtube, ſeine Bücher,
und ſein Auditorium.

Siebzehnter Abſchnitt.

Vom Griechiſchſchreiben.

Mit Wehmuth erfahre ich, daß man wie-
der anfängt, die Schüler griechiſche Exercitia
ſchreiben zu laſſen. Großer Gott! bis wie
weit verirrt ſich doch der menſchliche Ver-
ſtand, wenn er einmal von dem graden, d. h.
kürzeſten, Wege zum Ziele, abgewichen iſt!
Was würden die Römer, was die Griechen
ſagen, wenn ſie erführen, daß wir ſie eifrig
ſtudiren, und doch — ſtatt ihres lebendigen
Unterrichts, unſre Kinder mit dem todten und
ertödtenden peinigen! — „Seht ihr denn
nicht, würden ſie uns zurufen, wie unendlich
weit ihr dadurch ſchon in den Wurzeln der
Bildungsweiſe von uns abweicht?" — Doch,
ſie ſind dahin! und ihr Geiſt ſpricht zu leiſe

für manche Menſchen! So mag ihnen denn ein Deutſcher darüber Buße predigen, daß ſie die Martern des Schülerlebens noch vermehren; aber — ein Deutſcher, vor deſſen Kenntniſſen im Griechiſchen dieſe Herren hoffentlich Ehrfurcht haben. „Erneſti!" heißt ſein großer Name. Schon im Jahre 1766 ſchrieb er folgende Worte, welche theils meine Anſichten über den Unterricht im Allgemeinen, theils meine Verachtung des Griechiſchſchreibens insbeſondere rechtfertigen. Lebte er jetzt (nach zwei und funfzig Jahren) noch; ſo würde er, davon bin ich ich bei ſeinem hellen Geiſte feſt überzeugt, noch ſtärker ſprechen, und auch das Lateiniſchſchreiben ſehr einengen, wenn nicht verwerfen. Doch hier ſind ſeine eignen Worte, ich überſetze ſie nicht, weil ſie nur für Gelehrte von Profeſſion daſtehen. Meine eigentlichen Leſer: Väter, Mütter, Erziehende, bedürfen ihrer nicht. Die geſunde Vernunft ſagt ihnen das alles noch beſſer. Er ſpricht vom gewöhnlichen Unterricht im Griechiſchen, und fügt hinzu: „mirum esse non potest, si tam pauci bene proficiunt in eo genere litterarum, nec plus

consequuntur plerique, quam ut scriptorum graecorum orationem possent ad verbum, scilicet e sui quisque lexici praescripto, (latine) interpretari, h. e. ut non modo nihil intelligant, cum interea se credant intelligere, sed etiam ipsos scriptores graecos stultissimos putent, vehementerque contemnant. Leider hat Erneſti, nach meinen oben angeführten Erfahrungen noch jetzt, ſehr recht.

Iſts nicht, als hätte ich die folgende Stelle vor Augen gehabt, indem ich von der hohen Nothwendigkeit ſprach, dem Kinde nur klare Begriffe u. ſ. w. beizubringen? und indem ich ſehnlichſt wünſchte, daß es undeutliche gar nicht erhalte, oder doch ſchnell vergeſſe? Ich erinnere an Herrn W., an ſeine Lehrart, und an das, was ich dabei ſagte.

Etenim, in omni genere disciplinae, quis nescit, quantum referat, statim ab initio veris et accuratis notionibus imbui? Quam deinde non modo paucis contingit, ut male percepta dediscendi facultas detur, sed quam pauci eo sunt vel ingenio, ut facile possint, vel animo, ut velint, falsa

et prava dediscere. Nimis firmiter coaleſcunt animis inſita teneris, nec facile poſſunt avelli: et quae pueri arripuimus, ea fere ita amplectimur atque tenemus, ut nobis eripi vix patiamur. Ja wohl, ja wohl! — Mancher Unterricht würde durchaus anders ſein, wenn man dies recht ins Auge gefaßt hätte!

Endlich ſagt er ſehr bitter über das Griechiſch ſchreiben: Audio ſane, eſſe hoc adhuc in nonnullorum inſtitutis, ut tirones ſcholaſticos jubeant ſubinde latina graece vertere, aut: Epiſtolas, Oratiunculas, Carmina, graece ſcribere. Rem agunt viri boni, ut leniſſime dicam, perinutilem et abſurdam: non tam propterea, quod graece ſcribendi facultas nullum hodie uſum habet, quamquam hanc quoque ob cauſam: (Dies gilt jetzt, nach zwei und funfzig Jahren, vernünftiger Weiſe! auch vom eleganten Lateiniſch ſprechen und ſchreiben.) quam quod ab hominibus iſtius aetatis, tam parum in legendo verſatis, qui plerumque nil niſi ad verbum interpretari perpauca didicerunt, qui linguae graecae genium nullo

modo cognitum habere poſſunt, ab his, inquam, quod vel bonum, vel mediocre, ac non stultiſſimum sit, effici nihil poteſt. Attulerunt aliquoties juvenes, e scholis in Academiam hanc delati, talia graecae orationis ſpecimina: in quibus alia non intelligebam, quae autem intelligebam, ita et ſententiis et verbis vitioſa atque inepta reperiebam, ut riſum non magis tenere poſſem, quam Erasmus tenuiſſe traditur, cum Epiſtolas obſcurorum virorum primum legeret: (Gottlob, daß ich das nicht geſagt habe, wie würden ſonſt manche gelehrte Herrn auf mich ſchimpfen, und durch ihre Handlanger ſchimpfen laſſen!) cum interea iſti ſe valde beatos crederent, et bene graece ſcire putarent. Richtig! — Die thörichte Einbildung auf das höchſt verächtliche Wörterwiſſen — denn, bis zum Wortewiſſen erheben ſich (auch nach Erneſti) nur ſehr wenige! — wird dadurch noch vermehrt; Aufgeblaſenheit, Kurzſichtigkeit und Verachtung der helleren Einſichten folglich erſt recht wieder an die Tagesordnung gebracht werden. O, der treffliche Wurzer. (B. I. S. 393.) Möchte doch ſeine

Stimme durch ganz Deutſchland dringen! Indeß, es ſind noch goldene Worte von Erneſti zurück: Quare omni modo rogandi sunt magistri, ab Inspectoribus autem Scholarum cogendi, ut illud tam inutile, tam noxium institutum dimittant, et tirones potius scriptoribus graecis melioribus legendis et accurate cognoscendis exerceant. Faſt ſollte man glauben, ich hätte die herrlichen Lehren des großen Mannes bei meinem Unterrichte ſtets vor Augen gehabt! Hinzufügen kann und will ich nichts, als: Gott gebe, daß dieſe: „lateiniſchen“ Ermahnungen eines großen (Deutſch-) Griechen bei unſern Wörterkrämern anſchlagen mögen!

Achtzehnter Abſchnitt.

Wiſſenſchaftlicher Unterricht.

Ich komme mir lächerlich vor, wenn ich davon reden will, denn — förmlichen Unterricht in den Wiſſenſchaften ſollte Karl in Lochau nicht erhalten. Dafür iſt theils die

Univerſität, theils fehlt dem Prediger auf dem Lande faſt alles dazu. Die nöthigſten Kenntniſſe beſaß ich zwar, oder konnte ſie leicht aus Büchern ſchöpfen. Aber — ſo viele neuere Werke, die dazu gehörigen Kupfer, die theuren Inſtrumente, und die Fertigkeit bei den Verſuchen. ꝛc. Ich that alſo gern darauf Verzicht; machte Karln jedoch mit einer Menge wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe bekannt, ohne zu ſagen: Das gehört zur Naturgeſchichte, das zur Chemie, das zur Naturlehre, das zur alten, das zur neuen Geographie u. ſ. w. Mit der Naturgeſchichte in allen ihren Theilen wurde er bekannt, ſobald er denken konnte. Unſer Garten, Wald ꝛc. gaben dazu Veranlaſſung. Die ſehr verbeſſerte Ausgabe des Raff (bei Kummer) gehörte zu ſeinem Spielzeuge, und in Halle, Leipzig und Merſeburg waren niemals fremde Thiere, oder des etwas, das wir nicht beſehen hätten. Mehr als dies alles benutzte ich aber dazu unſre Reiſen. Das Meer und ſeine Bewohner, Schachten und ihre Eingeweide, Hochöfen, Dampfmaſchinen, Luftpumpen, eine Baſaltkuppe, kraterähnliche Vertiefungen auf Bergen, alles

gab mir Veranlaſſung, Karln zu unterrichten. Ja ſelbſt zu Hauſe: ein Thautropfen, mein Wetterglas, der Wärmemeſſer, der lärmende Zug beim Einheizen, der Fenſterſchweiß ꝛc. Wie vieles war von dem allen und von hundert ähnlichen Erſcheinungen zu erzählen, wenn man anders mit Nutzen Naturgeſchichte, Naturlehre und Chemie gehört und ſpäter ſtudirt hat.

Den Unterricht in der Erdbeſchreibung fing ich auf folgende Art an. Ich führte Karln, ſobald als möglich, nach allen Dörfern welche im Geſichtskreiſe unſeres Thurmes lagen. Zudem war er ſchon oft in Halle, Merſeburg, Leipzig ꝛc. geweſen. Bei hellem Wetter ging ich dann mit ihm auf den Thurm, nahm einige Bogen weiß Papier und eine Bleifeder mit. Zuerſt zeichneten wir (Karl mehr als ich) den ungefähren Umriß unſers Dorfes in der Mitte eines Bogens, aber — ſehr klein, damit das Verhältniß der Entfernungen wenigſtens einigermaßen paſſe. Dann ſetzten wir für den nächſten Ort, Liebenau, einen Punkt, und ſo fort für die übrigen (ſichtbaren) Dörfer nach allen Seiten

hin. Auch bemerkten wir die Namen dabei. Die Saale, die Elſter, Wälder, Wieſen, Feld, alles wurde roh angedeutet. Als es fertig war, zeigten wir es der Mutter. Dieſe machte ihre Bemerkungen. Nun gingen wir ein zweites Mal auf den Thurm, und brachten am Ende eine Landkarte zuwege, welche, für uns wenigſtens, die nöthige Richtigkeit hatte. Dann verglichen wir ſie mit ganz ſpeziellen Karten des Saalkreiſes, und verbeſſerten eine durch die andere. Das iſt alles, was ich gethan habe, um Karln einen richtigen Begriff von der Erdbeſchreibung zu geben, und ſeine Neigung dazu zu wecken. Er kam nachher nie von einer Reiſe zurück, ohne die Lage und ungefähre Entfernung der Oerter von einander angeben und aufzeichnen zu können. Er laß oder hörte ſpäter nie von Städten oder Gegenden, die er nicht ſogleich aufgeſucht hätte. Schon in ſeinem neunten Jahre beſaß er eine Sammlung von Landkarten, wie ich ſie, ſelbſt bei reichen Jünglingen, nur ſelten geſehen habe. Er und ich kauften ſo viel wir vermochten. Auch bekam er viele geſchenkt.

Ferner beſaß er den d'Anvilliſchen Atlas, und laß nie etwas aus der alten Welt, ohne alles auf ſeinen, ſtets in der Nähe befindlichen, Karten aufzuſuchen. In die Geſchichte führte ich ihn beim Spazierengehen, oder auf Reiſen durch Erzählungen ein, und benutzte beſonders hiſtoriſche Gemälde, Kupferſtiche ꝛc. dazu. Der K. v. S. in M. lehrte ihn vieles aus der Sternkunde, durch Hülfe ſeiner trefflichen Inſtrumente. Zuvor ſchon hatte ich gethan, was mir ohne Sehröhre möglich war. Er war wirklich in dem allen ziemlich weit, als er neun Jahr alt war, würde ſich aber nicht wenig verwundert haben, wenn man ihn verſichert hätte, er beſitze geographiſche, phyſikaliſche u. ſ. w. Kenntniſſe. Andeutungen der Art hatte ich ſorgfältig vermieden, theils um ihn nicht zu erſchrecken, theils um ihn nicht eitel zu machen. Dieſe Kunſtworte merkte er ſich ſehr ſchnell, nachdem er ſich deſſen, was ſie in ſich begreifen, einigermaßen bemächtigt hatte. Es ging mit ihnen, wie mit dem: Nominativus, Pluralis, Conjunctivus etc. Ich that, als ſolle er ſie nicht

lernen. Kaum waren aber die Sachen ſein, ſo waren es die Namen ſogleich.

Neunzehnter Abſchnitt.

Geſchmacksbildung.

Ich litt in meinem Hauſe, Hofe, Garten, ꝛc. nach Möglichkeit, nichts, was nicht geſchmackvoll, und beſonders: zu einander paſſend, war. Fand ſich etwas Widerliches, ſo ſprach ich darüber als ſolches, bis es weggeſchafft werden konnte. Alle meine Zimmer waren mit einfarbigem Papier (blau, gelb, grün ꝛc.) tapezirt, ihre Felder mit freundlichen Kanten umgeben. In jedem Zimmer befand ſich nur wenig, aber ausgeſuchter, Hausrath. An allen Wänden hingen Gemälde oder Kupferſtiche, aber keins derſelben war geſchmackloß bunt, oder ſtellte einen unfreundlichen Gegenſtand vor. Unſer Hof und Garten blühte vom frühſten Frühjahr bis zum ſpäteſten Herbſte. Schneeglöckchen und Crocus machten den Anfang, und die Winteraſtern wur-

wurden gewöhnlich erſt durch den Schnee niedergedrückt, oder durch heftige Kälte zerſtört. Wir ſelbſt kleideten uns ſtets reinlich und einfach.

Nie kaufte ich etwas, welches für mein Verhältniß zu prächtig war, nie ferner ein Bilderbuch für Karln, in welchem die Bilder nicht wahr und ſchön geweſen wären. Erhielt er eins geſchenkt, womit es ſich anders verhielt, ſo gingen wir es ſcherzhaft durch, und lachten über das Unſchöne, beſonders über das Grelle der Farben. Dagegen bewunderten wir den himmliſchen Farbenſchmelz mancher Blumen und Vögel gern und oft. Waren ſie hingegen ſchreiend bunt (wie manche wirklich ſind,) ſo blieb auch dies nicht unbemerkt.

Wo wir auswärts etwas Schönes beſehen konnten, da geſchah es gewiß: Leipzig, Deſſau, Wörlitz, Potsdam, Berlin, Roſtock, Weimar, Dresden, die ſächſiſche Schweiz u. ſ. w. boten mir Gelegenheit genug dar, Karls Begriffe von Schönheit zu erweitern und zu berichtigen. Leipzig und ſeine Meſſe! — Wie viel faſſen dieſe wenigen Worte in ſich! —

Beide kannte aber Karl ſchon als ſehr kleines Kind ziemlich genau. Das Schöne von Potsdam und Berlin ſchon in ſeinem fünften Jahre, Dresden und ſeine herrlichen Umgebungen, als er eben ſechs Jahr alt war. Die dortige Bildergallerie beſuchten wir Wochenlang alle Tage. Die Mengſiſchen Abgüſſe, und die Antiken, ſo oft es möglich war, und das grüne Gewölbe zweimal. Wir erblickten ferner nie ſchöne Menſchen, Pferde, Hunde, Vögel, Häuſer, Wagen, Hausrath, Gemälde ꝛc. ohne uns gegenſeitig darauf aufmerkſam zu machen, und dafür, oder dawider zu ſprechen. Das Gegentheil bemerkten wir mit Mißmuth, bei Menſchen mit: Wehmuth. Daher mochte es wohl kommen, daß der Herr Hoffrath Böttiger Karln in ſeinem ſechsten Jahre, ſeiner Ausbildung wegen, einem zwei Jahre ältern Knaben, welcher ſchon viel gelernt hatte, bei weitem vorzog. Ich betheure hiermit, daß dies Urtheil mich zuerſt überzeugt hat, Karl ſei wirklich weiter, als die meiſten Kinder ſeines Alters. Doch ich muß noch der: Gedichte erwähnen. Schon ſehr früh lernte Karl ſie kennen, lie-

ben und beurtheilen. Wir fingen mit den einfachſten und leichteſten an, und ſtiegen allmählig bis zu den erhabenſten. Das Versmaas, der Reim, die Sprache, der Inhalt, die zarten Andeutungen, oder Beziehungen ꝛꝛ Alles dies war Gegenſtand unſrer gemeinſchaftlichen Beurtheilung. Ja, die ſchöneren lernte Karl ſchnell auswendig, wenn wir ſie ihm auf Spaziergängen, oder auf Reiſen einigemale vorſagten.

Was im Deutſchen der Fall geweſen war, trat auch im Franzöſiſchen ein, und ich verſichere, daß er aus faſt allen Sprachen, die er lernte, eine Menge ausgezeichneter Gedichte inne hatte, weil er ſie ihrer Schönheit wegen öfter geleſen und — ſich gemerkt hatte. Statt aller nenne ich nur Florian, Metaſtaſio, Virgil, Horaz und Homer. Oft hat er mich, wenn ich dringend beſchäftigt war, damit gepeinigt, daß er mir lange, aber gewiß die ſchönſten, Stellen aus Dichtern, und andern Schriftſtellern, vorlaß, oder vielmehr vortrug. Ich hörte indeß geduldig zu, um ihm ſeine Freude nicht zu verderben. Wie

würde Heyne auch ſo von ihm an Wieland geſchrieben haben, wenn Karl nicht ſchon damals in den Geiſt der Römer und Griechen zu dringen geſucht hätte! —

Zwanzigſter Abſchnitt.

Vom Auswendiglernen.

Manche haben unſern boßhaften Feinden nachgeſprochen, ich hätte meinen Sohn zum bloßen Gedächtnißhelden gemacht. Da nun aus dem bisherigen ſo ziemlich das Gegentheil für jeden Uneingenommenen hervorgeht ſo bedaure ich die vortrefflichen Männer A. G. Eberhard, Chr. Dan. Voß, beide in Halle, und Garlieb Merkel, daß ihr bekanntes ſchönes Herz ſie verleitet hat, ſolche tolle Lügen auszubreiten. Ueberzeugt, daß grade dieſe drei edlen Menſchenfreunde mehr als irgend Jemand in der Welt geneigt ſind, ihren Irrthum einzuſehen, zurückzunehmen, und wegen der mir und meinem Sohne zugefügten Kränkungen, und gewiß abſichtsloſen Ver-

läumdungen uns um Verzeihung zu bitten; halte ich es für Pflicht, durch einige Worte anzudeuten, wie es ſich mit dem „Gedächtnißheldenthume" verhält.

Karl hat auf unſer Verlangen bloß einige Gedichte auswendig gelernt. Mehr als drei mal ſo viel aus eigenem Antriebe. Die vielen franzöſiſchen, italiäniſchen u. ſ. w. nur wenn und wie er ſelbſt es wollte. Vokabeln: drei, und zwar in zwei und ſiebenzig Stunden ziemlich ſtümperhaft. Phraſes, Regeln, und wie die Mönchsgelehrſamkeit ſonſt noch heißt, keine einzige. Weiter weiß ich nichts, auch wenn ich mich noch ſo lange beſinne. Daß er aber dennoch alles Genannte vorzüglich gut inne gehabt haben müſſe, erhellt beſonders klar daraus, daß jene Biedermänner ſich gezwungen wähnten, ihn für einen „Gedächtnißhelden" auszugeben. Man kann, nebſt manchem andern, hierdurch lernen, daß auf dem veredelten Naturwege vieles im ziemlich hohen Grade zu erreichen ſteht, was doch, ſelbſt nach der Abſicht des Erziehers und Lehrers nur: untergeordnet bleiben ſollte, und bloß deshalb geachtet wurde, weil

— die Urtheilskraft freilich: Gegenſtände des Vergleichens, Unterſcheidens, Vorziehens und Zurückſetzens bei der Hand haben muß, wenn ſie ſich üben, d. h. wenn ſie geſchärft und erhöht werden ſoll. Ich danke hiermit jenen — würdigen Freunden meiner Erziehungsweiſe, daß ſie aus ganz beſonderer Güte dasjenige heraushoben und als völlig ungewöhnlich anrühmten, auf welches ich — vor Gott ſei es betheuert! — ſo gut wie gar keinen Werth legte, ſondern es nur duldete und förderte, in ſo weit ich glaubte, es nicht hindern zu dürfen. Daß ich dabei wahrlich! ſtets fürchtete, Karls Gedächtniß werde auf Koſten ſeiner Urtheilskraft gehoben werden, habe ich — ſo viel ich weiß! — oben ſchon angeführt.

Das liebenswürdige Kleeblatt hat gewiß ſelbſt viel auswendig lernen müſſen!

Einundzwanzigſter Abſchnitt.

Geſchenke, welche Karl erhielt.

Ich habe mehrmals erwähnt, daß Karl Sachen beſeſſen, oder doch als ſein Eigenthum habe gebrauchen können, welche zum Theil ziemlich koſtſpielig ſind. Ich habe von Büchern, Kupferſtichen, Landkarten, Inſtrumenten, vielleicht auch von mancherlei Sammlungen, z. B. Mineralien u. ſ. w. geſprochen, als hätte er dies alles hinreichend gehabt. Und — ich kann nicht läugnen, daß dem wirklich ſo iſt. Vieles davon habe ich ihm angeſchafft, und deshalb oft bedeutende Summen nicht angeſehen.

Manches hat Karl ſich ſelbſt gekauft, von ſeinen Belohnungen, von Weihnachts- und andern außerordentlichen Geſchenken. Aber — ſehr viel! vielleicht das meiſte iſt ihm geſchenkt worden. Schon in ſeinen frühſten Jahren fing dies an. Kaum bemerkte man ſeine ungewöhnliche Herzensgüte und ſeine Aufmerkſamkeit auf alles, ſo liebte und beſchenkte man ihn ſchon. Mit ſeiner größeren Ausbildung, mit ſeinen erweiterten Kennt-

niſſen nahm dies zu, und ich verſichere voll inniger Dankbarkeit, daß nicht bloß reiche, oder vermögende, nein! daß ſelbſt ärmere, daß namentlich mehrere Künſtler und Kunſthändler mir höchſt freundlich zu Hülfe gekommen ſind.

Karl erhielt Unterricht in mechaniſchen Arbeiten, und kaufte vortreffliche Inſtrumente aller Art ſehr billig bei dem Herrn Mechanikus Apel; Herr Kantor Stuhl unterrichtete ihn aus Güte im Klavierſpielen; Herr Geisler verſorgte ſein mineralogiſches Kabinett mit den ſeltenſten Sachen um einen möglichſt geringen Preis; Herr Elſter lehrte, aus Freundſchaft, ihn zeichnen; Herr Bleßmann unterrichtete ihn, mit wahrhaft väterlicher Liebe, im Tanzen; Herr Knauer ging ihm liebevoll zur Hand bei ſeinen vielen phyſikaliſchen und chemiſchen Verſuchen, und Herr Fiſcher verſorgte ihn, wie den reichſten, mit botaniſchen Pflanzen und Blumen.

Ich kann nicht alle nennen, die es eben ſo gut mit ihm meinten. Aber ich danke hiermit allen, beſonders allen Profeſſoren, deren Kollegia er beſucht hat, in ſeiner und meiner

Seele noch einmal aufs innigſte; denn ich geſtehe gern, daß ohne ihre freundliche Beihülfe manches für mich unmöglich geweſen wäre, was doch jetzt, zu Karls großem Nutzen, glücklich ausgeführt worden iſt. Wenn ich indeß auch hierauf nicht ſehen will, weil ein Reicherer meinen möchte: Das alles kann ich ja für mein Geld haben! ſo iſt doch wenigſtens nicht zu läugnen, daß eine Menge Bücher, welche ihm von den ausgezeichnetſten Perſonen in Deutſchland mit höchſt ehren- und liebevollen Inſchriften geſchenkt worden ſind, zu dem: Unbezahlbaren gehören, welches meinem Sohne ſelbſt dann noch im höchſten Grade werth ſein müßte, wenn er Herr von Millionen würde.

Ich will nur einige der hier befindlichen anführen! Die meiſten liegen, nebſt meiner ganzen Bibliothek, in Leipzig eingepackt.

H. Prof. Cäſar ſchenkte ihm, als er acht und drei viertel Jahr alt war, das griechiſche Elementarbuch von Jacobs, mit der Inſchrift: Quam felix puer est, virtus in quo anteit annos!

Illum omnes meritis certatim laudibus ornant,
Et spectant cupide, et ſelicia cuncta precantur.

(Nach Cäſars Ueberſetzung in einem öffentlichen Blatte: Wie glücklich iſt der Knabe, deſſen Jahren Weisheit und Tugend zuvoreilt! Ihm zollen alle wetteifernd die wohlverdienten Lobſprüche! Auf ihn heften ſie begierig ihre Augen, und von allen Seiten ſtrömen Segenswünſche ihm zu.)

Heyne ein Jahr ſpäter ſeinen Virgil mit der Inſchrift: Macte nova virtute puer! (O, Du mit noch völlig unbekannter Kraft begabter Knabe!)

Blumenbach ſeine Naturgeſchichte mit den Worten; Dem hoffnungsvollen und liebenswürdigen Karl Witte geſchenkt vom Verfaſſer.

Der vielſeitig verehrungswürdige Oſiander den Wolfiſchen Homer mit den Worten: Carolo Witte, Lochaviensi, caro optimi ingenii et cordis puero, diligenti bonarum litterarum cultori in Universitate Georgia-Augusta, amico suo, sub ſinem anni 1810, hunc, quem amat Homerum, dono offert F. B. Osiander, Prof. Med. (Dem lieben

Knaben von vorzüglichem Geiſte und Herzen, Karl Witte, von Lochau, der in Göttingen den Wiſſenſchaften obliegt, ſeinem Freunde, ſchenkt F. B. Oſiander (Profeſſor der Medizin) im Jahre 1810 den Homer, weil Witte denſelben ſo innig liebt.)

Der Amtmann Weſtfeld in Wehnde bei Göttingen, gelehrter (und beſonders hellerſehend und zarterfühlend) als ſo viele Gelehrte von Profeſſion, Mitglied der Göttinger und mehrerer gelehrten Geſellſchaften, ſchenkte ihm die ſämmtlichen Scriptores rei rusticae in vier Bänden mit folgender Inſchrift: Qui miro et incredibili plane successu humaniorum litterarum studia prosequitur, ne hoc, et Virgilio suo valde gratum, penitus praetereat, Wittenium, in majores quotidie spes adolescentem admonet C. I. G. Westfeld. (Den jungen Witte, der mit wunderbaren, ja wirklich unglaublichen Fortſchritten das Studium der alten Sprachen betreibt, und täglich zu ſchöneren Hoffnungen emporwächſt, erinnert C. J. G. Weſtfeld durch dies Geſchenk daran, den Landbau, der ja auch ſeinem

(Wittens) Virgil ſo werth war, nicht unbeachtet zu laſſen.)

Mayer ſchenkte ihm (außer mehreren andern Sachen) ſeine Stereometrie und ſeine Naturlehre mit den Worten: Seinem fleißigen, geſchickten und talentvollen Zuhörer, Herrn Karl Witte, an ſeinem zwölften Geburtstage zum freundſchaftlichen Andenken vom Verfaſſer.

Heeren, der ihn ſehr liebte, ermunterte ihn oft durch Geſchenke. Das letzte derſelben war Heynens Leben mit der Inſchrift: Iuveni egregiae spei, Carolo Witte, hanc Heynii vitam, ut exemplum quod imitetur sibi propositum habeat, memoriam sui commendaturus d. d. d. auctor. Gottingae, d. 4. April MDCCCXIV. (Dem Jünglinge, der ausgezeichnet viel verſpricht, Karl Witte, ſchenkt dies Leben Heynens, zu einem Muſter der Nachahmung, der Verfaſſer deſſelben, und empfiehlt ſich zugleich ſeinem Andenken.)

Seine Sammlungen aller Art ſind: ähnliche Stammbücher, in welche die größten Männer Deutſchlands ſich voll Güte einge-

zeichnet haben. Leonhard, Blumenbach, Hausmann, Ullmann, Emmerling und ſo viele Andre, haben ſeine mineralogiſche Sammlung mit ſehr ſeltenen Sachen bereichert.

Zweiundzwanzigſter Abſchnitt.

Köaperliche Gefahren meines Sohnes.

Trotz aller unſrer Sorgfalt iſt er doch in allerlei Gefahren gerathen, die ihn uns hätten rauben, oder gar lebenslang ſehr unglücklich machen können. Aber Gott hat ihn ſtets gnädig geſchützt. Mehrere derſelben habe ich ſchon angeführt, hier noch fünf andre.

Als er drei und ein halb Jahr alt, und ich verreiſt war, fand er einſt, im Frühjahr, die Thür zu dem hintern Garten, (in welchem ſich ein Teich befand,) offen. Er geht hinein, um Waſſer für ſein Blumenbeet zu ſchöpfen. Die Braunkohlenaſche aber, welche wir, um den Teich allmählig auszufüllen, am Ufer derſelben aufſchütten ließen, weicht unter ſeinen Füßen, und er ſinkt bis über den

Kopf ins Waſſer. Der Teich war grade ſehr voll, weil eine Ueberſchwemmung geweſen war. Nichts deſto weniger kommt er wieder heraus, und tritt mit den triefenden Kleidern zur Mutter ins Zimmer. Dieſe erſchrickt, fragt, Karl erzählt, und ſchließt mit den Worten: „Als ich wieder heraus war, ſprach ich einige Worte, um zu wiſſen, ob ich auch noch lebte.“ ſo daß meine Frau, bei aller Angſt, lachen mußte. Er wurde trocken angezogen, ins Bette gelegt, trank einige Taſſen Thee, und fühlte nichts weiter.

In ſeinem fünften Jahre war ich mit ihm in Roſtock. Er ſah dem Kegelſchieben in der Nähe des Auffeſetzers zu. Einer ſeiner kleinen Freunde war über die Bahn nach der andern Seite gelaufen, und rief ihn. Karl folgt; aber in demſelben Augenblicke kommt die Kugel, und — trifft ihn grade am Knöchel. Hätte er nicht äußerſt reine Säfte gehabt, ſo mußte er ſehr unglücklich werden. Jetzt ging es damit ab, daß er einige Tage gar nicht, und noch einige nur mit Beſchwerde ausgehen konnte.

In ſeinem ſechsten Jahre fütterte er in Dresden, im großen Garten, einen Pfauhahn mit Semmel. Der Pfau kam immer näher. Karl freute ſich, mit mir, darüber. Auf einmal flog aber das boßhafte Thier empor, und kratzte Karln grade ins Auge. Da dieſer mit einem Schrei die Hand vor das Auge hielt, und ich das Blut rinnen ſah, ſo war meine Angſt entſetzlich. Aber die gütige Vorſicht hatte das Kind beſchützt. Die Klaue war zwar mitten über dem Auge in die Augenbraue eingehakt, hatte durch das Auge fahren ſollen, war aber rings herum, an den Knochen hin geglitten, und erſt unten wieder grade da eingeſetzt, wo oben der Anfang war. Der Riß ging bis tief in die Backe hinab. Jetzt erfuhren wir — zu ſpät! — von dem Gärtner oder Wächter, daß der Pfau Kinder anzufallen pflege, weil er oft von ihnen geneckt werde. Unverzeihlich, daß man ihn umherlaufen ließ!

Karl ging ſo ausgezeichnet fertig und ſicher auf Stelzen, daß er faſt alle Stelzen-Kunſtſtücke leicht machen konnte. z. B. Trep-

pen auf- und abgehen, frei ſtille ſtehen, laufen u. ſ. w.

Bei dem Prediger M. in A. geht er, ohne ein Kunſtſtück zu machen, hat aber das Unglück, daß der Fußboden (unter dem tiefen Kothe) ſehr ungrade iſt. Die eine Stelze gleitet von einem hohen Steine ab; Karl fällt, und ſein Körper drückt den rechten Arm zwiſchen zwei emporſtehenden Steinen ſo heftig hinab, daß der Arm völlig krumm gebogen war. Wie leicht hätte er zerbrechen können! — Reiben mit Opodeldoc und leiſes Biegen ꝛc. ſtellte ihn jedoch ſchnell wieder völlig her.

In E. gab die Familie des Herrn K. F. einſt ein Feuerwerk. Wir ſahen alle zu, und Karl hielt ſich nahe bei uns. Da ſagt einer ſeiner Freunde, der eine Tute mit dem feinſten Pulver, zum anzünden, trägt: Halte das einmal! Karl nimmt es hin, aber — ein nahes Feuerrad, das in dem Augenblick angeſteckt wird, ſprüht Funken in die offene Tute und ſein ganzes Geſicht wird verbrannt. Augenwimpern, Augenbrauen, die vorderen Kopfhaare, alles war rein weg. Es iſt unbegreif-

lich

lich, daß ſeine Augen nicht dadurch litten, noch auch Pulverkörner ſich in die Haut ſetz- ten.

Wie könnte ich dieſen Abſchnitt ſchließen, ohne ſeinem höheren Beſchützer innigſt für die vielfache Rettung zu danken! —

Dreiundzwanzigſter Abſchnitt.

Karl entwächſt dem Unterricht eines Einzigen.

Karl war jetzt ſieben und ein halbes Jahr alt. Seine Kenntniſſe fielen daher dem Verſtändigen ſehr auf. Einer erzählte dem andern davon. Man bat ſich's aus, ihn zu prüfen, und ich erlaubte es. Der oben erwähnte K. v. S. in Merſeburg gehörte zu ihnen, und wurde ſchnell Karls väterlicher Freund. Alles, was er vermochte, Karln zu belehren, — denn, das hieß: ihm Freude machen! — that er, mit rührendem Eifer. Sogar die ſeltenſten Weine ſeines Kellers achtete er nicht zu hoch, ſie Karln koſten zu laſſen, damit er doch einen Begriff davon habe. Seine herr-

liche Bibliothek, Kupferwerke, Inſtrumente, das alles durfte Karl als das ſeinige gebrauchen. So oft wir beide (der Sternkunde wegen) die Nacht bei ihm zubringen mußten, bat er einige vorzüglich gebildete Männer zu ſich. Hierdurch lernten mehrere Schullehrer Karln näher kennen. Herr T. L. bat es ſich aus, daß er das Kind vor ſeinen Sekundanern prüfen dürfe, zur Nacheiferung für dieſe. Ich weigerte mich lange. Endlich willigte ich unter folgenden Bedingungen ein: 1) Karl dürfe nichts von der Prüfung ahnen; deshalb ſolle 2) L. mich am andern Tage abholen, unter dem Vorwande, ich möge ſeine Schüler beurtheilen; dann würde ich Karln mitgehn laſſen. 3) Die Schüler dürften keinen Beifall ausſprechen. 4) Wir würden uns auf eine hintere Bank ſetzen, und zuhören. Man möge uns dann ein Buch reichen u. ſ. w. Das alles wurde verſprochen und gehalten.

Einige Wochen darauf erſchien im Hamburger Korreſpondenten folgende Anzeige. Sie hat über den ganzen nachherigen Lebensgang meines Sohnes entſchieden, und iſt des-

halb für jeden Denkenden in hohem Grade merkwürdig. Der Einſender iſt nie bekannt geworden. Ich glaube aber, daß der Edle jetzt ſchon in einer beſſern Welt für ſeine ſchöne Abſicht belohnt iſt.

Merſeburg den 10. Mai 1808.

Vor einigen Tagen fiel hier etwas für die Pädagogik höchſt Merkwürdiges vor. Ein trefflicher Schullehrer unſers Orts, der Herr Tertius Landvogt brachte nämlich, zur Nacheiferung ſeiner Schüler, ein kleines Kind von ſieben Jahren zehn Monaten mit in die Schule. Es hörte der vorſeienden griechiſchen Lektion mit Aufmerkſamkeit zu, dann bat es der Herr T. L. (der es am Tage zuvor bei dem hieſigen ſehr humanen und unterrichteten Kammerherrn, Herrn von Seckendorf, kennen gelernt und ſeine Kräfte in Gegenwart mehrerer bedeutenden Männer dort ſchon geprüft hatte) weiter fortfahren. Zum Erſtaunen aller Schüler laß und überſetzte es ſogleich das ihm ganz fremde, vorſeiende, Stück aus dem Plutarch, und beantwortete mehrere analytiſche Fragen zur völligen Zufriedenheit.

Jetzt gab man ihm den Julius Cäſar hin, und es überſetzte da weiter, wo die Schüler ſtehen geblieben waren. Auch bei dieſer Lektion wurde es in der Analyſe geprüft und beſtand ſehr gut. Sodann überſetzte es aus einem vom Herrn T. dazu mitgebrachten, völlig unbekannten, italiäniſchen Buche und unterhielt ſich mit ſeinem Vater in dieſer Sprache. Da kein franzöſiſches Buch bei der Hand war, ſo ſprach der Herr T. franzöſiſch mit ihm, und es antwortete ſo ſchnell, als ob es deutſch wäre. Endlich bemerkte es an der Wand eine Karte von Altgriechenland, und bat um die Erlaubniß, ſie näher beſehen zu dürfen. Nun führte es die vorzüglichſten Städte und Gegenden von Griechenland an, und erzählte von ihnen und mehreren ihrer großen Männer. Als Sinope erwähnt wurde, ſagte es ſogleich: Das iſt hier nicht, das müſſen wir dort, (es wies auf eine andre alte Karte an einer andern Wand,) am Pontus Euxinus ſuchen. Die Schüler trugen das Kind dorthin und es zeigte augenblicklich Sinope, und erzählte vom Diogenes. Noch nannte es mehrere alte Namen von Städten

und Gegenden, und führte zugleich die neueren davon an. Zuletzt rechnete es einige Regel de tri-Exempel aus dem Kopfe.

Die Hauptſache hierbei iſt die kraftvolle Geſundheit und Lebendigkeit, die zarte Kindlichkeit und Beſcheidenheit des Kindes, das gar nicht zu wiſſen ſcheint, wie ſehr es der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung iſt.

Sein Vater iſt der, im Erziehungsfache bekannte, Prediger in Lochau, Dr. Karl Witte, der ſich leider nur allzu wenig über die ganz einzige Methode auslăßt, *) nach welcher er dies Wunderkind, das von den Heinekens und Baratiers, die theils am Körper, theils am Herzen verdorben waren, weit abweicht, ſo unbeſchreiblich glücklich erzogen und gebildet hat.

---

*) Dieſer Vorwurf trifft mich nicht; denn ich war damals wohl mit Recht ăngſtlich, etwas anzupreiſen, was mir ſelbſt, zum großen Theil nur im Geiſte — noch nicht durch die Ausführung! — als richtig erſchien.

Dieſe Nachricht verbreitete ſich ſchnell in alle Zeitungen und überraſchte allgemein. Jeder las ſie; jeder fragte: Iſt das wahr? Kann das wahr ſein? — Viele (vernünftige) Zweifler beſuchten mich; andre luden mich zu ſich ein. Sie ſämmtlich prüften Karln mißtrauiſch. Jeder verließ uns aber mit der Ueberzeugung: Der Knabe leiſtet mehr noch, als in den Zeitungen ſteht. Nur eitle Neider in der Nähe und Ferne urtheilten, ohne ihn ſehen zu wollen, ab, es ſei nicht wahr, denn es könne nicht wahr ſein! Solche Leute warten gern ſo lange, bis ſie wiſſen, woher der politiſche Wind weht! Auf dieſe Art ſchwimmen ſie unter allen Umſtänden oben; und haben den Vortheil, daß Niemand das beſtreiten kann, was ſie am Ende verſichern. — Gott behüte uns vor ſo engherzigen Erziehern! Sie würden das Ungewöhnliche gewiß möglichſt niederhalten, und uns zwar: kluge, nicht aber edelmüthige, Zöglinge liefern. Männer dagegen, die nicht bloß oben abſchöpfen, was das Jahrzehend giebt, ſondern mit eigenem Geiſte tiefer eingehen, handelten anders. Sie verlangten das Kind

zu ſehen, und ich wehrte es ihnen nicht. Herr Hofrath Schütz, Herr Profeſſor Tieftrunk und Herr Dr. Knapp gehörten zu dieſen. Alle drei waren äußerſt zufrieden mit Karln, beſchenkten ihn liebevoll, und Knapp insbeſondre verſicherte, das fertige und gute Lateinſprechen des Knaben in dem Alter ſetze ihn in Erſtaunen. Zugleich machten ſie und andre, mich auf den Herrn Dr. Niemeier aufmerkſam, weil ſein Einfluß bekanntlich am Weſtphäliſchen Hofe ſehr groß war. Er könne, hieß es, entſcheidend für das Glück des Knaben wirken, weil er den König und die Königinn, in Halle als ihr Wirth, der es an nichts fehlen ließ; und am Hofe ſelbſt, zur Zeit der Ständeverſammlung, durch ſein Benehmen gewonnen habe.

Ich hatte dies längſt eingeſehen, und ihn deshalb ſchon gebeten, Karln zu prüfen, aber er ſchlug es mir ab. Jetzt verſprach ich, noch einmal zu ihm zu gehen, und that es; aber wieder vergebens! Ich meldete es Karls väterlichen Freunden, und erhielt einige Tage nachher von dem Herrn Profeſſor Tieftrunk,

(den ich erſt ſeit kurzem kannte,) folgenden Brief:

Würdigſter Herr Doktor!

Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen an die Stunde, wo ich mich ſelbſt von dem überzeugte, was ich ſchon hin und wieder von Andern gehört hatte; ich meine die ſeltene Erſcheinung eines Kindes von der Art, deſſen Vater und Erzieher zu ſein Sie die angenehme und zugleich auch ſchwere Pflicht auf ſich haben. Mir iſt kein Beiſpiel aus der Geſchichte, noch weniger aus meiner eignen Erfahrung, bekannt, wo ein Kind von ſolchem Alter ſolche Fortſchritte gemacht hätte; wenigſtens zweifle ich, daß Heinike und Baratier im gleichen Alter weiter gekommen wären. Ein in der Regel talentvoller Jüngling würde ſeine, ſelbſt ſtrengen, Prüfer befriedigen, wenn er ſo viel Sprach- und Sachkenntniſſe in ſeinem achtzehnten Jahre zeigte, als dieſes Kind in ſeinem ſiebenten oder achten Jahre zeigt. Noch mehr wie dieſes ſetzt mich aber die Reife des Urtheils und die Unſchuld des Herzens deſſelben in Verwunderung; und wenn ſeine natürliche Frühreifung den

Pädagogen ein Problem iſt, ſo iſt ſeine moraliſche Unverdorbenheit eine ſtarke faktiſche Inſtanz gegen den Artikel von der Erbſünde. — Bis dahin halte ich auch ſeine körperliche Konſtitution für noch völlig unangefochten.

Allein wenn ſolche Erſcheinungen ſelten ſind, ſo iſt diejenige noch weit ſeltener, daß Kinder dieſer Art ein bedeutendes Alter erreichten. In der Regel welkt die üppig treibende Pflanze auch frühzeitig dahin, und nur die langſam wachſende Eiche trotzt Jahrhunderten. Nach meiner Meinung iſt die Humanität (dies Wort im ganzen Sinne genommen) nur ein Fremdling auf Erden. Ihr Keim in der thieriſchen Hülle iſt zugleich der nagende Wurm, und je früher ſich jener entwickelt, deſto früher bringt er auch ſeiner Hülle den Tod. Der vollkommene Menſch verträgt ſich nicht mit der Thierheit; dieſe muß hinwelken, damit jener frei werde.

Bis dahin, lieber Herr Prediger! iſt die Angelegenheit mit Ihrem Kinde nach Wunſch, ja, über Wunſch! gegangen. Aber die Gefahren wachſen mit den Jahren, und Sie fin-

den ſich immer mehr aus dem gewöhnlichen Gleiſe der Pädagogik herausgeworfen. Was der Erzieher ſonſt will, haben Sie nicht nöthig. In der Regel will der Pädagog die Menſchheit aus der Thierheit hervorlocken, und die Geburtsamme der Geiſtigkeit werden. Hier iſt es umgekehrt. Der Menſch eilt ſchon dem Thiere zuvor, der Jüngling dem Kinde, der Geiſt ſeiner Hülle. Sie haben nur dahin zu ſehen, daß die Hülle nicht untergehe, und die ſchöne Frucht nicht einem Meteore gleiche, welches im Aufleuchten auch ſchon wieder verlöſcht; kurz, Ihr Kind macht den Mann; Machen Sie das Kind für daſſelbe und berückſichtigen Sie für ihn die Anſprüche der körperlichen Natur!

Hiermit erkenne ich die große Schwierigkeit Ihrer Pflicht an. Mit jedem Monate wird ſie größer; denn in ſolchen Kindern eilt der Keim der Menſchheit in ſich ſelbſt beſchleunigender Progreſſion vorwärts, und in demſelben Verhältniſſe treten die Anſprüche der Körperlichkeit und Animalität zurück. Ich ſehe, die Sache iſt ſchwer, doch iſt ſie nicht verzweifelt. Süßer kann

keine Pflicht, leichter keine Schwierigkeit ſein, als grade dieſe. Thürmt ſich die Gefahr, contra audentior ito! — Wo keine Bahn iſt, da muß man ſie machen! —

Was Sie hier thun, das thun Sie ſich als Vater, deſſen Herz aus der Säure der Sorgen den Honig der Belohnung ſaugt; das thun Sie einem Kinde, deſſen natürliche und moraliſche Eminenz ein Kleinod iſt; das thun Sie endlich der Menſchheit, die einen ſo ſeltenen Keim Ihrem Kopfe und Ihrem Herzen anvertraute.

Mir geht alles ab, was ich wünſchte, daß derjenige haben möchte, der Ihnen bei Ihrer Obliegenheit zur Seite, und wo möglich, vorangehen könnte. Sie brauchen Rath, Sie brauchen Hülfe! — Bald wird alles, was Sie Ihrem Kinde thun können, zu wenig, zu enge, zu langſam ſein. Für dieſes Kind giebt es keine Schulen und keine Akademien, denn wir haben keine Anſtalten, wo es Hauptzweck wäre, die voreilende Mannheit unter den Schranken der Kindheit zu halten. Ich verſtehe nur das Problem; die Auflöſung

aber überſteigt meine Kenntniſſe und mein Vermögen.

Dennoch weiß ich eins: Suchen Sie ſich einen Mann, der ein bewährter praktiſcher und theoretiſcher Pädagog iſt, der Sinn für Humanität, und für die Rechte derſelben hat; der vermögend iſt, für Sie und Ihr Kind durch ſeine Verhältniſſe zu wirken, und der auch den Willen hat, dies zu thun! Ich weiß Ihnen in allen dieſen Hinſichten keinen andern vorzuſchlagen, als den Herrn Kanzler Niemeyer. Stellen Sie dieſem Ihr Kind, und Ihre ganze Lage mit demſelben vor! Stellen Sie es ſeiner pädagogiſchen, politiſchen und kosmopolitiſchen Ueberlegung anheim, was Sie zu thun, und was Sie zu laſſen hätten! Ich zweifle nicht, daß er Ihnen rathen, und daß ſein Rath in aller Hinſicht wohl bedacht und gediegen ſein werde. Und zu allem dieſen werden Sie auch noch den beſten Willen bei ihm finden.

Ja, ich mache Ihnen dieſes im Namen der Humanität zur Pflicht. Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt fragen wird: Was hatte dieſes Kind für ei-

nen Vater? Was that er für daſſelbe? Wer nahm ſich des Kindes an? Wie verfuhr man zu Gunſten einer Pflanze, welche die Natur einzig, gleichſam zur Probe für das Zeitalter, erſcheinen ließ? Reinigen Sie alſo Ihr Herz.

Im übrigen vertrauen Sie der Natur! Es iſt freilich möglich, daß dieſe Pflanze früh verwelkt; es iſt möglich, daß die Reifung der Menſchheit in ihr ſtockt und Halt macht; es iſt aber auch möglich, daß Körper- und Geiſteskraft gleichmäßig aushalten, und daß etwas Großes für die Zukunft gedeiht.

Sorgen Sie vor allen Dingen ferner dahin, daß Ihr Sprößling bei allen ſeinen Talenten in der Kindlichkeit, und bei allen unbedachtſamen Schmeicheleien in ſeiner Unſchuld erhalten werde! Die Erziehung desſelben ſei mehr negativ als poſitiv; denn in ihm bricht ſich die Natur ihre Bahn ſelbſt.

Ihr u. ſ. w. J. H. Tieftrunk.

Halle, den 20. Nov. 1808.

Schnell durchſchaute ich ſeine edle Abſicht, fragte ihn aber dennoch zuvor, ob er es mir erlaube, dieſen Brief an den Herrn Dr. Niemeier zu ſchicken. Er willigte gern ein, und ich that es. Mein eigenes Schreiben enthielt eine Bitte um Entſchuldigung, daß ich zum dritten Male es wage, ihn um eine Prüfung meines Sohnes zu erſuchen. Er ſehe ſelbſt, man mache es mir zur Gewiſſensſache ꝛc. Ich erhielt zur Antwort: Die Prüfung ſei jetzt noch weniger nöthig, da Herr Prof. Tieftrunk, als geachteter (ehemaliger) Schulmann, für die Kenntniſſe meines Sohnes ſpreche. Auch könne er mir in Kaſſel (zu einer zeitweiligen Verſetzung als Prediger in eine große oder Univerſitätsſtadt; denn, weiter wollte ich nichts! wie meine Eingaben beweiſen.) nichts nützen, weil ſein Einfluß dort nur unbedeutend ſei.

Es traf ſich ſonderbar, daß bald nachher, durch einen Gewaltſtreich von Kaſſel her, die ſämmtlichen Halliſchen, gelehrten Schulen mit dem Waiſenhauſe vereinigt, und dem Herrn Dr. Niemeier untergeordnet wurden. Seinen ſehr großen Einfluß auf die Univerſität kann-

te Jedermann. Um dieſelbe Zeit wünſchten verſchiedene Inſpektoren und Lehrer des Waiſenhauſes, Karln zu prüfen. Ich erlaubte es, wenn ich gleich bei mehreren deutlich bemerkte, daß Mistrauen, nicht Wunſch ſich zu überzeugen, zum Grunde liege. Sie wollten den „Betrug" entlarven, und dann wäre die Mine angezündet worden. Aber — ſie bemühten ſich alle vergebens. Einer der angeſehenſten, Herr Inſpektor B. hatte Karln ſchon zweimal geprüft, bat es ſich aber doch wieder aus. Ich wollte es daher ablehnen. Da ließ er merken, „ei! er wundre ſich," u. ſ. w. Sogleich gab ich nach, und — er brachte einen lateiniſchen (Juriſten glaube ich) aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert und ließ meinen Sohn darin eine bezeichnete Stelle der Vorrede überſetzen. Kaum laß ſie Karl (mit Ausdruck) vor, ſo ſahe B. mich an, als wollte er ſagen: Herr, Sie verſtehen Satanskünſte! — Das Kind überſetzte die Stelle ſo vortrefflich, daß B. in die Worte ausbrach: Nein, das iſt mir zu arg! Dieſe Stelle kann er doch nicht auswendig gelernt haben! Aber, antwortete ich, wer ſagt denn, daß er das aus-

wendig wiſſe, was er überſetzt. Er. (verlegen.) I nun, es ſagen's Viele! — — Ich verſchonte ihn mit allem weiteren Eindringen.

Die Abneigung des Herrn Kanzler Niemeier gegen dieſe gute Sache hat ihr unglaublich geſchadet. Eine Menge ſchiefer Urtheile, Verdrehungen der Wahrheit, und Verläumdungen von Halle her, verdanken ihr Erſcheinen der Neigung', ihm gefällig zu werden. Andre wären nicht erſchienen, wenn er nach der Sache — wenigſtens gefragt hätte. Der weitere Beweis hiervon iſt für diejenigen, welche die dortigen Verhältniſſe kennen, wohl unnöthig. Ich kann ihn aber führen.

Dann begegnete mir einſt der Herr Hofrath Schütz, machte mich aufmerkſam darauf, daß Manche die Anzeige im H. Korreſp. für unwahr erklärten, und bot mir, namentlich gegen einen albernen däniſchen Gelehrten, ſehr gütig die A. Litt. Zeitung an, um darauf zu antworten. Meinem Grundſatze treu, Unverſtändige zu verachten, Eitle und Hochmüthige zu verlachen, Schlechte aber zu bedauern, lehnte ich ſein freundliches Anerbieten rund ab, dankte ihm jedoch innigſt dafür.

Ei-

Einige Wochen darauf erinnerte er mich noch einmal; aber ich blieb bei dem Geſagten. Jetzt entſchloß er ſich dazu, ſelbſt darüber zu ſprechen, verlangte aber, meinen Sohn vorher noch einmal prüfen zu dürfen. Daß dieſe Prüfung ſehr ſtrenge ſein werde, begriff ich zuvor, ich ſchickte ihm alſo alle Bücher, welche Karl je in fremden Sprachen geleſen hatte, und bat ihn, daraus zu wählen. Er hatte ſie aber nicht berührt, ſondern ganz andre, nnd viel ſchwierigere, zurecht gelegt. Mich verwies er in eine entfernte Ecke des Zimmers und Karl mußte mir den Rücken zukehren. Voll der innigſten Liebe küßte er Karln bei und nach der Prüfung; ſchenkte ihm die drei Bände des Cours de Langue *française* von Lamotte, und ſchickte mir eine Stunde nachher ein ganz vorzügliches lateiniſches Zeugniß zu.

Des Raumes wegen gebe ich hier nur dasjenige, was er im Februarheft ſeiner A. Litt. Zeitung 1809. No. 45. abdrucken ließ:

Vermiſchte Nachrichten.

Herr Prediger Witte zu Lochau bei Halle, dem die hieſige philoſophiſche Facultät, be-

ſonders wegen ſeiner pädagogiſchen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, die Doktorwürde ertheilte, hat an ſeinem einzigen, dermalen achtjährigen, Sohne ein intereſſantes pädagogiſches Experiment zu machen angefangen, worüber ich mich hier zu erklären aus folgendem Grunde veranlaßt werde. Vor einiger Zeit ſtand in einem öffentlichen Blatte eine Nachricht über eine in einer benachbarten Stadt mit dem achtjährigen Knaben Witte vor vielen Zeugen angeſtellte Prüfung; ein däniſches Blatt hatte dieſe Nachricht für einen Beweis deutſcher Windbeutelei ausgegeben, und dieſes Urtheil war wieder in irgend einem unſrer deutſchen Tagesblätter ohne alle Misbilligung angeführt. Ich finde mich daher verpflichtet, hierdurch zur Berichtigung jenes ganz unbefugten Urtheils eines mir unbekannten Dänen anzuführen, daß ich beſagten Sohn des Herrn Prediger Dr. Witte zu Lochau unlängſt ſelbſt examinirt, und befunden habe, daß er im Lateiniſchen, Griechiſchen, Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen eine für das Alter von acht Jahren wirklich bewundernswerthe Fertigkeit erhalten hat, ungeachtet er

von ſeinem Vater erſt ſeit ungefähr drei Jahren unterrichtet worden; daß er dabei in richtiger Deklamation geübt iſt, und daneben noch mehrere Sachkenntniſſe erlangt hat, als man bei Kindern dieſes Alters, wenn ſie auch ſonſt nicht übel unterrichtet waren, antrifft. Dabei iſt dieſer Knabe nicht zum Nachtheil ſeines Körpers übertrieben worden, ſondern beſitzt eine vollkommne Geſundheit und kindliche Munterkeit. Daher denn ſehr zu wünſchen iſt, daß Herr Prediger Witte durch eine Anſtellung in einer Haupt- oder Univerſitätsſtadt in den Stand geſetzt werde, die Erziehung und den Unterricht ſeines Sohnes mit Benutzung der in ſolchen Städten zu findenden Hülfsmittel fortzuſetzen, oder daß ihm eine anderweitige Unterſtützung widerfahren möge, um in beſſern Lokalverhältniſſen, als ſeine dermaligen ſind, nach ſeiner bisher ſo glücklich erprobten Methode zur fernern Ausbildung ſeines hoffnungsvollen Sohnes mitzuwirken; da mit Recht zu hoffen ſteht, daß einſt eine beglaubigte Erzählung von der Praxis ſeines Unterrichts für die Theorie

ſelbſt ſehr intereſſant ſein und zu glücklicher Nachahmung Anlaß geben würde.

Halle den 2. Feb. 1809. C. G. Schütz.

Herr Prof. Tieftrunk ließ dies Urtheil im neunten Stücke der Halliſchen Zeitung von 1809 mit dem Beiſatze abdrucken, daß Schütz wohl vor allem aus der Mann ſei, deſſen Zeugniß hier gelten müſſe. Am Ende fügte er noch die Worte hinzu:

Dieſem Urtheile des Herrn P. Schütz trete ich um ſo mehr bei, da auch ich mich von der Wahrheit deſſelben durch eigne Prüfung vollkommen überzeugt habe. Wie ſollte man nun auch nicht wünſchen, daß es dem Vater, der die glücklichen Anlagen ſeines Kindes bis dahin ſo glücklich leitete und bildete, durch den Beitritt philantropiſcher Gönner möglich gemacht würde, ſein mit ſo ungewöhnlicher Kraft und Ausdauer angefangenes Erziehungswerk nach den ihm vorſchwebenden gereiften und gemeſſenen Ideen zu vollenden. J. H. Tieftrunk, Prof. d. Philoſ.

Läugnen konnte man nun nicht mehr; aber — glauben wollte man nicht. Es wurde alſo, beſonders in Halle, heimlich ausge-

ſtreut, etwas ſei wohl daran! aber — Spiegelfechterei ꝛc. N. B. Die dieſes ausſtreuten, hatten meinen Sohn nie geſprochen. Welchen Werth folglich ihr Urtheil hatte, ergiebt ſich von ſelbſt. Geſchadet hat es jedoch ſehr, denn — man mußte es ja vertheidigen folglich uns verläumden, und dies drückte den Vater wie den Sohn noch nach vielen Jahren; Verläumdung rollt ſich, wie ein Schneeball, immer größer.

Inzwiſchen fragte mich Herr Buchhändler Baumgärtner (jetzt Preuß. Gen. Konſul) in Leipzig einmal im Konzerte: Ob ich derſelbe ſei ꝛc.? Ob ich mich denn fürchte, meinen Sohn den Leipziger Gelehrten zuzuführen? Dann betrachtete er Karln, der in der Nähe ſaß, mit Erſtaunen, und hielt es für unmöglich, daß das, was er geleſen, auf dies rothbäckige Kind paſſen könne. Endlich bat er mich mit Karln auf morgen um eilf Uhr zu ſich. Kaum hatte er meinen Sohn nur ein wenig geprüft, ſo rief er lebhaft aus: Wir müſſen zum Magiſter Bergk gehen! der ſoll ihn prüfen! Dieſer führte Karln, von den unbedeutendſten Fragen an ſo tief in das

Innere der Gelehrſamkeit, daß mein Sohn es kaum merkte, Bergk aber genau wußte, wie weit und wie tief er ausgebildet ſei. Seine Anzeige darüber im Muſ. d. Wundervollen iſt bekannt. Hier nur folgende Worte daraus:

„In der Geographie und Naturgeſchichte beſitzt er anſehnliche Kenntniſſe; beſonders in der Geographie des alten Roms und Griechenlands. Auf der Karte von Spanien fand er mit bewundernswürdiger Schnelligkeit jede Stadt, nach der man ihn fragte. Dies war auch mit vielen andern Ländern der Erde der Fall. Er deklamirt auch ſehr richtig. Allein das Merkwürdigſte iſt, daß dieſer Knabe viel Urtheilskraft beſitzt, daß er beim Vergleichen zweier und mehrerer Gegenſtände ſchnell den Hauptpunkt herausfindet, und daß er Nachdenken und Scharfſinn bei ſeinen Antworten verräth.“ — — —

Jetzt verlangte Herr Baumgärtner dringend, ich ſolle Karln auf dem Beigangſchen Muſeo prüfen laſſen. Ich ſchlug es ab. Aber er und Bergk redeten mir ernſtlich zu, weil man doch nicht wiſſen könne, wozu es dem

Knaben nützen werde. Herr Beigang bat mich ebenfalls darum; ich gab alſo endlich nach. Es waren gegen achtzig Theilnehmer da, und alle beobachteten das Kind und mich mit der höchſten Aufmerkſamkeit. Jeder ging jedoch mit der Ueberzeugung fort, daß durchaus keine Täuſchung obwalte, die Sache ſelbſt aber erſtaunenswerth! ſei.

Am andern Tage ſchon wurde ich in eine Menge der erſten Häuſer eingeladen, die ich vorher nicht kannte. Allenthalben hatte man zwanzig bis dreißig Perſonen dazu gebeten, und Karl wurde jedesmal ſtreng geprüft, von Männern und Frauen mit Güte überhäuft, und mit Küſſen beinahe erſtickt. Faſt über alle dieſe Prüfungen erſchienen öffentliche Anzeigen. Herr Hofrath Mahlmann prüfte ihn mit großer Beſonnenheit; dann ließ er folgendes abdrucken. Zeit. f. d. el. Welt. den 20. März 1809.

Seltene Talente eines Knaben.

Man hat in mehrern öffentlichen Blättern von den außerordentlichen Kenntniſſen und Fähigkeiten geſprochen, die ein achtjähriger Knabe, der Sohn des Herrn Dr. Witte,

Predigers zu Lochau bei Halle, beſitzt. Der Vater kam vor Kurzem, um ſeine Verwandten zu beſuchen, mit ſeinem Sohne nach Leipzig, und ſtellte den Knaben bei dieſer Gelegenheit einigen bekannten Gelehrten zur Prüfung vor. Ich hatte davon gehört, und — ich geſteh es aufrichtig — ich war dagegen eingenommen. Ich hatte die überreifen Treibhausfrüchte neumodiſcher Bildungsmethoden im Sinne, wo die Eitelkeit der Eltern oder Lehrer das Kind aus dem Kinde herausbildet, um das zarte Gemüth mit Wort- und Sachkenntniſſen zu überfüllen. Eine Eitelkeit, die ich für eben ſo barbariſch halte, als die Sitte einiger amerikaniſchen Völkerſchaften, die ihren Kindern die Stirn platt drücken, um ihnen ein breites ſonnenähnliches Angeſicht zu geben. — In dieſer Stimmung fand mich der Herr Dr. Witte, als er mir vor einigen Tagen die Ehre erzeigte, mich mit ſeinem Sohn zu beſuchen. Die Vorſicht des Vaters, der den Knaben in ein Nebenzimmer gehen ließ, als er mit mir über ihn ſprechen wollte, das blühend geſunde Ausſehen des Kindes, ſein geiſtvolles Auge, und ſeine kind-

liche Munterkeit ſchlugen meine Vorur-theile nieder, und machten mir zu der Prü-fung Luſt, die ich anfänglich mit Höflichkeit abgelehnt hatte. Lange habe ich nicht ein ſo reines Entzücken empfunden, als mir die Prü-fung dieſes liebenswürdigen, über alle meine Erwartung gebildeten Knaben gewährte. Ich habe mehrere Kinder dieſes Alters und noch jüngere geſehen, die vier Sprachen ziemlich geläufig plapperten, wie es denn z. B. in Livland nicht ungewöhnlich iſt, daß Kinder von ſieben bis acht Jahren franzöſiſch, deutſch, ruſſiſch und lettiſch ſprechen; aber dieſes Pa-pageiengeſchwätz kann mit der verſtändigen Sprachkenntniß nicht verwechſelt werden, mit welcher dieſer Knabe im Lateiniſchen, Griechi-ſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen und Italiäni-ſchen Fortſchritte gemacht hat, die man kaum von einem achtzehnjährigen Jünglinge erwar-ten darf. Da ich die leichtern lateiniſchen Schriftſteller nicht bei der Hand hatte, und es mir auch zweckmäßiger zur Prüfung der gei-ſtigen Fähigkeit des Knaben ſchien, wenn ihm ſchwerere, noch unbekannte Sachen vorgelegt wurden, ſo ſchlug ich den Livius auf. Die

Reife des Urtheils und die Gewandheit des Geiſtes, mit welcher dieſer bewundernswürdige Knabe den richtigen Sinn traf und ſich bei ſchwierigen Ausdrücken zu helfen wußte, ſetzten mich eben ſo ſehr in Erſtaunen, als mich ſein kindlicher Frohſinn und ſeine Unbefangenheit entzückten. —

Doch ich ſchreibe dieſen Aufſatz nicht um zu preiſen. Man ſehe das Kind, man prüfe es, man überzeuge ſich, daß wirklich hier eine äußerſt ſeltene Pflanze emporſteigt. Es wird ſich dann jedem dabei die Frage aufdrängen: „Was ſoll aus dem Knaben werden?" Auf Schulen ihn ſchicken, hieße ihn zurückbringen; ein zu dieſer Lebendigkeit aufgeregter Geiſt muß raſtlos fortſchreiten, oder ſeine eigene Kraft wird ihm verderblich. Bis hieher leitete ihn ſein Vater, und nur unter deſſen fernerer Leitung iſt es möglich, daß Kopf und Herz des Knaben in ihrer Ausbildung fortſchreiten. Aber das Schickſal, daß ſeine Looſe ſo ſelten nach Verdienſt abwägt, verbannte dieſen talentvollen Mann auf ein einſames Dorf. Will er das Kleinod, das die Vorſehung ihm in dieſem ſeltnen Kinde anvertraut

hat, gehörig pflegen, ſo muß er den Ort ſei-
nes Aufenthaltes verlaſſen. Nur in einer
großen Stadt findet er Gelegenheit, den Kna-
ben in den Sachkenntniſſen und Fertigkeiten
zu unterrichten, die nun nicht länger verſcho-
ben werden dürfen. Möchte der Dr. Witte
einen ihm angemeſſenen Platz in einer großen
Stadt finden, zu welchem ihm ohnehin ſeine
Talente gerechte Anſprüche geben. Oder —
da man ſo viele Stipendien hat, deren Zweck
iſt, talentvolle Geiſter in ihrer Ausbildung
zu unterſtützen — möchte dieſer ſo viel ver-
ſprechende Knabe mit einem Stipendium un-
terſtützt werden, wodurch die Ausführung die-
ſes Plans möglich gemacht würde. Gewiß,
ein ſolches Stipendium könnte nicht beſſer,
nicht zweckmäßiger angewendet werden. —
So bedrängt die jetzige Zeit iſt, ſo darf das
Edle und Gute ſich doch immer noch bei den
Deutſchen thätige Unterſtützung verſprechen.
Mancher Mann von bedeutendem Einfluß
lieſt vielleicht dieſes Blatt, ſo wie mancher
Reiche, der die Verpflichtung fühlt, mit ſei-
nem Reichthum Gutes zu ſtiften. Er ſehe,
er prüfe, und unterſtütze. Das Verdienſt,

die Ausbildung eines ſolchen Geiſtes befördert zu haben, iſt groß, iſt ehrenvoll und wird noch von der Nachwelt dankbar anerkannt werden. Mahlmann.

Nun folgte Tieftrunks (obiger) Brief, in welchem aber Niemeiers Name weggelaſſen wurde.

Hierauf hatten die vornehmſten und zugleich reichſten Familien Sachſens eine hinreichende, jährlich zu zahlende, Summe unterzeichnet, und — den Herrn Hofrath davon in Kenntniß geſetzt. Dieſer ließ es mich vorläufig wiſſen, aber — alle weitere Nachrichten blieben aus. Ich fragte endlich an, und — er geſtand mir, daß die Sache ſo gut wie vollendet geweſen ſei; da habe er — unter dem Verſprechen, niemand zu verrathen, —*) Dinge von mir erfahren, welche es ihm unmöglich machten, weiter für mich, oder meinen Sohn, zu wirken. Er habe alſo jenen Männern geſagt, daß er nichts weiter mit der Sache zu thun haben wolle. Ich drang in ihn, mir die Verläumdungen mitzutheilen.

---

*) Das fordern teufelähnliche Menſchen ſtets:

Er ſchlug es aber, mit Bezug auf ſein gegebenes Verſprechen, ab. Ich wandte mich nun an ſeinen Freund: den Ob. H. G. Rath und Prof. Erhard, der Karln väterlich liebte, und dieſer ſagte, nachdem er Mahlmann geſprochen, zu mir: „In Halle muß es ein niederträchtiges, ein infames, Klatſchgeſindel geben, welches am Hin- und Hertragen, ſo wie am Zerſtören des Guten ſeine Freude findet. Denn von Halle her hat man Sie aufs abſcheulichſte verläumdet, um das Glück des Kindes zu zerſtören. Kennen Sie dort einen gewiſſen: A. G. Eberhard?“

Ich. O ja, leider!

Er. Woher kennen Sie ihn?

Ich. Er hat mit mir ſtudirt. ꝛc. Im Jahre 1803 bat er mich, die Pfarre Lochau mit der Pfarre des Predigers Winkler in Lieberode zu vertauſchen. Ich mochte nichts mit ihm zu thun haben, und ſchlug es alſo rund ab; aber er rühmte mir die Gegend, das Pfarrhaus, die Gemeine und die Einkünfte ſo ſehr, daß ich verſprach, Lieberode zu beſehen. Ich fand alles ganz anders, und machte daher Winklern die Bedingungen: 1)

er ſolle zu mir kommen, denn ich verlange 2) für den Tauſch des Hauſes, Gartens ꝛc. zwei hundert Thaler baar Geld. 3) möge ich mit Eberhard, aus Erfahrungsgründen, nichts zu thun haben, und 4) ſolle kein Menſch der Kanzlerin von Hoffmann, (welche kurz vorher alle Prozeſſe hatte aufheben, bezahlen und Ruhe angeloben müſſen) das Geringſte von unſern Verhandlungen ſagen. Ich ſelbſt behalte mir dies vor, weil ſie mich ſonſt werde dazu (moraliſch) zwingen wollen. ꝛc. Herr Winkler war zu dem allen geneigt und kam ſehr bald. Er wohnte in Halle bei ſeinem Freunde Schiff, bei welchem Eberhard damals als ſein Zeichner nnd Radierer, im Hauſe lebte. Ich lud Winklern und Schiff zu mir ein; aber Schiff konnte nicht, und bat zu erlauben, daß Eberhard ihn vertrete. Ich gab endlich nach, ließ mir aber, weil ich ihm nicht traute, an Eidesſtatt von ihm verſprechen, daß er der Kanzlerin nichts von der ganzen Sache ſagen, oder ſagen laſſen, ſchreiben, oder ſchreiben laſſen wolle. Dann nahm ich Winklern in meinem Wagen mit nach Lochau, und Eberhard ſollte morgen, gegen Mittag, nach-

kommen, um Winklern abzuholen. Winkler überzeugte ſich ſchnell von allem, und willigte gern in meine Bedingungen ein.

Eberhard kam aber nicht zu Mittage. Wir warteten lange. Endlich ſchickte ich jemand aufs Gut, und erfuhr, daß ein Herr aus Halle mit einem Einſpänner angekommen ſei. Ich ließ mir den Wagen genau beſchreiben und, — wir aßen.

Nach zwei Uhr kam Eberhard in dem beſchriebenen Wagen angefahren. Ei, ei! redete ich ihn heiter an: Sie wollten ja zum Eſſen kommen!

Er. Ich konnte nicht eher wegfahren.

Ich. Kommen Sie denn eben erſt von Halle?

Er. Freilich!

Ich. (die Hand unter des Pferdes Sattel legend.) Sie ſagen ja die Unwahrheit! Ihr Pferd iſt kalt und ich weiß es längſt, daß Sie bei der Kanzlerin waren, und da gegeſſen haben.

Er. (betreten.) Nun ja, das habe ich auch. Sie weiß alles, und iſt mit allem zufrieden.

Ich. So erkläre ich Ihnen denn, daß ich mehr gewohnt bin, Wort zu halten, als Sie. Aus allem wird nun nichts! —

Jetzt wurde er unverſchämt, und verſicherte, man werde mich ſchon zu zwingen wiſſen, die Kanzlerin werde drein ſprechen u. ſ. w.

Ich lachte ihn aus, und er fuhr wüthend mit Winklern fort. Winkler und Schiff wünſchten, wieder anzuknüpfen. Ich lehnte es aber ſtets ab, und ſchlug es zuletzt ganz aus. Hat Eberhard mich etwa verläumdet?

Erhard. Ob er ſelbſt, oder durch den Profeſſor E. wollte mir Mahlmann nicht ſagen.

Ich. Und was hat man von mir geſprochen?

Erh. Nächſt vielem andern, was ich ſelbſt widerlegen konnte, auch das: Sie hätten Winklern zwingen wollen, mit Ihrer Pfarre zu tauſchen. Da er es aber abgeſchlagen, hätten Sie ihm gedroht, wenn er nicht einwillige, ſo würden ſie ihn beim Konſiſtorio

ſiſtorio angeben, er habe ſeine Köchin geſchwängert.

Man denke ſich mein Entſetzen! — Ich wollte ſogleich zu Mahlmann, aber Erhard hielt mich, für jetzt, zurück. Morgen! ſagte er, wenn Sie ruhiger ſind. Denn — Sie dürfen mich nicht in Verlegenheit ſetzen. Mahlmann beſtätigte alles. Ich bat ihn um Gotteswillen, Winklern darüber zu befragen, oder einen offenen Brief von mir an ihn abzuſchicken, und mit zweckmäßigen Anmerkungen zu begleiten. Aber — er wich mir aus. Ich ſchrieb daher ſelbſt an Winkler, und verlangte ein Zeugniß nach der Wahrheit. Inzwiſchen hatte Aerger in Betreff meiner, und Gram in Betreff meines Sohnes mich krank gemacht. Es wurde ein äußerſt heftiges Fieber daraus, an welchem ich vierzehn Wochen lang gräßlich litt, und dem Tode ganz nahe war, weil ſich das Fieber zuletzt täglich einſtellte, und mit fürchterlicher Gewalt zunahm. Winklers Brief kam an, und enthielt die ſtärkſte Rechtfertigung. Hier iſt er!

„Wie iſt es möglich, daß irgend ein Menſch Sie ſo boßhaft verläumdet und geſagt haben kann, Sie hätten in mich gedrungen, Ihre Pfarre gegen die meinige umzutauſchen; da Sie ja von meiner Exiſtenz nichts wußten, ſondern erſt von meinem Freunde Schiff, oder von Herrn Eberhard, meinen Namen erfuhren, und den Antrag, Ihre Pfarre gegen die meinige zu vertauſchen, erhielten. Auch waren Sie ja, aus reellen Gründen, lange nicht dazu geneigt, und ich erbot mich ſogar zu einem Geldquantum von zwei hundert Thalern, um Sie — wegen Ihres vorzüglichen Hauſes — zu einem ſolchen Tauſche zu vermögen. Ferner machten Sie ja zur erſten Bedingung, daß ich vor allem Ihr Haus, Garten ꝛc. kurz alles, was näher oder entfernter zu Ihrer Pfarre gehört, an Ort und Stelle genau beſehen ſollte, ehe Sie einen Schritt thun wollten. Sodann bedangen Sie ſich ſtrenge Verſchwiegenheit der ganzen Sache aus, und da Herr Eberhard dieſe nicht gehalten hatte, kündigten Sie ſogleich das Ganze auf. Auch wurden Sie mit vieler Mühe von Seiten

meiner und meines Freundes Schiff nur kaum, und nie wieder ganz, zur Anknüpfung des abgeſchnittenen Fadens gewonnen.

Was nun vollends das von Ihnen Angeführte betrifft, daß ein Hallenſer in Leipzig verſichert habe, Sie hätten mich zu dem Tauſche durch die Drohung zwingen wollen, „Sie würden mich ſonſt bei meinem Konſiſtorio, eines verbotenen Umgangs mit meiner Köchin, beſchuldigen, ſo iſt eine ſolche Rede, von wem ſie auch herrühren mag, eine zu große Infamie, als daß ich ſie irgend jemandem zutrauen könnte; ich muß alſo glauben, daß das Ganze — wie bei den meiſten Klatſchereien — auf Misverſtand beruht. Sie hätten überdies ein Gott ſein müſſen, damals, als Sie bei mir waren, von ſo etwas nur ſprechen zu können; da erſt ein halbes Jahr nachher meine Köchin durch eine bisher verheimlichte verbotene Bekanntſchaft mit ihrem nachherigen Manne, ein Geſchwätz der Art überall nur möglich gemacht hatte. Auch beweißt ja unſre nachherige ſtete, herzliche, Freundſchaft jedem Unbefangenen deutlich genug, daß von dieſem allen keine Silbe

wahr iſt. Schicken Sie die Betrogenen nur zu mir, ich will ſie ſchon bekehren! und wollen Sie den Betrüger entlarven, nun ſo ſtehe ich Ihnen als ehrlicher Mann auch zu Dienſt.“

Vale et fave! Tibi amicissimus. Winkler.

Mit zitternder Hand ſiegelte ich ihn ein, ſchickte ihn Erhardten mit der Bitte, ihn ſelbſt an Mahlmann zu geben. Beide wurden überzeugt, aber — es war zu ſpät. Das Vorhaben jener Familien war zerſchlagen, und ihre edle Wärme verraucht. So lange ſie die Verläumdung glaubten, hatten ſie ſogar ſich befragt, ob es nicht möglich ſei, mir das Kind zu nehmen, um es ſeinem ſittlichen Verderben zu entreiſſen. Ein Jahr ſpäter wirkte jene Verläumdung in Leipzig ſelbſt ſehr böſe. Nur die klaren Gegenbeweiſe ſtumpften ſie ab.

Karl wurde um dieſe Zeit, nach öfterem Anſuchen an mich, noch einmal auf dem Beigangſchen Muſeo, und ſehr oft in den gebildetſten Familien, geprüft. Dann ließ ſich Herr Prof. Weiß, (jetzt Schuldirektor in Naumburg) in Guthsmuths Bibliothek aus-

führlich über ihn aus, und wandte unter andern das von dem Alcibiades geſagte um, und folgendermaßen auf Karln an: in hoc natura, quid paterna cura efficere possit, videtur experiri. (in ihm ſcheint die Natur verſuchen zu wollen, was väterliche Sorgfalt auszurichten vermöge.)

Auch Herr Prof. Cäſar, der ihn oft, ja acht Tage lang, bei ſich behielt, um ihn zu beobachten, ſchrieb in den Dresdener Anzeigen gründlich über ihn. Des Raumes wegen nur die einzige Stelle:

„Beobachtet man ihn, ſich ſelbſt überlaſſen, unter ſeinen Spielgenoſſen, ſo iſt er immer einer der aufgeräumteſten und luſtigſten unter denſelben; man merkt da an ihm weder den Griechen, noch den Römer; weder den Franzoſen, noch den Engländer oder Italiäner; man glaubt nichts als einen muntern, lebhaften, wohlerzogenen deutſchen Knaben zu ſehen, wie ſo manche andre deutſche Knaben es auch ſind.“

Die vier großen Gelehrten, Bek, Blümner, Carus und Erhard, Redaktoren der Leipziger A. L. Lit. Zeit. prüften Karln zweimal

vereinigt, faſt jeder unter ihnen aber noch beſonders; dann erſt fällten ſie folgendes Urtheil über ihn in ihrem Blatte:

„Was bereits mehrere hieſige und auswärtige Gelehrte von den Fähigkeiten und Kenntniſſen des achtjährigen Sohnes des Herrn Prediger Dr. Witte zu Lochau bei Halle, Karl, in öffentlichen Blättern gerühmt haben, können auch wir, nach eigner und wiederholter Prüfung, beſtätigen. Eben ſo ſehr, als wir ſeine Kenntniß der griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen und engliſchen Sprache bewunderten, hat uns ſeine Urtheilskraft, ſeine rege Wißbegierde, die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, ſein kindlicher Frohſinn und ſeine körperliche Geſundheit, die keine Spuren von überſpannter Anſtrengung der Geiſteskräfte zeigt, erfreuet. Möge nur der Vater und Lehrer dieſes ſeltenen Kindes in einem günſtigern Wirkungskreiſe Gelegenheit finden, jenen ausgezeichneten Anlagen, welche er, ſo wie es ihm in ſeiner bisherigen Lage möglich war, nach einer ihm eignen Me-

thode trefflich entwickelt hat, die möglichſte Ausbildung zu geben.

Leipzig, den 4. April 1809.

Die Redaktoren der N. L. L. Z.

Es erſchienen noch eine Menge ſehr freundlicher Anzeigen. Ich kann ſie indeß, des Raumes wegen, hier nicht aufnehmen. Verſchweigen aber darf ich nicht, daß ein Mann wie Erhard, welcher Gelehrſamkeit, Verſtand, Witz, Einbildungskraft, feine Sitten und Gutherzigkeit im vorzüglichen Grade in ſich vereinigte, mir innig, und Karln väterlich zugethan wurde. Er, der uns vorher nicht kannte, verſäumte keine Gelegenheit, Karln nützlich zu werden, und wirkte oft für ihn mit großer Selbſtverläugnung. Als einſt fünf ausgezeichnete Männer vom Hofe bei ihm ſpeiſeten, lud er uns dazu, und ſchenkte Karln bei Tiſche ein Prachtexemplar ſeines Gedichts auf den König von Sachſen, mit den Worten: „Dafür ſollſt Du es uns aber auch vorleſen, denn (zu den Herrn gewandt) das Gedicht gewinnt, wenn er es uns vorträgt!“

Dies wirkte mehr, als eine ſtundenlange Rede. Karl laß es gut vor; die Zuhörer fühlten dies und wir wurden am andern Tage zu des Prinzen Max K. H. eingeladen. Wir fanden den ganzen Hof in Galla, nur die drei Königlichen Perſonen fehlten. Alle unterhielten ſich mit Karln, in der ihnen geläufigſten, fremden, Sprache. Eben ſo die Miniſter, Generale ꝛc. Die Geiſtlichen prüften ihn im Griechiſchen, Lateiniſchen und im Wiſſenſchaftlichen. Man war im höchſten Grade zufrieden; und ich erhielt am folgenden Tage eine zweite Einladung im Namen des Königs. Wir fanden alle Erwähnte wieder, aber auch den König, die Königinn und ihre Tochter. Mit den geſtrigen war Karl nun ſchon vertraulich; mit den drei letzten unbefangen. Wir mußten, wie geſtern, gegen zwei Stunden bleiben, weil ſehr viel mit ihm und mir geſprochen wurde. Beim Weggehen lud Prinz Max uns nach Dresden ein, und alle ſagten etwas Herzliches zu, oder über, Karln. Das Rührendſte für mich waren die Worte der (alten) Prinzeſſinn Eliſabeth. Sie legte ihre Hand gleichſam: ſeegnend! auf Karls

Kopf, und ſagte ausdrucksvoll zu mir: L. H. D. Hier heißt es mit Wahrheit: „Wohl dem, der Freude an ſeinem Kinde erlebt!“

Nach einigen Tagen machten mehrere Sächſiſche Große, zu denen wir eingeladen wurden, mir bekannt, daß der König es gern ſehen werde, wenn ich mit Karln nach Leipzig zöge, indem er ihm alsdann ein Stipendium aus ſeiner Taſche beſtimmt habe.

Von vielen Seiten hatte man ſchon gewünſcht, daß ich mit den Meinigen nach L. ziehen möge, und mir deshalb allerlei Vorſchläge gethan. Als einſt darüber in Geſellſchaft geſprochen wurde, ſagte Erhard, ſehr weiſe: „Lieber Dr. hören müſſen Sie alles, aber: thun, nichts weiter, als, was Ihnen nach reiflicher Ueberlegung für Ihren Plan zweckmäßig ſcheint. Jetzt hören Sie meinen Rath! —“ Ach, wenn doch manche andre Profeſſoren ſo vernünftig und dabei redlich gehandelt hätten! Dann wäre viel Schlechtes unterblieben.

Denn, was man von Bonaparte mit Recht ſagt, trifft auch bei der Eitelkeit, Eigenliebe und Selbſtſucht zu. Sie verdienen

Haſs, ſowohl wegen des Böſen, was ſie thun, als wegen des Guten, was ſie unterlaſſen!

In dieſen Monaten beſuchten mich vier Mitglieder des Niemeierſchen pädagogiſchen Seminariums. Ich freute mich ihrer, weil ich hoffte, man habe ſie geſendet ꝛc. Aber, ich irrte! denn ſie erzählten mir bald, daß ſie und ihre Freunde den Herrn Dr. Niemeier mehrmals vergebens erſucht hätten, ihnen ſeine Meinung über: Karl Witte, deſſen Kenntniſſe, Erziehungs- und Unterrichtsweiſe mitzutheilen. Als, nach einiger Zeit, die öffentlichen Urtheile zu laut geworden und zu klar geweſen ſeien, hätten ſie den einen Sohn (welchen, weiß ich nicht!) des Herrn Drs. nach der Urſache gefragt, weshalb ſein Vater noch immer nicht darüber ſpreche, und hätten hinzugeſetzt: Iſt es ſo, wie in den öffentlichen Blättern ſteht, ſo iſt es Deines Vaters Pflicht, uns dieſen ganz neuen Weg kennen zu lehren. Iſt es nicht ſo, ſo muß er den Betrug entlarven ꝛc. „Ei, habe dieſer geantwortet, wie könnt Ihr verlangen, daß mein Vater ſich auf eine ſolche Spiegelfechterei einlaſſe! — Denkt Euch nur: Kürzlich iſ-

ſet der Dr. Witte mit ſeinem Sohne bei uns Abendbrodt. *) Um neun Uhr bittet der Knabe, auf dem Sopha ſchlafen zu dürfen. Man erlaubt es. Als der Vater nach zehn Uhr gehen will, weckt man den Sohn. Er hört nicht. Man ruft lauter, und immer lauter! Er hört nicht. Endlich ſagt der Vater: Das wird Ihnen nicht gelingen, denn er erwacht nur, wenn ich ihn in einer fremden Sprache wecke. Dann redet er ihn, nicht eben laut: italiäniſch an; Karl erwacht ſogleich, und antwortet italiäniſch: Ja, lieber Vater! wir wollen gehen!

Natürlich waren die jungen Männer nun mit einem Male beſchwichtigt geweſen, hatten

---

*) Später habe ich geſchloſſen, daß in den Worten: „bei uns" ein Irrthum obwalte, weil ich nie mit Karl im N — ſchen Hauſe gegeſſen habe; den Herrn Kanzler und ſeinen Sohn aber für unfähig halte, eine ſo boßhafte Lüge zu erſinnen. A. G. Eberhard hat ſie indeß, aus Rache, daß ich ihn durchſchaute, — ganz ſeiner würdig! — in der Salina verbreitet, und nennt denjenigen, bei dem es geſchehen ſein ſoll: S.

aber doch vor ihrem baldigen Abgehen von Halle wundershalber das Scheuſal von Vater und den ſchändlich abgerichteten Sohn ſehen wollen; um dereinſt, wenn der letzte ein ſittliches Ungeheuer geworden ſei, ſagen zu können: ich kenne ihn, und den Teufel, der ihn verführte! Mit ſolchen Empfindungen und Mienen betraten ſie mein Haus. Kaum aber waren ſie eine Viertelſtunde da, ſo erhellten ſich ihre Geſichter. Sie fanden alles ſo natürlich und grade. Es blieb ihnen folglich kein Zweifel übrig. Da ſchloß ſich ihr Herz und ihr Mund auf, und ſie erzählten mir das Obige. Ich lächelte mit Thränen, und bedauerte die Verblendeten. Stellen Sie doch dem Kanzler ihren Sohn vor! riefen alle. Ich theilte ihnen mit, was ich gethan, und was es geholfen habe; und bat ſie, daß ſie nun ſelbſt wirken, und mir, wenn es nütze, ſchnell Nachricht geben möchten. Sie ſchrieben freilich bald! aber —! Nachdem ſie mir viel freundliches über Karln und meine Erziehungsweiſe geſagt hatten, hieß es. „Unſre Relationen in Abſicht des Letzten, (Karls) die wir hier und da zu machen Gelegenheit hatten,

haben von der bewußten Himmelsgegend her mancherlei Widerſpruch gefunden. Vielleicht finden wir aber noch Gelegenheit, näher mit Ihnen davon zu ſprechen.“

Halle den 11. März, 1810. J. . k.

Einige Monate zuvor drangen die ausgezeichnetſten Männer der Stadt und Univerſität Leipzig in mich, meinen Sohn noch von dem Rektor der Thomasſchule, dem Profeſſor Roſt, zur Univerſität prüfen zu laſſen. Da ich den Mann nicht kannte, ſo fürchtete ich, er werde dieſen Schritt für Anmaßung halten, das Kind durch Gelehrtelei verſchüchtern u. ſ. w. Ich weigerte mich alſo unter dem Vorwande: Es habe ja faſt jeder Profeſſor in L. meinen Sohn ſchon geprüft. Indeß — es war geſetzlich. Ich unterwarf mich alſo. Der Herr Prof. Roſt verbindet aber große Gelehrſamkeit mit viel geſunder Vernunft und Herzensgüte. Er führte alſo meinen Sohn in das Innere der Sprachen und Wiſſenſchaften, während dieſer immer noch glaubte, ſich heiter mit ihm zu unterhalten. Sein Zeugniß laſſe ich hier folgen:

Deductus est ad nos

Iohannes Henricus Fridericus Carolus Witte,

Lochaviensis,

novem annorum puer, eo consilio, ut quid de ingenio et scientia ejus statuendum nobis videretur, experti judicaremus. Iussus igitur ex Iliade, Aeneade, Guarini pastore fido, et gallica Chrestomathia, loca quaedam, haud sane facillima, nobis interpretari, talem se praestitit, ut idoneorum auctorum constanti sermoni ac famae de se certissimam fidem faceret. In vertendis enim locis illis, pro arbitratu meo electis, non solum variarum linguarum vocabulorum paratam scientiam expromsit, sed etiam antiquitatum notitiam, judicii maturitatem et ingenii celeritatem, reliquarumque animi virium praestantiam tantam manifestavit, quantam in nullo hujus aetatulae homine unquam deprehendimus. Quare nos quidem persuasissimum habemus, singularem illam pueri naturam pariter atque eximiam patris, qua ille sola usus est, disciplinam, dignam esse, in qua scrutanda et contemplanda docti viri mentes suas studiose defigant: et tam publicum literarum

commodum, quam bonam educationis cauſam utique poſtulare, ut rari ingenii puero, ad omnia ſumma nato, aditus ad academicorum doctorum inſtitutionem, cui ille haud impar futurus eſt, aperiatur, nec praejudicatae opinionis culpa prohibeatur, quo minus ille ad maximarum rerum ſpem, Dei Opt. Max. virtute ei propoſitam, effloreſcat. Scr. Lipſiae die XII Decembris. A. C. MDCCCIX.

(L. S.) M. Frider. Guil. Ehrenfr. Roſtius,
Prof. Phil. Extr. et ſcholae Thom.
Rector.

Mir wurde heute der neunjährige Knabe J. H. F. Karl Witte, aus Lochau, zugeführt, damit ich, nach vorhergegangener Prüfung deſſelben, urtheilen möge, was ich von ſeinem Verſtande und Kenntniſſen halte. Ich legte ihm aus der Iliade, Aenäide, dem Paſtor fido des Guarini, und einer franzöſiſchen Chreſtomathie, Stellen vor, die in der That nicht leicht waren; aber er überſetzte ſie ſo vorzüglich, daß er die fortdaurenden Verſicherungen von Männern, welche wohl darüber zu urtheilen im Stande ſind, ſo wie den allgemeinen Ruf von ſeiner Geſchicklichkeit voll-

kommen rechtfertigte. Denn bei dem Ueberſetzen jener Stellen, die ich nach Willkür beſtimmte, zeigte er nicht bloß eine große Fertigkeit in der Wortkenntniß der verſchiedenen Sprachen, ſondern er bewies auch ſo viel Einſicht in die Alterthumswiſſenſchaften, eine ſolche Reife des Urtheils, ſo große Gegenwart des Geiſtes, und eine ſo vorzügliche Kraft der übrigen Seelenvermögen, wie mir dies alles in einem ſo jungen Weſen noch nie vorgekommen iſt. Ich halte mich daher feſt überzeugt, die beſonderen Naturanlagen des Knaben, und die ausgezeichnet vortreffliche Erziehungsweiſe des Vaters, (der ganz allein ſeinen Sohn bildete) ſind es werth, daß die Gelehrten ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf verwenden, ſie zu erforſchen, und näher zu erwägen. Ich halte mich überzeugt, daß es zum Wohl der Wiſſenſchaften überhaupt, beſonders aber zur Beförderung des Erziehungsweſens, ſehr nöthig ſei, dieſen Knaben von ſeltenem Geiſte, der zu allem Großen geboren iſt, den Zugang zu den Vorleſungen der Profeſſoren — welchen er unſtreitig gewachſen iſt — zu eröffnen, und

nicht

nicht etwa aus Vorurtheil, ihm hinderlich zu werden, daß die Hoffnung alles des Vorzüglichen, wozu Gott ihn beſtimmt zu haben ſcheint, zerknickt werde.

Leipzig den 12. December 1809.

(Siegel.) Mag. F. W. E. Roſt.

Prof. der Philoſophie und Rektor der Thomasſchule.

Es wurde von der Univerſität höheren Ortes eingeſchickt, dort die Bewilligung zur Aufnahme des Knaben als wirklichen Studenten ertheilt, und nun erſt zu dieſer geſchritten. Sie geſchah am achtzehnten Januar 1810. durch den damaligen Rektor der Univerſität Herrn Kühn. Seine treffliche Rede an Karl und mich erſchütterte uns beide. Beſonders rührend war es mir, als das Kind den Handſchlag an Eidesſtatt leiſtete, daß es die (ihm vorgeleſenen) Geſetze pünktlich halten wolle. Dann erſt empfing K.l die Matrikel. — Das alles wußte man in Halle durch Erzählungen und öffentliche Blätter ſo genau als in Leipzig. Gefliſſentlich verbreitete man aber doch, noch ſieben Monate nachher, von Halle aus, in Druckſchriften:

„Es ſei hierbei von keiner Aufnahme zum wirklichen Studenten die Rede! ſondern bloß von einer vorläufigen Immatrikulation, (ſonſt auch Deposition genannt,) wo z. B. ein Rektor der Univerſität einem Pathen als Angebinde im voraus die Matrikel ſchenkt.

Zugleich forderte die Univerſität L. in dem (nachfolgenden) Aufſatze wohlwollende Reiche auf, meinen Aufenthalt in Leipzig, wenigſtens für drei Jahre, zu ſichern, damit mein Sohn die dortigen akademiſchen Vorleſungen beſuchen könne, wozu er, nach ſtrenger Prüfung, völlig reif und fähig befunden ſei. Hier iſt er:

Ein merkwürdiges und in ſeiner Art einziges Beiſpiel, daß durch frühen und zweckmäßigen Unterricht die Urtheilskraft eines Kindes zu einem faſt unglaublichen Grade bereits in dem erſten Jahrzehend ſeines Lebens gebildet und zur Reife gebracht, und ſein Gedächtniß mit Kenntniſſen ausgerüſtet werden könne, die einem achtzehnjährigen Jünglinge Ehre machen würden, ſtellt uns der junge neunjährige Karl Witte, Sohn des Herrn Dr. Witte, Pfarrers zu Lochau, dar.

Dieſes merkwürdige Kind überſetzt bereits ſeit ſeinem achten Jahre nicht mechaniſch, ſondern mit Einſicht, Fertigkeit und tiefer Empfindung, ſowohl proſaiſche, als poetiſche Schriftſteller, aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen, Engliſchen, Lateiniſchen und Griechiſchen, und hat davon in Gegenwart der größten Kenner, und noch neuerlich in Gegenwart Sr. Majeſtät des Königs von Sachſen, ſo wie des ganzen Königl. Hofes, bewundernswürdige Proben abgelegt. Er zeigt dabei eine auſſerordentlich ſchnelle und richtig geleitete Faſſungsgabe, ſo wie eine nicht gemeine Beleſenheit in der Geſchichte, den Alterthümern, der älteren und neueren Geographie und den berühmteſten Dichtern. Dies alles hat er lediglich ſeinem Vater zu danken, der bis jetzt ſein einziger Lehrer und Umgang war, und deſſen glückliche und zweckmäßig angewandte Unterrichtsgabe keine geringere Merkwürdigkeit iſt, als die frühzeitige Ausbildung des Sohnes.

Was dabei ſelbſt den Schatten des Verdachtes entfernt, als ob dies alles das Werk einer ſchädlichen und verderblichen Anſtrengung

des Kindes ſei, iſt die Geſundheit und der kindliche Frohſinn des Knaben und ſeine gänzliche Entfernung von vorlauter Zudringlichkeit und von der unausſtehlichen Altklugheit verbildeter junger Vielwiſſer. Der Vater, der in Verbindung mit ſeiner vortrefflichen Gattin, das Kind ſo frühzeitig bis zu dieſem Grade der Ausbildung brachte, hat den ſehr natürlichen und gerechten Wunſch, ſeinen Sohn unter ſeiner eigenen Leitung auf eine, mit deſſen bereits erworbenen Kenntniſſen in Verhältniß ſtehende Art, weiter auszubilden; und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn der Knabe nach der glücklichen Methode des Vaters, und unter ſeiner Aufſicht, fortgebildet wird, daraus etwas Seltenes und Großes entſtehen müſſe, und ohne Nachtheil des Lebens und der Geſundheit des Kindes, entſtehen könne.

In dem einſamen Dörfchen, wo die Familie jetzt lebt, iſt es bei der beſchränkten Einnahme des Vaters unmöglich, ihm in den Fertigkeiten und Kenntniſſen, die der Vater nicht ſelbſt beſitzt, zweckmäßigen Unterricht zu verſchaffen. Es iſt daher des Vaters ſehn-

licher Wunſch, in irgend einer großen Stadt, wenigſtens drei Jahre lang, ſeinen Sohn unter ſeiner eigenen Aufſicht, auf der einmal betretenen Bahn weiter zu führen. Daß er, der liebende Vater ſeines einzigen Sohnes, der in vier Jahren, ohne den mindeſten Nachtheil für das Kind, ſo ſehr viel leiſtete, auch dieſe drei Jahre, auf eine für den Knaben wahrhaft nützliche und heilſame Art, benutzen werde, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Die Art indeß, wie er dies anzufangen habe, kann vernünftiger Weiſe nicht nach den Anſichten oder Vorſchriften derer beſtimmt werden, die von der eben ſo natürlichen, als reinen und gründlichen Unterrichtsmethode des Herrn Dr. Witte keinen Begriff haben.

Herr Dr. Witte bedarf zur Ausführung ſeines Planes, daß ihm auf die erwähnten drei Jahre ein jährlicher gewiſſer Zuſchuß von wenigſtens drei hundert Thalern geſichert ſei. Würden dem Knaben dieſe drei hundert Thaler zugeſichert, ſo würden die Eltern ſich auf drei Jahre nach Leipzig wenden, das Pfarramt des Vaters würde entweder interi-

miſtiſch verwaltet und ihm aufgehoben, oder ihm von der Königl. Weſtphäliſchen Regierung ein anderes, einträglicheres zugeſichert werden. Er würde ſeinen Aufenthalt in Leipzig, neben dem Unterrichte ſeines Sohnes, theils zu literariſchen Arbeiten, theils aber auch und vorzüglich, zum Unterrichte der Kinder fremder Perſonen, vielleicht auch gelegentlich dazu anwenden, künftige Erzieher in ſeiner Methode zu unterrichten, alſo auch von dieſer Seite den Nutzen ſeines hieſigen Aufenthalts vervielfältigen.

Die Frage iſt nun nur, ob unſre Zeitgenoſſen bei einer Erſcheinung wie dieſe, gleichgültige und unthätige Zuſchauer bleiben und den Vorwurf ertragen können, die Pflegung einer ſo ſeltenen Pflanze vorſätzlich verſäumt zu haben.

In dem feſten Vertrauen, daß dies bei Leipzigs edlen Bewohnern ſich nicht gedenken laſſe, ladet man daher diejenigen, welche die Vorſehung in den Stand geſetzt hat, ein ſo ſchönes Werk zu befördern, hiermit ein, durch eine Subſcription auf drei Jahr dem jungen Witte jährlich wenigſtens drei hundert

Thaler zuzuſichern, denn dieſe ſind die einzige Bedingung, unter der die Eltern ſeine Bildung zweckmäßig hier in Leipzig fortſetzen können. Da der Knabe ſchon jetzt mehreren akademiſchen Vorleſungen — verſteht ſich unter ſteter Begleitung des Vaters — mit Nutzen beizuwohnen im Stande iſt, ſo hat die Univerſität dem jungen Witte, unterm achtzehnten Januar d. J. das akademiſche Bürgerrecht ertheilt, wozu er nach ſtrenger Prüfung völlig reif und fähig befunden worden iſt.

Leipzig, den 18. Jannar 1810.

Karl Gottlob Kühn,

zeitiger Rektor d. h. Univerſität.

(Siegel der Univerſität.)

Statt drei hundert Thaler kamen bald gegen ſechs hundert Thaler zuſammen. Außerdem freie Wohnung und zwei Stipendia. Was der König thun wollte, ungerechnet. (Alles Verſprochene war aber an unſern Aufenthalt in Leipzig gebunden!) Die Unterzeichneten laſſe ich weg, um ihre Beſcheidenheit nicht zu beleidigen. Faſt jeder gebildete Reiche (der Stadt und Univerſität) der von

der Sache wußte, gehört dazu. Großherzig war es, daß ſie es gern thaten, ungeachtet ſie einen — vielleicht: unglücklich ausfallenden — Verſuch zu unterſtützen wähnten. Ihr ſchönes Bewußtſein, unſre heiße Dankbarkeit und der Lohn des Höchſten ſind ihre Vergeltung. Ich würde die edlen Leipziger beleidigen, wenn ich manche Hallenſer mit ihnen auch nur vergleichen wollte. Um ſo lieber führe ich es an, daß Herr Tieftrunk ſich ſtets gleich blieb. Er hat mich oft getröſtet, ja: ermuthigt. „Ich bürge Ihnen dafür, die gute Sache ſiegt! Wie? und wodurch? das weis ich nicht! aber — ſie ſiegt gewiß! Karl arbeitet ſich durch!" Das ſind ſeine eignen Worte.

Bald nachher fragte mich der K. R. Dr. Senf, ob ich meinen Sohn nicht einſeegnen wolle. Die nöthigen Kenntniſſe und Einſichten habe er ja; ich möge alſo den Uebelſtand vermeiden, ihn als Leipziger Studenten zum Konfirmanden-Unterrichte, und zwar — eines mir ganz unbekannten Mannes — zu ſchicken. Ich antwortete ihm, daß ich nicht um Erlaß bitten könne, weil ich Hauptурſache ſei, daß das Konſiſtorium die Befehle wegen des ſpä-

teren Einſeegnens geſchärft habe. Er verſicherte, das ſei ſeine Sache! berichtete wirklich, und erhielt einen ſehr ehrenvollen Erlas für meinen Sohn. Als ich mich dennoch weigerte, Karln ſelbſt einzuſeegnen, übernahm der würdige Mann es. Ich wollte meinen Sohn nach Halle bringen, und in ſeinen Unterricht ſchicken. Er litt es aber nicht, und gab meinen dringenden Bitten nur darin nach, daß er 1) Karln zuvor ganz allein prüfte. (Denn, ſagte ich, beſteht er nicht vollkommen, ſo können Sie ihn um ſo ruhiger abweiſen.) 2) ihn mit allen Uebrigen prüfte, und dann erſt einſeegnete. Nach der erſten Prüfung küßte er Karln mit Vaterliebe und verſicherte, er habe ſelten in ſeinem langen Leben zwei ſo höchſt glückliche Stunden zugebracht. Bei der öffentlichen bewieſen ſelbſt fremde Menſchen uns Eltern ihre Theilnahme mit Thränen. Da Karl der Einzige war, welchen Senf nichts Erlerntes fragen konnte, ſo drangen die freien Fragen ſowohl, als des Kindes erſchöpfende Antworten, tief in Jedermanns Herz.

Einige Wochen nachher ſandte er mir

folgendes Zeugniß zu: „Daß der einzige Sohn des Herrn Predigers zu Lochau bei Halle, Dr. Karl Witte, genannt: J. H. F. Karl Witte, auf vorher erfolgte Bewilligung E. Hochlöblichen Königlichen Konſiſtorii zu Magdeburg, nach wohlbeſtandener Prüfung, nebſt meinen übrigen Konfirmanden in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung am ſiebenzehnten April l. J. von mir konfirmirt worden iſt, wird hierdurch von mir eigenhändig atteſtirt. Halle den 1. Mai 1810.
(Siegel.) Dr. Karl Fr. Senff, K. R. u. S.

Die Jahre 1808 und 9. waren für mich ſehr ſorgenvoll. Was ſollte ich mit dem Knaben anfangen, der ſo reißend vorſchritt? In ein bis zwei Jahren war er meinem alleinigen Unterrichte offenbar entwachſen. In Lochau hätte er dann ſo lange ſtille ſtehen, d. h. zurückgehen müſſen, bis ich ihn (ohne mich) auf die Univerſität ſchicken konnte. (Verſtändige fühlen wohl, daß das vor ſeinem ſiebenzehnten Jahre nicht anging.) Dann hätte er alſo acht Jahre ſo gut wie verloren. Ja, dieſe Jahre wären ihm ſogar ſchädlich geworden, denn er würde bald gemerkt haben,

daß er weiter ſei, als ich. Die Bücher, welche er dann nöthig hatte, konnte ich ihm nicht ſchaffen. Er mußte folglich unzufrieden mit ſeiner Lage, widerwillig, wahrſcheinlich ſogar eitel werden und hochmüthig fühlen, daß er in ſeinem Kreiſe der gelehrteſte ſei, aber — dies bringt wieder Trägheit hervor. Doch, ich male nicht weiter aus, weil man ſich die vielen ſchädlichen Folgen, auch ohne mein Zuthun, ſagen wird. Prof. Weiß ſpricht in Gutsmuths Bibliothek, April 1809. ausführlich darüber. Eben ſo Zerrenner im 20. Bd. d. n. Schulfreundes. Beide Berichte ſind zu lang für meinen Raum, aber beide ſind vielſeitig und wichtig.

Ein Mann, den ich indeß nicht ſo verächtlich machen will, ihn zu nennen, hat mir unter andern wirklich vorgeſchlagen, nach wie vor mit Karln in Lochau zu bleiben.

Das Kind, ohne meine Begleitung, auf eine Schule zu bringen, widerrieth man eben ſo ſehr. „Wahrſcheinlich wird er dort geiſtig verleitet, oder ſittlich verderbt! hieß es mit Recht. Wenn das aber auch nicht geſchähe, ſo iſt er doch in zwei Jahren überreif! Dann

ſind Sie folglich in der gleichen Noth, wie jetzt!" — Ich konnte daher einen der Vorſchläge des Herrn Kanzler Niemeier, meinen Sohn aufs Waiſenhaus oder Pädagogium, zu bringen, nicht befolgen. — Wäre ich reich genug geweſen, ſo hätte ich 1809 meine Pfarre aufgegeben, wäre in diejenige Stadt gezogen, deren gelehrte Schule ich am höchſten ſetzte, und hätte den Unterricht mit Karln gemeinſchaftlich beſucht, oder — einen ſehr geprüften jungen Mann ſtets mit ihm geſchickt. Aber — Mangel an Vermögen, der ſo viel Vortreffliches vereitelt, hat mich (namentlich bei der Erziehung meines Sohnes,) oft gezwungen, ganz anders zu handeln, als Verſtand und Herz mir befahlen. Ich habe deshalb grade in der Zeit, als man allgemein mich: „glückſeelig" nannte, viele Tage mit ängſtlichen Sorgen verlebt, und unzählige Nächte kummervoll durchwacht.

Zuerſt wandte ich mich, aus Liebe zu meinem Vaterlande, an die einſchlagende Preuß. Behörde, und bat um nichts, als um Anſtellung (im geiſtlichen oder Lehrfache) in

einer Stadt, wo eine vorzügliche Schule ſei: wurde aber abſchläglich beſchieden.

Nun erſt bat ich in Kaſſel bei Wolffradt und Leiſt um das Gleiche; erhielt aber keine Antwort. Dann unterſtützte mich Dr. Senf nachdrücklich. Keine Antwort! Jetzt prüfte der Unterpräfekt, Herr v. Schele, meinen Sohn mit Zuziehung zweier Gelehrten, und unterſtützte uns dann aus aller Kraft. Keine Antwort! Er erinnerte. Keine Antwort! „Gehn Sie mit Ihrem Sohne nach Magdeburg, ſagten Schele und Senf. Stellen Sie ihn dem Konſiſtorio vor! Vielleicht unterſtützt dies Ihre Bitte, und — dringt durch. Ich reiſete. Alle prüften ihn. Der Präſident v. Vangerow trug ſeine Prüfung dem bekannten Blühdorn auf, der mir geſtand, daß er das, was er gefunden, für unmöglich gehalten habe. Zwei andre Räthe nahmen die Prüfung in der gelehrten Geſellſchaft vor. *)

---

*) Zerrenners Korreſpondent ſagt darüber im Schulfreunde: „Sein liebenswürdiger Sohn, jetzt über neun Jahr alt, beweiſet: was Erziehung aus einem Menſchen machen kann.

Alle waren höchſt zufrieden und unterſtützten mich aufs kräftigſte. Doch verlangten ſie, daß ich zuvor nach Halberſtadt zum Präfekt Gosler reiſe. Ich that es. Dieſer ließ die dortige gelehrte Geſellſchaft zuſammen kommen, und die auswärtigen Mitglieder, beſonders Erzieher und Schulmänner durch Boten einladen. Es erſchienen gegen ſiebenzig Perſonen. Man prüfte den Knaben ſehr ſtrenge, aber: gerecht, und das Urtheil im Protokolle war unumſchränkt für ihn. Zerrenners Nachricht davon iſt zu lang und zu ehrenvoll für mich. Ich gebe alſo nur den dreißigſten Theil davon: „Der Knabe trat neben ſeinen Vater, den er öfter, auch während des Leſens, küßte, und fing, ſo wie ihm von uns ein Stück vorgelegt wurde, (ohne es zu ken-

---

Bei einem ganz kindlich frohen Sinn und einer feſten Geſundheit iſt er jetzt vollkommen reif zur Univerſität, und hat uns in der gelehrten Geſellſchaft durch Proben aus . . . in Erſtaunen geſetzt und uns den ungetheilteſten Beifall abgewonnen. Möchten doch auch Sie dieſen Knaben und den Vater, der ſo etwas bewirkte, kennen lernen!“

nen) und ohne es vorher überleſen zu haben, ſogleich zu leſen und zu überſetzen an; und dies mit einer ſolchen Sicherheit und Gewandheit, daß er unbekümmert, wie die Periode, die er mit ſchneller Ueberſicht auffaßte, ſich endigen möchte, ohne zu ſtocken, oder ſich zu korrigiren, in einem ſo ſchönen Deutſch, mit einem reinen, wohlklingenden Organ und ſo viel lebendiger Deklamation ſprach, daß man keinen Augenblick ungewiß ſein konnte, daß nicht nur das Geleſene von ihm verſtanden, ſondern auch ganz und innig empfunden werde, welches auch ſchon durch die immer richtige Betonung des Vorgeleſenen ſich ankündigte. Alles bewies, daß ſeine Sprachkenntniſſe nicht etwa mechaniſcher Gedächtnißkram ſei, ſondern daß des Knaben Urtheilskraft beſchäftigt und geübt war.“ Der Präfekt verwandte ſich ſehr für das Geſuch. Die Antwort war aber: Nein! Senf ſchickte es mir mit einem Briefe zu, der eine Ehrenſäule für ſein ſchönes Herz iſt. „Bergen Sie, ſagt er unter andern, den Schmerz, den Ihnen das Dekret unläugbar verurſachen muß, ſo tief

Sie nur immer können, um Ihren Gegnern keine Freude zu verurſachen.“

Er wußte, daß ein Privatbrief aus Kaſſel äußerte: „Da die Nachrichten von Halle her über den jungen Witte einander ſo ſehr widerſprächen, indem eine nicht unwichtige das Ganze für: „Spiegelfechterei“ ausgäbe, ſo wünſche man, den Knaben ſelbſt zu ſehen und zu ſprechen. Doch könne zu einer ſolchen Reiſe kein Geld angewieſen werden. ꝛc. Senf rieth indeß von dieſer Reiſe ab, „weil — der Miniſter ſchwerlich ſein Dekret zurücknehmen werde.“ Auch meinte er, ich möge Karln in guter Begleitung nur immer nach Leipzig, auf die Univerſität, ſchicken, und ihn dort oft beſuchen ꝛc.

Ich beſchloß aber, nach Kaſſel zu reiſen, um — alles gethan zu haben. Doch fühlte ich, daß Karls väterliche Freunde recht hatten, ich müſſe eine Empfehlung von Niemeier mitnehmen. Leiſt und Wolffradt würden ſogleich darnach fragen. In dem einen Briefe hatte Herr Niemeier verſprochen, Karln gelegentlich zu prüfen. Ich ging alſo in ſeiner Sprechſtunde mit dem Knaben zu ihm, und bat ihn

um

um eine Prüfung von etwa fünf Minuten; weil er, der ſo viele geprüft habe, dann ſchon wiſſen werde, ob es ſich verlohne, fortzufahren ꝛc. Er verſicherte mich ſehr lange, daß er keine Zeit habe, weil ſeine Frau ihn abholen wolle ꝛc. Ich zeigte ihm endlich auf meiner Uhr, daß er mir nun ſchon länger als eine halbe Stunde bewieſe, er habe nicht fünf Minuten Zeit, ſo möge er denn — bis Frau Kanzlerinn komme, oder ſchicke — Karln noch fünf Minuten gönnen. Hier ſtänden ja ſo viele zweckmäßige Bücher, es ſei ihm alſo leicht, den Knaben daraus zu prüfen. Jetzt konnte er nicht umhin; er that es, und vermogte ſein Erſtaunen nicht zu bergen. Karln umarmte er ſogar. Frau Kanzlerinn kam nicht, und er verbreitete ſich nun weitläuftiger darüber, daß mir die Reiſe nach Kaſſel nichts helfen werde ꝛc. Jemand dorthin zu empfehlen, ſei er nicht im Fall u. ſ. w.

Es ſei mir erlaubt, hier einiges vorweg zu nehmen. Leiſts erſte Frage war: Haben Sie einen Brief von Niemeier? Wolffradt ſagte mir daſſelbe; aber als Vorwurf. Als ich indeß 1816 mit meinem Sohn von Hei-

delberg zurückkam, riethen mir unſre Freunde, N— zu beſuchen, denn er habe ſich vor einigen Wochen in einer Geſellſchaft für meine Erziehung erklärt. Ich that es; und traf glücklicher Weiſe mit dem Herrn Konſ. Rath Juſti, (den ich ſchon kannte) zuſammen. Dieſer iſt alſo Zeuge, daß Herr N. mir und meinem Sohne ſehr viel Artiges ſagte, es namentlich anerkannte, ich habe dadurch etwas Außerordentliches geleiſtet, daß Karls Körper, Geiſt und Herz, ſo wie alle einzelnen Kräfte des Geiſtes ſtets in vollkommener Uebereinſtimmung geblieben ſeien.

Da ich wohl nicht wieder ausführlich von Halle reden werde, ſo bemerke ich noch 1) daß einer meiner ärgſten Verfolger, der Super. Weſtphal, ſich gezwungen ſah, im Halliſchen Wochenblatte einzugeſtehen, ich habe die Loch. Schulkinder ſo ungewöhnlich veredelt, daß mehrere derſelben in ſeiner Gegenwart einen heimlich verübten Frevel freiwillig eingeſtanden hätten. Doch ſagte er bloß in L. und nannte meinen Namen nicht. 2) Mehrere Profeſſoren, welche ſehr zuvorkommend gegen mich waren, ſo lange ſie wähnten, ich

lebe mit der Kanzlerinn von Hoffmann auf einem unerlaubten Fuß, wurden kalt, ſobald ſie wußten, daß dem nicht ſo ſei. 3) Ein Scheu—ſal entwendete, während meiner Reiſe nach Kaſſel, böslich die Lochauiſchen Civilakten, um ein Verſehen (meiner Frau) als eine Verfälſchung der Akten anzugeben. Sein Lohn war am Ende: tiefe Verachtung des Miniſters und Gerichts. Mir aber verurſachte er: böſe Nachrede, Reiſekoſten zu den Terminen, Zeitverluſt und — Sorgen.

Vierundzwanzigſter Abſchnitt.

Reiſe nach Kaſſel.

Ohne alle Empfehlung reiſete ich, in Gottes Namen, nach Kaſſel. In Naumburg ſchon erfuhr ich, daß der König noch habe in Paris bleiben müſſen. Man rieth mir alſo, meinem Sohne Weimar und Gotha zu zeigen. Ich that es, ob ich gleich an niemand daſelbſt empfohlen war. Vor allem muß ich daher die edle Güte des vortrefflichen Schuldirectors

Herrn Lenz in Weimar, rühmen. Als wäre er ſelbſt Karls Vater, ſo ſorgte er für ihn. Seine Gattinn, (Salzmanns Tochter) ſchien Karls Mutter, und ihre Kinder, ſeine Geſchwiſter. Väterlich erbot Lenz ſich dazu, in einem Briefe, den ich ungern weglaſſe, Karln ſechs Monate lang in ſein Haus aufzunehmen, um ihn in der Zeit unentgeldlich im eleganten Lateiniſchſprechen und ſchreiben, ſo wie überhaupt in der höheren Philologie, feſtzuſetzen. Hätten wir in Lochau bleiben müſſen, ſo wäre dieſes Anerbiethen von mir gewiß angenommen.

Als wir mit Lenz das Innere des Schloſſes beſahen, wurden wir, unerwartet! eingeladen, — vor dem verſammelten Hofe zu erſcheinen. Lenz mußte Karln in den Wiſſenſchaften und alten Sprachen prüfen. Der Hof that es in den neuern u. ſ. w. Die regierende Frau Herzoginn unterhielt ſich beſonders viel und wiederholt mit Karln und fragte mich endlich: „Wie haben Sie es nur angefangen, den Knaben an die feinere Sitte zu gewöhnen, und ihn dabei ſo höchſt natürlich zu laſſen. Er kann wohl nicht oft in

Geſellſchaften dieſer Art geweſen ſein, und doch ſcheint er beſtändig darin gelebt haben.“ Ich verſicherte, der Wahrheit gemäß, daß nichts davon erlernt ſei, ſondern alles frei aus der Seele des Knaben fließe, weil ſein Geiſt, ſein Herz und ſein Zartgefühl ſtets richtig ausgebildet worden ſeien.

Es war grade die Vermählung der Prinzeſſinn mit dem Erbgroßherzog von Meklenburg-Schwerin. Man lud uns deshalb ein, allen Feſtlichkeiten beizuwohnen. Den Neuvermählten mußten wir verſprechen, ſie in Ludwigsluſt zu beſuchen. Prinz Bernhard führte ſelbſt uns auf dem noch nicht beſehenen Theile des Schloſſes umher, und die erſten Familien des Orts ſahen uns oft und gern bei ſich. Vorzüglich muß ich dies von dem ſehr gelehrten und vortrefflichen Herrn Miniſter v. Voigt rühmen, der — wenn gleich krank, doch — ſehr viel zu unſerm Vergnügen und Nutzen wirkte. Seine Abſicht ging noch weiter. Da wir aber in Göttingen (nicht in Leipzig) leben mußten, zerfiel ſein ſchöner Plan, der ſchon ſo gut wie ausgeführt war. Hier iſt ſein Abſchiedsbrief!

„Hiermit empfangen Sie, th. H. Dr. einen Empfehlungsbrief an den Herrn Miniſter, Gr. v. Wolffradt. Er iſt ſo geſchrieben, wie ich ihn für ein eignes liebes Kind geſchrieben haben würde. Gott gebe ſeinen Seegen für die Zukunft des liebens- und bewundernswürdigen Karl Witte! (Nun ſpricht er von ſeinem edlen Plane.) In Gotha bringen Sie dem H. R. Becker meine redlichſten Begrüßungen mit! Dem Herrn Miniſter v. Frankenberg habe ich in einem eignen Briefe geſtern Abend Ihren Wunderſohn empfohlen: Reiſen und vollenden Sie glücklich! Es wird mich ſtets intereſſiren, von Ihnen zu hören, noch mehr — ſelbſt zu ſehen. Dero ſehr gewidmeter Diener. G. v. Voigt.

Weimar am Johannistag, 1810.“

Doch, ich darf Vater Wieland nicht vergeſſen! Zwar kannte ich ihn ſchon; aber dieſe 1795 angeknüpfte Bekanntſchaft war, bei ihm! gewiß verſchollen. Er nahm uns anfangs artig, dann aber: höchſt gütig! auf. Ja, ſehr bald machte er es uns zur Pflicht, ihn jeden Tag, wenigſtens einmal zu beſuchen. Vorſchläge, Rath, Empfehlungen ꝛc.

Er gab uns alles. Kurz vor meiner Abreiſe erhielt ich noch folgendes Lebewohl von ſeiner eigenen Hand; eine heilige Reliquie für meine Familie!

„Es gereicht mir zu großem Vergnügen, ſehr verehrter Herr, Ihnen bei Ihrer Abreiſe von hier mit Zuverläſſigkeit die aus dem eigenen Munde einiger der erſten Perſonen des hieſigen Hofes erhaltene Verſicherung mit auf den Weg geben zu können, daß die ungemein gnädige Aufnahme, welche Sie und Ihr liebenswürdiger Sohn bei Ihrer Erſcheinung an unſerm Hofe gefunden, und das Wohlgefallen, welches Ihre Durchlauchten, der Herzog, die Herzoginn und die übrigen anweſenden fürſtlichen Perſonen an dieſem außerordentlichen Knaben bezeigt haben, mit einer Theilnahme verbunden iſt, die mich zuverſichtlich hoffen läßt, daß Sie auf die, zu Ihrem bewußten Vorhaben erforderliche, Unterſtützung ſicher rechnen können.

„Was mich betrifft, wertheſter Herr Dr. ſo wäre eine ſchriftliche Wiederholung deſſen, was ich Ihnen, bei meinen, mit Ihrem lieben Karl vorgenommenen Prüfungen münd-

lich bezeugte, um ſo überflüſſiger, da ich es bald möglichſt im N. T. Merkur dem ganzen deutſchen Publikum bezeugen werde. Ich könnte nicht wärmeren Antheil an dem herrlichen Knaben nehmen, wenn er auch mein leiblicher Sohn wäre; und gewiß werde ich, ſo lange ich noch zu leben habe, alles was in meinen Kräften ſteht, (ſo wenig es auch an ſich iſt,) zur Beförderung der Mittel und Wege, wodurch er ſeine möglichſte Ausbildung erhalten kann, beizutragen befliſſen ſein. Leben Sie wohl! Reiſen Sie glücklich, und mögen wir uns bald unter den günſtigſten Auſpicien wiederſehen. C. M. Wieland.

Weimar, den 24. Junius 1810.

Noch hätte ich der liebevollen Menſchen in Weimar viele zu nennen. Aber, der Raum verbietet es hier. Ihnen allen aber meinen innigen Dank! Bertuch, der Gen. Sup. Vogt und mein Wirth Schimmelpfennig bewieſen ſich vorzüglich freundlich. Göthe war leider! in Karlsbad, hat aber ſpäter meinen Sohn ſehr gütig ausgezeichnet.

In Erfurth brachten wir einen Abend bei dem trefflichen Loſſius zu. Auch ihn traf

das Loos der Beſſeren auf der Erde: leiden zu müſſen. Doch, er iſt ja jetzt hinüber und freut ſich der ſchöneren Heimath.

In Gotha erwartete man uns ſchon. Eine höchſt gebildete Hofdame v. Huitt hatte uns am Weimarſchen Hofe geſehen und erbot ſich, uns in Gotha bei Hofe einzuführen. Thümmel aber (der beliebte Schriftſteller) fand uns eine Stunde nach unſerer Ankunft, in der gelehrten Geſellſchaft, in welche Löffler uns geführt hatte, und verſicherte, er habe uns ſchon geſucht, weil der Weimarſche Hof es ihm, bei ſeiner Durchreiſe, aufgetragen, (und der hieſige es verlangt) habe, uns vorzuſtellen. Er und ſein Vetter v. Scheliha, thaten es wirklich.

Gleich am andern Morgen holte er uns ab, und brachte uns zu Frankenberg. Einen liebenswürdigeren Greis habe ich (Jeruſalem ausgenommen!) wohl nie geſehen. Grade eben ſo war ſeine Gemahlinn. Beide empfingen uns wie alte Bekannte; denn Herr v. Voigt hatte ſehr ausführlich über uns geſchrieben. Auch in Betreff Gotha's muß ich viele Namen — hier wenigſtens! — uner-

wähnt laſſen, die meinem Sohne und mir für immer werth ſind. Alle, die wir kennen lernten, (und ihrer waren viele! denn einer führte uns dem andern zu!) benahmen ſich ſchön gegen uns. Daß wir Becker und Döring nicht vorbei gingen, verſteht ſich von ſelbſt. An den letzten waren wir von Lenz mit den Worten empfohlen: „Das Kind wird Ihnen hoffentlich ſo viele Freude machen, als es in Weimar von der Herzoglichen Familie an, herabwärts jedem, der es kennen lernte, gemacht hat.“ Döring prüfte Karln, und war vollkommen zufrieden mit ihm. Becker benahm ſich ſehr edel. Doch, ich kannte ihn ja nie anders. Am Morgen meiner Abreiſe (den Abend zuvor hatten wir in ſeiner lieben Familie zubringen müſſen) ſchickte er mir noch ſehr freundliche Zeilen, und bat mich, über den Inſelsberg und Liebenſtein zu reiſen.

Es würde ſehr undankbar ſein, des Hofes nicht mit inniger Verehrung zu erwähnen. Wir wurden zum Frühſtück bei der Frau Kurfürſtinn von Heſſen, K. H., und Mutter der Herzoginn, eingeladen. Sie benahm ſich, wie eine mütterliche Freundinn.

Man hatte mich gebeten, nicht von Kaſſel zu ſprechen, weil es ihr ſchmerzliche Gefühle erregen werde. Aber — Sie fing davon an, und erbot ſich zu Empfehlungen an ihre dortigen: Freunde. (Dies iſt Ihr Ausdruck.) Wir mußten einige Stunden bei ihr bleiben, dann ſchenkte ſie Karln als Andenken eine, von ihr ſelbſt geſtrickte, Börſe, in welcher vier Louisd'or ſteckten, mit der ausdrücklichen, höchſt freundlich ausgeſprochenen Bitte, mich ſtets an ſie zu wenden, wenn ich ihrer bedürfe; denn ſie hoffe, ihre Verhältniſſe würden ſie nie hindern können, in einem Falle, wie dieſer, ihrem Verſtande und Herzen zu folgen.

Bei der Herzoglichen Familie ſelbſt waren wir zum Nachmittag eingeladen. Wir fanden den ganzen Hof. Auch die Frau Kurfürſtinn kam; und die Frau Herzoginn von Bernburg mit ihrer Tochter. Nach dem Kaffee, und einer vielſeitigen Prüfung meines Sohnes, führten uns alle im Garten umher. Die beiden kleinen Prinzeſſinnen ſpielten mit Karln, als ihrem Altersgenoſſen, und alle drei beſchenkten einander mit Blumen. Der Her-

zog ſchaukelte ſie, ließ die Waſſer ſpringen u. ſ. w. Dann führte er mich allein durch einen entlegenen Theil des Gartens und legte mir tief eindringende Fragen über meine Erziehungsweiſe vor. Ich geſtehe, daß er mich mehrmals durch Fragen, Einwürfe, Beifall ꝛc. in ein angenehmes Staunen verſetzte. Als er mich, nach einer halben Stunde, wieder zur Geſellſchaft zurückgeführt hatte, verſchwand er. Ich wollte jetzt gehen. Man verlangte aber, daß ich bleibe. Am Abend entließ man uns mit der edelſten Güte, und die Herrn v. Thümmel ꝛc. begleiteten uns durch den Garten, weil wir — ſagten ſie — den trefflichen Frankenberg noch einmal ſehen müßten. Dieſer kam uns mit Engelsfreundlichkeit entgegen, erzählte uns alles, was — ſo eben! — bei Hofe vorgefallen war, und überreichte Karln, (deſſen Geburtstag den erſten Julius, am folgenden Tage, war,) vier und zwanzig Louisd'or als Angebinde von Seiten des Herzogs, welche dieſer ſelbſt eingeſiegelt hatte.

Ich wurde tief dadurch gerührt, uud ſogleich ſtand der Entſchluß feſt, auf Gott vertrauend, dieſe acht und zwanzig Louisd'or,

als eine Grundlage anzuſehen, worauf ich meinen Plan, Karls wegen Lochau zu verlaſſen, ruhig ausführen wolle.

In Schnepfenthal feierten wir, bei dem, mir ewig theuren, Salzmann, Karls zehnten Geburtstag. Seinetwegen war es mir äußerſt werth, daß S. mir auf meine Frage: Kennen Sie mich wohl noch? antwortete: „Ob ich Sie kenne? — Habe ich es Ihnen denn nicht gut genug geboten, um Sie als Lehrer für meine Anſtalt zu gewinnen? Aber — Sie wollten nach der Schweiz ꝛc.“ Dann ſetzte er hinzu: Jetzt bin ich aber böſe auf Sie! und zwar Deſſentwegen (zugleich wies er auf Karl.) Denn, er kann das alles nicht leiſten, ohne an Geiſt oder Herz verdorben zu ſein. Gut, antwortete ich lächelnd: Beobachten Sie ihn! Darum bringe ich ihn her! Und — ſind Sie am Ende mit ihm und mir zufrieden, ſo verſichern Sie mich deſſen mit einem Händedruck! Sind Sie es nicht; nun, ſo verſchweigen Sie mir auch das nicht! aber — mit Gründen! Es ſei! verſetzte er. Nur ſage ich Ihnen, daß ich ihn ſchärfer beobachten werde, als er je beobachtet wurde.

Sie bleiben doch einige Tage hier?" — Ich willigte ein. Schon nach Tiſche war S. Karln ſo gut, daß er einen jungen Kirſchbaum feierlich nach ihm benannte. Im Jahre 1817, als ich den würdigen Sohn des Heimgegangenen beſuchte, habe ich den Baum wiedergeſehen, und den Namen: „Karl Witte" von Salzmanns Hand im Verzeichniſſe geleſen. Karl wurde abſichtlich zu allem mitgenommen; zum Unterricht, zu den Spielen, zu körperlichen Uebungen, zum Baden ꝛc.

Bei meiner Abreiſe, erhielt ich von Vater Salzmann: Händedruck, Umarmung und Verſicherung, daß er völlig zufrieden ſei, jedoch die Möglichkeit, ſo etwas zu leiſten nicht begreiſe. Karln küßte er zärtlich, und ſchenkte ihm ein Schauſtück, beſtimmt zum Lohne des Fleißes. Gleich am erſten Nachmittag gingen wir zu Gutsmuths. Doch, er mag ſelbſt reden: (N. Biblioth. Junius 1810.)

„Ich ſaß in meinem Garten, ꝛ ꝛ da traten zwei Fremde herein. Es waren Karl Witte der Vater, und ſein Sohn. Eine angenehme Ueberraſchung! Sogleich geſellte ſich der Kleine zu meinen Kindern, und ſpielte mit ihnen,

wie Kinder zu thun pflegen; indeß wir, der Vater und ich, ſchnell mit einander bekannt, in ein Geſpräch über den Sohn geriethen. Es iſt bekannt genug, daß dieſer Knabe unter der Leitung ſeines Vaters in einem ſehr kurzen Zeitraume außerordentlich viel geleiſtet hat. Es entſtand die Frage: iſt es das wundervolle Talent des Sohnes, oder die Methode des Vaters, welche dieſe ungewöhnlichen Fortſchritte verurſachte? ‥ Intereſſant iſt es, ‥ zu erfahren, daß das ganze Faktum ſchon vor der Geburt des Knaben von ſeinem Vater prämeditirt war. (Jetzt folgt Schraders — obiger — Brief.) Ich glaube, dieſen freundſchaftlichen Streit, angewandt auf den beſtimmten Fall, nicht kürzer beilegen zu können, als dadurch, daß ich die Behauptung äußere: Beide haben recht! Der Bildner traf auf ein ſchönes Stück Marmor, und er bildete es mit Genie und großem Fleiße. Es kann noch tauſend dergleichen ſchöne Stücke geben; aber — der Künſtler fehlt, und ſie bleiben roh, oder werden nur zu ſchlechten Bildſäulen. Daß der Sohn des würdigen Vaters körperlich und geiſtig gut organiſirt

ſei, bemerkt man an ſeiner Munterkeit, an der Regſamkeit ſeines Körpers, und an ſeinem, nicht gemeinen, Auge. Es giebt tauſende deſſelben Gepräges; aber eben darum, weil ſie in ihrem zehnten Jahre noch nicht auf der Stufe des jungen Witte ſtehen, iſt es klar, daß die Organiſation nicht allein ausreicht, daß ihnen der meiſterliche Bildner fehlt. Anders würde ich urtheilen vom eigentlichen Genie, das, gleichſam wie ein Inſtinkt, jede Bande gewaltſam durchbrechend, ſich in die Sphäre den Weg bahnt, in welcher es zu ſpielen beſtimmt iſt, und indem ſich ſo ſeine Kraft nach einer beſtimmten Seite wendet, gewöhnlich auf allen übrigen nur Schwäche, Unbeholfenheit und auffallende Sonderbarkeiten zeigt. Dies iſt aber bei dem jungen Witte durchaus nicht der Fall. Ich hatte ein wachſames Auge auf ihn, fand aber an ihm völlig das Gewöhnliche, das Wünſchenswerthe: kindliche Heiterkeit, volle Theilnahme an andern, ſelbſt viel jüngeren Kindern, und Fügſamkeit in Umgebungen, ganz wie ſie ſich für Knaben ſchickt. Ich durfte allenfalls Mistrauen in die Richtigkeit dieſer

mei-

meiner Beobachtung ſetzen. Ich hörte daher auf die allgemeine Ausſage einer unbeſtechlichen Jury, auf das Urtheil junger Knaben und Jünglinge, die dem liebenswürdigen Knaben an Alter gleich oder nahe ſtehen; und, ohne von mir befragt zu werden, behauptete eine Anzahl von Schnepfenthaler Zöglingen, die mich am folgenden Tage grade umgaben, K. Witten beſonders darum liebgewonnen zu haben, weil er im Umgange auch gar keine Spur von dem zeigte, oder zur Schau trug, was er wiſſe, und weil er an ihren Spielen allen Antheil genommen.

Der zweite Punkt unſerer Unterredung betraf die fernere Führung des Knaben. Es ſcheint mir, daß ein zehnjähriges Kind von der Bildung ſchlechterdings nicht in die gewöhnliche Schulbahn geworfen werden dürfe. Sie paßt ſo wenig für ihn, als er für ſie. Dies iſt ſehr einleuchtend. Er iſt im zehnten Jahre, vorzüglich in Sprachkenntniß, ſchon dahin gelangt, wohin die fähigſten und fleißigſten Schüler ſelten im zwanzigſten kommen, und wohin alle übrigen nie gelangen. Soll der Vater nun im zehnten Jahre mit

ſeiner Methode enden, und die zehn folgenden Jahre in den gewöhnlichen Schulgang verweiſen? Nein! er muß durchaus ſelbſt in ſeiner Methode fortfahren. Allein die Fortſchritte des Knaben wachſen mit jedem Monate; der Vater, der durch die Erziehung des Sohnes ſeinen Fleiß und ſeine ausgezeichneten Kenntniſſe bewieſen hat, wird alle ſeine Kräfte aufbieten müſſen, um ſeinem Sohne gewachſen zu bleiben; er wird in einzelnen Fällen der Hülfe dieſes oder jenen Meiſters nicht entbehren können, und ſein gelehrter Apparat wird nicht mehr hinreichen. Kurz, das Dörfchen Lochau wird für dieſe ſeltene Erſcheinung zu enge. Dies iſt es, was den Vater antrieb, offenkundig werden zu laſſen, was bisher nur Wenigen bekannt war.

(Nun erzählt er das edle Benehmen der Leipziger.) Das liebenswürdige Kind unterbrach uns. Wie natürlich war mein Wunſch, etwas von dem merkwürdigen Phänomen zu ſehen, das ein Knabe, der heute zehn Jahr alt war, durch ſeine Kenntniſſe in alten und neuern Sprachen in ſich darſtellt! Ich gab ihm eine Stelle der Aeneis zu überſetzen. In

der That, es war nicht nöthig, daß er ſie flieſ-ßend in reinem Deutſch und doch getreu, wiedergab, wie er es that; ſchon die höchſt angenehme Deklamation der lateiniſchen Verſe: das innige Gefühl, mit dem er ſie rezitirte; gab vollkommen zu erkennen, daß er ſie ganz verſtand. Ich wählte hierauf eine ital. Novelle, deren Styl etwas ſchwerfällig iſt. Er laß ſie mit ſchönem Akzent, und überſetzte ſie, ohne ſonderliche Schwierigkeiten dabei zu finden. Eine Stelle aus einem franzöſiſchem Buche wurde augenblicklich deutſch wiedergegeben, gleichſam als läſe er ſie aus dem Buche ab. Merkwürdig blieb mir ganz vorzüglich der richtige Takt, den das Kind in die Behandlung der gegebenen drei Stellen legte. Wie vollkommen richtig ſtufte es ſeinen Ton und Vortrag nach dem Geiſte der Stellen ſelbſt ab, von denen die erſte poetiſche Erhabenheit im Ton, die zweite moraliſchen Ernſt, und die dritte den puren Geſellſchaftston des Alltagslebens erforderte. Ich geſtehe, daß mich dies feine Gefühl in einem Kinde von eben zehn Jahren weit mehr zur

Bewunderung hinriß, als ſeine bewunderns⸗würdige Sprachkenntniß ſelbſt.

„Welche Methode, mein theurer W., haben Sie angewandt, um es dahin zu bringen?“ ⸗ ⸗ Ich kann nicht umhin, den würdigen Mann hier öffentlich an das zu erinnern, was er mir perſönlich verſprach: endlich öffentlich von ſeiner Methode zu ſprechen, die wohl ungewöhnlich forthelfend ſein muß, da er durch dieſelbe ſeinen Sohn, ohne ſeine jugendliche Munterkeit, ohne das Wohlſein ſeines Körpers zu verletzen, in einem Zeitraume von fünf Jahren bis zu dieſer ungewöhnlichen Stufe bildete, auf der er jetzt ſteht, und welche Männer von den gründlichſten Kenntniſſen, welche ſelbſt unſer ehrwürdiger Wieland, bewundert.

Seegnend küßte ich die Stirne des Knaben und drückte in einer Umarmung mit Wärme die Hand des Vaters. ⸗ ⸗ Tieftrunk ſagt in einem Briefe: „Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt fragen wird: ⸗ ⸗ Wer nahm ſich des Kindes an? Wie verfuhr man zu Gunſten einer Pflanze, welche die Natur einzig, gleichſam zur Probe für ihr Zeitalter

erſcheinen ließ?“ Ich bin keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Nachwelt die günſtigſte Beantwortung dieſer beiden Fragen finden wird. Ich zweifle keinen Augenblick.

Gutsmuths.

Er ſchickte Karln eins ſeiner Werke als Beweis ſeiner Liebe, und mir ein ſchriftliches Lebewohl.

Wir ſchlugen den von Becker angerathenen Weg ein, und wurden in Liebenſtein von dem Freiherrn v. B. dem Direktor der vortrefflichen Badeanſtalten, als ihn beſuchende Freunde aufgenommen. Er hatte Briefe mit mir gewechſelt im Namen der Frau Herzogin zur Zeit da dem jungen Herzog ein Erzieher gewählt werden ſollte. Durch ihn ſahen wir alles, und genoſſen ſehr viel Vergnügen.

Bei Eiſenach wurde die Wartburg beſtiegen u. ſ. w., kurz: wir kamen endlich geſund und wohl in Kaſſel an, obgleich Karl die ganze große Reiſe mit mir zu Fuße gemacht hatte. Der König war aber noch nicht da. Am andern Morgen ſchon ſprach ich den Herrn v. Leiſt. Er hatte große Vorurtheile gegen mich und meinen Sohn; gewann dieſen aber

ſchnell ſehr lieb, prüfte ihn über drei Stunden lang, erſtaunte über ſeine Kenntniſſe und fragte mich nach meiner Lehrweiſe. Vor allem beſtimmte er aber, der Knabe dürfe nicht nach Leipzig, ſondern müſſe im Lande bleiben. Dann bat er uns auf morgen zu Tiſche, und lud die — in Kaſſel gegenwärtigen — Miniſter und Staatsräthe ein, um Karln einige Stunden zuvor zu prüfen. Deutſche und Franzoſen waren im höchſten Grade zufrieden, hielten Rath, was geſchehen ſolle, und beſchloſſen einmüthig: Der König müſſe mir erſetzen, was Leipzig verſprochen habe, und ich dann mit meinem Sohne die Univerſität Halle, oder Göttingen beziehen. Halle verbat ich unbedingt, und willigte auch für Göttingen nicht ein. Leiſt ward inzwiſchen anderes Sinnes, und wollte, (am dritten Tage,) daß Karl noch eine kurze Zeit nach Ilefeld, wo L. ſelbſt gebildet worden iſt, gehen ſolle. Ich ließ es mir gefallen, in ſofern ich ihn begleiten dürfe; auch verſprach ich, aus Liebe für mein Kind, mein Brod dort durch Unterricht an der Anſtalt zu erwerben. L. aber wollte, Karl ſolle allein, als: „Zög-

ling des Staats" dort ſein. Er ſelbſt werde als Vater, für ihn ſorgen! — Hierin konnte ich nicht willigen. Schmerzhaft fühlte ich ſeinen Vorwurf: „Was wollen Sie denn mehr? Wer kann ſich rühmen, daß ihm das geboten ſei? Wen der Staat adoptirt, für den iſt geſorgt! —" Ich erkannte alles mit innigem Dank, ſagte aber mit Thränen: „nein! Denn ich habe meinen Sohn nicht deshalb bisher ſo ſorgfältig gebildet, um ihn im zehnten Jahre loß zu ſein ꝛc. Kurz, ich blieb feſt, ungeachtet der viel vermögende Leiſt darüber ſehr verdrießlich war, und der Miniſter Wolfradt, der nach einigen Tagen mit dem Könige zurückkam, mich hart darüber anließ. Er wiederholte mir faſt alles, was Leiſt geſagt hatte, wörtlich; fügte aber, in ſeiner Heftigkeit, noch mehrere Beſchuldigungen hinzu, die man ihm — wie er ſelbſt geſtand — von Halle her geſchrieben hatte. Unter andern: Ich habe meinen Sohn zur Schau in der Welt herumgeführt, um von ihm reden zu machen. Daß Merſeburg, (eine Stunde) Halle, (zwei Stunden) und Leipzig (vier Stunden von Lochau) damit nicht gemeint

ſeien, räumte er ein. Dann antwortete ich ihm: So bin ich nicht ſchuld! ſondern E. E. ſelbſt! denn nach allen übrigen Orten haben Sie mich, — ſeit mein Sohn etwas weiß — zu reiſen gezwungen.“ Er. (faſt in Wuth.) Ich? — Wie? — Ich? hätte Sie gezwungen, mit Ihrem Sohne nach Gotha, Halberſtadt, Weimar, Magdeburg ꝛc. zu reiſen? Ich. Ja, I. E. Sie! denn — ich wollte nichts, als mit meinem Sohne nach Leipzig gehn, und bat deshalb ſchriftlich um eine zeitweilige Entlaſſung, oder um Verſetzung in eine große, am liebſten in eine Univerſitätsſtadt ꝛc. Nun wiederholte ich ihm wörtlich was ich oben S. 365 erzählt habe. Dies machte ihn ſtutzig. Doch ſiegte ich erſt, als ich nach ein und einer halben Stunden endlich erreichte, daß er Karln, den ich unten gelaſſen hatte, heraufrufen ließ. Kaum ſah er ihn; kaum hatte Karl, nach einer leichten Begrüßung, lebhaft ausgerufen: ach! was iſt das für eine herrliche Karte von Weſtphalen! (Sie lag über einen Tiſch ausgebreitet, und hing auf allen Seiten bis an die Erde.) ſo fragte W. ihn erſtaunt: Haben Sie denn die Karte ſchon

geſehen? (Der König hatte ſie ſo eben aus Paris gebracht, und Hannover war mit darauf, als zu Weſtphalen gehörig. In Kaſſel beſaß ſie noch niemand, der nicht ganz nahe um den König war.) Nein! antwortete Karl; aber es iſt doch Weſtphalen! Sehen Sie nur! ! — Nun ging er ins Einzelne! W. hörte ihm ſtarrend zu; trat dann, wie in tiefen Gedanken, zu mir und ſagte: Man hat mich unrecht berichtet. Dann ſprach er wieder mit Karln, und prüfte ihn mehrfach. Endlich gab er ihm Landkarten, Bücher ꝛc. und trat mit mir ans Fenſter: „Man hat Ihnen ſehr unrecht gethan! ſagte er; denn man hat mir geſchrieben und geſagt: Der Knabe ſei eine Treibhauspflanze, die Sie, aus Eitelkeit! ſo getrieben hätten. Er ſei an Körper, Geiſt und Herz verderbt, und ſein Wiſſen ſei bloß eingepfropft. Dies alles iſt aber nicht wahr, denn er iſt ein liebenswürdiges Kind, ganz natürlich, und was er weiß, weiß er tüchtig!"

Nun erſt gelangte ich dahin, daß er ruhig ſprach, und dasjenige laß, was er leſen ſollte. Vorher wurde er mehrmals ſo heftig, daß ich fürchtete, er werde mir die Thüre

weiſen. Doch ertrug ich es, meines Kindes wegen. Jetzt war und blieb er heiter. Zuletzt ſcherzte er ſogar. Als er nämlich in Schraders Briefe an die Stelle kam: „Ich kenne Ihre Kraft, Ihre ſeltene Ausdauer, und die feſte Beharrlichkeit, mit der Sie Ihre Zwecke verfolgen!“ ſagte er lächelnd: „ich kenne ſie auch!“ Bei der Stelle: „ : : die Allmacht, mit der Ihre, in ihrer Art einzige, Beharrlichkeit auf alle diejenigen zu wirken weiß, auf die Sie wirken wollen“ ſprach er mit ſcherzhaftem Drohen: „Die habe ich erfahren.“ Jetzt kamen wir uns näher; nur ſollte ich nicht nach Leipzig gehen. Acht Tage hindurch verlangte er befehlend, ich ſolle den König um Unterſtützung bitten, damit mein Sohn in Göttingen ſtudiren könne. Ich wollte aber bloß Erlaubniß, nach L. zu gehn, und — zeitweilige Anſtellung eines Gehülfen in meiner Pfarre. Endlich genehmigte er, daß ich nur um dies anſpräche, befahl mir jedoch, hinzuzuſetzen: Im Fall indeß J. M. beföhlen, daß ich nach Göttingen gehe, ꝛc. Uebrigens ſolle ich ihn nur machen laſſen.

Während dieſer Wochen wurden wir zu

faſt allen Großen eingeladen, zu Franzoſen wie zu Deutſchen. Alle nahmen gleichen Antheil. Wir aßen ſelten einen Mittag oder Abend zu Hauſe. In mehreren Häuſern waren wir oft, z. B. bei dem franzöſiſchen Geſandten, Baron Reinhard, einem ſehr gelehrten, und doch höchſt geſcheuten und biedern Würtemberger, der in Kaſſel natürlich die erſte Rolle ſpielte. Seine Güte für meinen Sohn und mich iſt ſich vom erſten Augenblicke an bis jetzt, immer gleich geblieben. Wo ich ihn auch wiederfand; er war ſtets derſelbe. Auf eine ähnliche Weiſe handelte der ruſſiſche Geſandte, Fürſt Repnin, der mir ſeinen Sohn anvertrauen wollte, und der Sächſiſche, Graf Schönberg. Bei ihm und bei dem Staatsrath, (jetzt Miniſter,) Herrn v. Witzleben ſollten wir täglich ſein, und mußten wenigſtens bei ihnen vorſprechen. Faſt eben ſo war es bei Graf Pappenheim. Doch es würde undankbar ſein, der Franzoſen, die es gut mit uns meinten, nicht auch zu erwähnen. So wie ich, aus Mangel an Raum, von vielen Deutſchen hier nicht ſprechen kann, die ſich doch ſehr um uns verdient

machten, ſo kann ich auch nur drei Franzoſen nennen, ungeachtet ihrer viele es verdienten. Dieſe drei ſind Simeon, Morio und Fürſtenſtein. Simeon prüfte Karln franzöſiſch im Griechiſchen, Lateiniſchen u. ſ. w. meiſtens aus Büchern, gab dann gediegenen Rath, und ſprach liebevoll für uns. Morio prüfte ihn durch Hülfe einer Menge klaſſiſcher Stellen aus den alten Sprachen, welche er auswendig wußte. Er blieb uns zugethan, bis zu ſeinem Tode. Drei Tage vorher, ehe er, wegen ſeiner Vorliebe für die Deutſchen von dem Unmenſchen erſchoſſen wurde, kam er durch Göttingen, ließ uns rufen, fragte, ob uns etwas fehle ꝛc. und nahm, wie mit Vorgefühl, rührend Abſchied von Karln und mir. Fürſtenſtein hatte durch ihn von uns gehört, ließ uns alſo einladen, unterhielt ſich viel mit Karln, und fragte mich dann, ob ich den König um nichts bitten wolle? Ich erzählte ihm die Lage der Sache, er verlangte, den Aufſatz zu ſehen, laß ihn, und wollte ihn ſelbſt dem Könige übergeben. Da ich indeß mit dem Grafen Wolfradt übereingekommen war, daß er die Vorſtellung übergeben wer-

de, ſo ſagte ich dies Fürſtenſtein, und er trat zurück, ſetzte aber hinzu: Ich werde dennoch mit dem Könige darüber ſprechen! Jedermann bedauerte mein ängſtliches Worthalten. Denn, ſagte man: F. hätte Ihnen das Doppelte von dem verſchafft, was W. vorſchlagen wird. Auch hätten F. und M. alsdann Sie und Ihren Sohn nie aus den Augen gelaſſen.“ Sie hatten Recht! aber — ich habe Wort gehalten. Bald nach dieſem Tage verlangte Wolfradt, der die allgemeine Theilnahme erfuhr, daß ich nach Hauſe reiſe. In Lochau fand ich folgendes miniſt. Schreiben:

Kaſſel den 29. Julius 1810.

Mein Herr Pfarrer!

Ich habe Sr. M. dem Könige über die vorzüglichen Talente und Fortſchritte Ihres Sohnes, ſo wie über Ihre Wünſche, um ſich der Erziehung deſſelben ganz widmen zu können, Bericht erſtattet. Se. Maj., ſtets gnädig geneigt, Talente zu ermuntern, haben Ihnen

1) den von Ihnen nachgeſuchten Abſchied von Ihrer jetzigen Stelle auf Michaelis in Gnaden bewilligt, und mir befohlen, Sie

nach geendigtem Unterricht Ihres Sohnes, zu einer andern Stelle in Vorſchlag zu bringen.

Bei den vorzüglich guten Unterrichtsanſtalten im Königreich, wollen Se. Maj., daß Sie dieſen Unterricht im Königreiche ſelbſt vollenden; und bewilligen zu dem Ende, und um Sie für etwanige andere Anerbiethungen ſchadlos zu halten:

2) Ihrem Sohne von inſtändigem Michaelis an auf drei Jahre, jährlich eine Summe von zweitauſend Franken, um ſich mit Ihrem Sohne nach Göttingen zu begeben, und unter der Leitung der dortigen vortrefflichen Lehrer Ihr angefangenes Werk zu vollenden.

Es gereicht mir zu einem wahren Vergnügen, Ihnen dieſe Gnade unſers Monarchen anzukündigen, und werde ich gewiß darauf bedacht ſein, auch bei den akademiſchen Studien Ihres Sohnes, Ihnen alle Erleichterung und Hülfe zu verſchaffen.

Ein zweimonatlicher Urlaub bis Michaelis zur Arrangirung Ihrer Angelegenheiten ſoll Ihnen bewilligt ſein, weshalb ſo wie Ihres Abſchiedes wegen, ich das Nöthige an

das Konſiſtorium zu Magdeburg erlaſſen habe.

Ich ſende Ihnen die mir zugeſtellten Papiere hierdurch zurück, und verſichere Sie meiner beſondern Achtung.

Der Miniſter. G. A. Comte de Wolfradt.

Von Kaſſel gingen wir nach Göttingen, wo Heyne, Blumenbach, Heeren und Reuß ſich ſehr viel mit Karln beſchäftigten, uns alle Merkwürdigkeiten zeigten und zeigen ließen, Karln prüften, ſich verwunderten, und mich um die Weiſe, wie ich ihn bildete, befragten. Als ich abreiſen wollte, fand ich einen Bekannten, der noch denſelben Abend bis Oſterode fuhr. Ich änderte meinen Reiſeplan, vereinigte mich mit ihm, weil Karl dieſen Theil des Harzes noch nicht kannte. Das Wetter begünſtigte uns ungemein. Wir beſahen daher alles Merkwürdige von Oſterode, Klausthal und Zellerfeld, und beſuchten den Brocken an einem himmliſchen Nachmittag. Der Morgen darauf war einzig. Denn — Wolken und Sonne kämpften förmlich mit einander. Dabei glühte die Elbe neben Magdeburg in zwei goldenen Streifen, und ich ſah

— zum erſtenmale! — die Magdeburgſchen Thürme mit bloßen Augen ſo klar, daß ich die meiſten erkannte. Endlich ſiegte die Sonne, und ging triumphirend, über den Wolken auf, an den blauen Himmel empor, und ihre Widerſacher verſanken beſchämt in die Thäler. Siehe, ſagte ich zu Karln, das iſt das Bild der Unſchuld, ſo oft die Gottheit ſich ihrer, hier ſchon! annimmt. Dann müſſen Neid, Verläumdung und Boßheit ſich verkriechen. Aber — dies Schauſpiel für Engel und edlere Menſchen wird auf unſerer Erde eben ſo ſelten gegeben, als man — auf dem Brocken einen Morgen, wie den heutigen, trifft.

Von hier aus beſahen wir die Merkwürdigkeiten der andern Seite des Harzes zum zweitenmale, ſo daß Karls Begriffe darüber merklich berichtigt wurden. Zugleich gingen wir zum Pr. J. in W. Er iſt der einzige Privatmann, welcher ſich zu einer (ſehr bedeutenden!) Unterſtützung meines Vorhabens erboten, und dieſelbe geleiſtet hat. Doch, meine Leſer werden durch den nachfolgenden Brief eben ſo überraſcht werden, als ich, da

ich

ich ihn am Morgen meiner Abreiſe verſiegelt von dem Bedienten empfing:

„Ich danke Ihnen, m. th. H. Dr. für den mir geſchenkten Beſuch, und daß Sie mir zugleich die Gelegenheit verſchafft haben, Ihren hoffnungsvollen Sohn zu ſehen und zu ſprechen, was mir beides viel Freude gemacht hat. Auch ich fühle mich verpflichtet, zu ſeinem ferneren Gedeihen ein Scherflein mit beizutragen, und bitte Sie, die Verſicherung anzunehmen, daß ich Ihnen hundert Thaler, in jährlichen Raten von dreiunddreißig und ein drittel Thaler, durch meinen zukünftigen Schwiegerſohn, A. S. in L., auszahlen laſſen werde. Wünſche pflegen nur in Worten zu beſtehen, wobei das Herz nichts weiter fühlt. Ich betheure Ihnen aber, daß mein Wunſch, aus der Fülle meines Herzens kommt, daß Sie an Ihrem wackern und liebenswürdigen Sohn alles das erleben mögen, wozu die Ausſichten Ihnen ſo viel Hoffnung geben. Und wenn ich es erlebe; ſo werde ich mich herzlich freuen, wenn, gegen Erwartung ſo mancher Zweifler, Ihr Sohn einſt ein ſeltener und die Menſchheit ehrender, aus-

gezeichneter Mann wird. Reiſen Sie glücklich und kommen wohl und geſund nach Hauſe! Ihr J.

W — e den 30. Julius 1810.

Als ich gerührt ihm dankte, bedang er ſich das Einzige aus, daß niemand etwas davon erfahre, weil ſein Verſprechen ſonſt von dem Augenblick an, aufhöre. Er hatte meinen Sohn ſtrenge beobachtet und beobachten laſſen. Sein Hauslehrer mußte uns nach Goslar führen, und uns dort alles Merkwürdige zeigen. Karl hatte dabei nicht Acht zu geben geſchienen; nachher aber bei Gelegenheit eines Spiels alles Geſehene ſo richtig und erſchöpfend erzählt, daß Herr L. (ſo heißt er) darüber erſtaunt, dem Pr. den ganzen Vorfall als etwas Außerordentliches, gemeldet hatte. Ich kenne den trefflichen J. ſeit vierzehn Jahren. Er gehört zu den Wenigen, die weiſe, gütig, und geheim! ſehr viel Gutes thun!

Gott laß' es dem Edlen ſtets wohlergehn!
Das bet' ich herzinniglich. Amen!

Dieſe dreiunddreißig und ein drittel Thaler ausgenommen, beſchränkte ſich das, wo-

von ich m:t meinet Familie leben ſollte, bloß auf das Jahrgeld (fünf hundert und funfzig Thaler). Alles Uebrige fiel weg, weil ich nach Göttingen gehen mußte. Selbſt das Jahrgeld war mir zwar verſichert, aber — nicht ſicher. Ich blickte daher der Zukunft mit Bangigkeit entgegen. Aendern konnte ich aber nichts. „Wollen Sie ſich expatriiren? hieß es allgemein, dann gehen Sie nach Leipzig! — ſonſt nach Göttingen!“ Nach einigen Tagen ſchon verkaufte ich, was ich nicht mitnehmen wollte; dann nahmen wir gerührt und dankbar von Leipzig Abſchied, und reiſeten über Deſſau, Wörlitz ꝛc. nach Potsdam und Berlin, um dort alles Schöne Karln noch einmal zu zeigen, unſern Freunden: Lebewohl! zu ſagen, und meine Vermögensumſtände in Ordnung zu bringen. Jenen nahen Verwandten, der mir ſo nachtheilige Gerüchte verbreitet hatte, ſprach ich in F—de im Bade. Er liebte jetzt Karln unbeſchreiblich, und ſah deutlich ein, daß er betrogen worden, folglich mein Verläumder geweſen war. Aber — er war ſchon zu geiſtesſchwach, und viel zu eitel, um mehr zu thun, als —

daß er Karln hätſchelte, küßte, drückte ꝛc. Mich bedauerte er, und ſuchte mir zu beweiſen, daß er, unter den Umſtänden, nicht anders habe handeln können. Wieder gut machen — wollte, und konnte er auch wohl nicht mehr.

Inzwiſchen hatte der G. F. M. Graf Kalkreuth, mich und Karln zu Tiſche bitten laſſen, weil er meinen Namen im Thorzettel geleſen hatte. Von dieſem Tage an ſchreibt ſich eine — ich darf es: Freundſchaft, nennen, welche mich und die Meinigen bis zu dem Tode des Greiſes an ihn, und bis heute noch an die Seinigen feſſelt. Darf ich ſeinen und ihren Briefen glauben, ſo haben wir gegenſeitig von einander frohe Stunden geiſtigen Genuſſes eingetauſcht. Von dieſer Seite wäre alſo ausgeglichen. Wie können wir aber ihnen die liebevolle Sorgfalt vergelten, welche ſie uns ſtets bewieſen! — wie die Güte, womit ſie uns geiſtige Erheiterungen und Genüſſe bereiteten, welche wir uns nicht erlaubt hätten, ſo erwünſcht ſie auch für Karls Bildung waren! — wie die Fürſorge, mit welcher ſie uns Perſonen näher brachten, die

uns wichtig werden konnten! — wie endlich die zartfühlende Aufmerkſamkeit die den Abſtand ihres Ranges und ihrer Verhältniſſe ſo ſchonend zu verhüllen, oder ganz zu beſeitigen wußten! —

Von K—s holte uns der G. Ch. Görike ab, und führte uns, auf eine gnädige Einladung, zu S. K. H. dem Kronprinzen, wo wir alle Königl. Perſonen fanden. Nur J. M. der König ſelbſt war in Schleſien. Wir mußten dort zum Abendbrodt bleiben, waren folglich fünf bis ſechs Stunden in dieſer Geſellſchaft. Ich erhielt dadurch Gelegenheit, das Zartgefühl ihrer einzelnen Mitglieder zu bewundern. Frau v. Voß hatte verlangt, man ſolle uns zuerſt zu ihr bringen, weil ſie meinem Sohne jede Scheu benehmen wollte. Dann führte ſie uns ein, und alle empfingen uns höchſt gnädig. Nach wenigen Minuten wurde die Unterhaltung freier und heiterer. Den Prinzen Friedrich kannten wir ſchon lange; der Kronprinz kam uns mit edler Freundlichkeit entgegen und die Prinzeſſinn Charlotte machte die huldreiche Wirthinn. Nach dem Thee wurde geplaudert, über ge-

lehrte und andre Gegenſtände; dann ſpielten wir geſellſchaftliche Spiele, und ich muß es dem ſchönen Herzen und feinem Gefühle Sr. K. H. des Kronprinzen zuſchreiben, daß er faſt immer Gemeinſchaft mit meinem Sohne machte, beim Spielen, Zeichnen, Erzählen ꝛc. Auch beim Eſſen mußte dieſer neben ihm ſitzen. Kurz, die zarte Aufmerkſamkeit, welche alle, welche beſonders der Erbe des Throns uns bewies, läßt ſich zwar innig und dankbar verehren, aber weniger ſchildern. Mit warmer Theilnahme befragte mich Herr G. R. Ancillon über Karln und ſeine Bildung.

Auf der Bibliothek, die mein verewigter Freund, Bieſter, uns zeigte, trafen wir die ſämmtlichen Bibliothekare. Natürlich prüfte man Karln; war aber ſehr zufrieden, und zeigte uns alle Schätze der Anſtalt zuvorkommend. Selbſt des Knaben Neugierde war den Vorſtehern lieb, und ſie befriedigten dieſelbe gern. Dieſer Beſuch ward die Veranlaſſung, daß Chodowiecky's berühmte Tochter, Fr. Pred. Henry, Karln malte. Ich empfing die Einladung dazu am folgenden Morgen. Sie vollendete das (Paſtell-) Gemälde, weil wir

abreiſen mußten, in drei Tagen, aber es war ſo meiſterhaft gerathen, daß jedermann verſicherte, es ſei ein Abdruck des lebendigen Knaben zu nennen. Nach der Ausſtellung hatte ſie die Güte, es uns zu ſchenken. So lange wir leben, wird es einen hohen Werth für uns haben. Ich beſitze ein früheres von Nathan in Leipzig, als Karl ſechs, und ein ſpäteres von Daffinger (in Wien,) als er achtzehn Jahr alt war. Alle drei ſind ausgezeichnet ſchön, und getroffen.

Da ich zuſammenziehen muß, ſo kann ich von dem liebevollen Entgegenkommen der Berliner nur wenig anführen. Alle behandelten uns höchſt wohlwollend. Meine Vettern H—z und K—r wie die entfernteren Bekannten. Indeß, ich ſage da nichts Neues; denn jeder an Geiſt und Herz gebildete Fremde hat das ſicher mit uns erfahren. Auch iſt es natürlich. Alle Stände verſchmelzen hier in einander. Keiner kann vorherrſchen, folglich ſieht keiner merkbar auf den Andern mit Verachtung herab. Es giebt in B. viel gelehrt gebildete Männer, ſie haben aber in Geſchäften und Unterhaltungen allmählig den

Schulſtaub abgeſchüttelt, die alberne Kathederauthorität vergeſſen, und dadurch gelernt, wieder Menſchen zu ſein. Die Erfahrung hat ſie gelehrt, daß nur Kurzſichtige anmaßend durch alle Schlüſſe zu beweiſen pflegen, was doch das Leben, die Welt und die Sache ſelbſt, täglich widerlegt. Solche Erfahrungen bewahren aber vor Einſeitigkeit, vor Abſprechen, vor gelehrtem Stolze, und vor Verachtung Anderer, die oft ſehr hell und tief blicken; wenn ſie gleich von den Eulen Athens oder von den Gänſen des Kapitols nicht ganz ſo viel zu erzählen wiſſen, als deren nähere Angehörige.

Mein kleines Vermögen ſtak, leider! noch in der Maſſe; ich mußte deshalb in die Priegnitz und dann nach Roſtock zu meinem Bruder. Karl begleitete mich überall, hörte, ſah, verglich und lernte folglich allenthalben. — Man berechne die vielen Reiſen, die wir mit einander machten, und die kurze Zeit, in welcher er förmlichen Unterricht erhalten hat, ſo wird man finden, daß bis zu ſeiner Aufnahme als Student in Leipzig kaum zwei und ein halbes Jahr, und bis zu ſeinem erſten

Kollegio in Göttingen kaum drei Jahr herauskommen, in welchen ich ihm täglich zwei Stunden Unterricht ertheilen konnte. Alles übrige war gelegentliche, heitere Unterhaltung, oft wahrlich: Zeitvertreib. — Wir fuhren abermals nach Dobberan, Warnemünde, und — auf's Meer. Dann kehrten wir über Schwerin zurück, wo ich einen theuren, jetzt verewigten Schulfreund, den Juſtizrath von Meklenburg, beſuchte. Wir erinnerten uns fröhlich an die Jahre, wo unſer theurer Gedike, und unſer gute Weiſſer uns unterrichteten. Dann ging ich nach Ludwigsluſt, um mein gegebenes Verſprechen zu erfüllen. Mit unendlicher Güte nahmen der Erbgroßherzog und ſeine Gemahlinn uns auf. Drei Tage mußten wir dort verweilen, und jeder derſelben wurde möglichſt angenehm und nützlich für uns ausgefüllt. Prinz Paul und ſein trefflicher Führer begleiteten uns ſtets. Im Kreiſe der Fürſtlichen Familie behandelte man uns ſo gnädig, daß ich bisweilen darüber in Verlegenheit gerieth. Ganz Meklenburg fühlte ſich glücklich, in der damaligen Erbprinzeſſinn die zu früh Entriſſene erſetzt zu ſehen.

*

Ach! aber, auch ſie war zu gut für dieſe Erde! — Ihr, ihrem Durchlauchtigen Gemahl, deſſen Bruder und Sohne, denen Herrn v. O. v. M. ꝛc. hiermit noch einmal unſern heiſſen Dank für ſo viele uns erwieſene Gnade, beſonders — für die Liebe, mit welcher ſie uns in ihren engeren Kreis aufnahmen.

Jetzt reiſeten wir zu Karls mütterlichen Verwandten. (wo wir auch meine Frau fanden.) Da jene in der ganzen Altmark zerſtreut wohnen, ſo kamen wir weit umher. Karl hatte dabei Gelegenheit, vielfältige Bekanntſchaften anzuknüpfen und mancherlei Erfahrungen zu machen. Dieſe wurden um ſo lehrreicher für ihn, weil er nun ſechs Monate lang ſtets gereiſet war, und immer neuen, höchſt abwechſelnden Umgang genoſſen hatte. Er lernte dadurch den Menſchen näher kennen. Ich glaube wirklich, daß ihm kaum ein Stand fremd geblieben iſt. Unſer eigenthümliches Verhältniß führte uns in die Kreiſe aller, und machte uns faſt in jedem einheimiſch. Welch' ein ungeheurer Gewinn iſt dies allein ſchon für einen gehörig vorgebildeten Knaben! Wahrlich, wenn meinem Soh-

ne ſeine frühe Ausbildung auch nichts weiter genützt hätte, als dies, ſo wäre der Vortheil, den ſie ihm gewährt hat, doch ſehr groß!

Wir eilten über Stendal und Magdeburg nach Lochau zurück, und von da ſo ſchnell als möglich nach Göttingen. Das Einpacken meiner beſten Sachen, die Fracht dafür, und unſre eigene Reiſe, mit einem Dienſtmädchen, koſteten mich zwei hundert Thaler. Man begreift leicht, was die vielen Reiſen in den vergangenen ſechs Monaten koſten mußten. Dabei fürchtete jeder, daß das Jahrgeld früher oder ſpäter nicht ausgezahlt werden möchte. Auf jeden Fall reichte es lange nicht hin, davon zu leben, und Karls geiſtige Bedürfniſſe zu befriedigen. Ich trieb alſo — mit Aufopferungen! — ſo viel möglich alles ein, was ich zu fordern hatte, ſetzte es in Gold um, und nahm es für Nothfälle mit. Es iſt mir herrlich zu Statten gekommen! Dabei wirthſchafteten wir höchſt ſparſam, und ich insbeſondre erlaubte mir nichts von dem, was zum Leben entbehrlich iſt. Hierdurch habe ich es möglich gemacht, meinen Plan auszuführen, es Karln an keinem Nöthigen mangeln

zu laſſen, ſtets anſtändig zu erſcheinen und — doch nicht unter Schulden zu erliegen. Man hielt uns ſogar für vermögend, weil ich alles pünktlich bezahlte. Wir wohnten nnd aßen beſſer, als manche, die das Doppelte einnahmen, denn wir gaben nichts für den Schein aus, und — ſchwelgten nie. Ich darf aber auch nicht verſchweigen, daß man in und um Göttingen uns mit Wohlwollen entgegen, ja zuvor kam. Es war mein Grundſatz: Wir beſuchen niemand! denn wir können erwieſene Höflichkeiten nur in geringem Grade erwiedern. Aber — wie viele Familien haben uns ihren ſchönen Kreis freiwillig, und zuerſt geöffnet! Mag es hier und da Neugierde geweſen ſein! — Die meiſten blieben ſich gleich und behandelten uns am letzten Tage noch ſo gütig, als am erſten.

Der Ton in Göttingen hat etwas Steifes. Er iſt aber fein und artig dabei. Man macht dort der Gelehrſamkeit den Hof; aber dieſe Gelehrſamkeit hat faſt allgemein etwas Edleres angenommen. Heyne war überaus gelehrt; jedoch ein Geſchäftsmann im höhern, und ein Menſch im höchſten Sinne des Wor-

tes. Auf Fleiß iſt alles, ſind ſelbſt die Geſellſchaften, Vergnügungen u. ſ. w. berechnet. Innerhalb der Woche wird man ſelten eingeladen, der Einladende würde — nicht grade angenehm! — auffallen. Auch am Montag oder Freitag ſind wenig Geſellſchaften. Die meiſten am Sonnabend und Sonntag. Die großen Thees abgerechnet, geht man in der Regel nach neun Uhr auseinander; man hat folglich am andern Morgen rein ausgeſchlafen und iſt fähig, ſeine Arbeiten wieder kräftig anzufangen. Deshalb und mit Hülfe ſeines Bücherſchatzes liefert Göttingen ſo große Männer, und giebt ſo viel literariſche Ausbeute, beſonders in Betreff des Wiſſens. Deshalb werden die dortigen Profeſſoren, trotz ihrem vielen Studiren, ſehr alt. Der oben erwähnte Ton misfällt anfangs; aber man gewöhnt ſich daran, und findet ihn bald dem Hauptzwecke angemeſſen. Allenthalben blickt Wohlgezogenheit vor. Jene niedrige Gemeinheit mancher andern Univerſität, wo man am boßhaften Klatſchen, an Verläumdungen, an Verdrehung der Worte und an Ehrenkränkung eines Rechtſchaffenen, der ſich ſchämt,

wie ſie, zu ſein, Vergnügen findet; verachtet man in Göttingen faſt noch mehr, als in Leipzig. Ich habe Beweiſe darüber. Als A. G. Eberhard aus Halle 1812 mich und meinen Sohn zu beſchimpfen geſucht hatte, fürchtete ich böſe Eindrücke davon auf unſre Umgebungen in G., ſetzte deshalb — gegen meine ſonſtige Weiſe! — eine Widerlegung auf, und theilte ſie mehreren Profeſſoren mit. Ich erhielt ſogleich die bündigſten Beweiſe von herzlicher Theilnahme. Es war nur eine Stimme: Laſſen Sie ihn und die übrigen Misgünſtigen ſchreien oder heimlich verläumden! Ihr Kreis iſt jetzt Göttingen und Kaſſel! An beiden Orten aber kennt man Sie und Ihren Sohn beſſer. Ein ſehr edler Mann, der H. und Pr. Oſiander, erlaubte mir ausdrücklich, ſeine freundliche Zuſchriften darüber, drucken zu laſſen. Hier iſt eine derſelben:

„Die Herausgeber der ungeſalzenen Salina haben ſich nicht entblödet, zum zweiten Male ihren Aberwitz ins Publikum zu bringen, indem ſie ihren Spott an Ihnen und Ihrem Herrn Sohn auslaſſen wollten. Die

erſte, von den Handlangern der Verläumdung verbreitete Anekdote, war albern erdichtet. Dieſe iſt aber gar zu dumm erſonnen, als daß Sie ſich im mindeſten darüber ärgern könnten. Was müſſen doch Eberhard und Lafontaine für fade Menſchen ſein! die ſich nicht ſchämen, ſo etwas unter ihrer Firma drucken zu laſſen! — Oſ.

In Halle hat eben dieſe gar zu dumme Anekdote ungemein viel Glück gemacht. Doch ſoll ſich Lafontaine davon loßgeſagt haben.

Natürlich ſpricht man auch in Götting. Geſellſchaften über Neuigkeiten (aller Art.) Aber — man will nicht das Edlere hinab ins Niedrige ziehen, ſondern erkennt es mit Achtung an, wo man es findet; man ſchützt die Wahrheit ſogar gegen Vielvermögende, auch wenn man früher Vorurtheile dagegen hegte. Was ich an Senff, Tieftrunk und Schütz überraſcht und dankbar erfahren habe, iſt mir in Göttingen ſtets begegnet, ſo oft ein ähnliches Verhältniß eintrat. Man wird mich am ſchnellſten begreifen, wenn ich ſage: Die Gött. Profeſſoren und die Ihrigen ſtehn größtentheils ſelbſt auf einer hohen Stufe der

Moralität. Die Sitten der Gebildeten ſind dort im Ganzen: rein! Es giebt da wirklich noch mehrere: Zäzilien, mehrere: Adelheit, die einen zweiten Schulze begeiſtern könnten. Jene niedrige Ausgelaſſenheit, mit der Mann, Frau, Jüngling und Mädchen begierig nach ſinnlichen Genüſſen ſtreben, und ſie ſich ſchaamloß erlauben, würde man in Göttingen brandmarken. Wolluſt, Spiel und Trunk trifft man dort ſelten und gewiß ſehr gemildert an; auch fallen ſie ſo widerlich auf, daß einige Familien, die ſich eins und das andre erlaubten, ſchnell in der allgemeinen Achtung ſanken, ja: verſanken. Wo die Grazien den Schleier der Sittlichkeit verlieren, oder die Begierde ihn wild und roh hinwegreißt; wo man mit wenigen Ausnahmen, von den Angeſehenſten der Stadt an, bis tief hinab ſagen kann, wohl gar ſagen muß: Die hält es mit dem, und der mit jener; wo faſt die ganze ehrſame Geſellſchaft dem geiſtigen Auge als eine epikureiſche Heerde erſcheint, bei welcher Bachantenluſtigkeit das Vergnügen verdrängt; da möchte, ich wenigſtens! meinen Sohn nicht bilden. Dies iſt

der

der vernünftige Grund, weshalb ich große Geldaufopferungen nicht achtete, um meinen Sohn in Göttingen ſtudiren zu laſſen. Grelle Unreinheit der Sitten und verächtliche Gemeinheit im Sprechen, Schreiben und Handeln ſtehen einander gewöhnlich ganz nahe, und waren mir von jeher unausſtehlich. Wie der Hirt, ſo die Heerde. Die Studenten in Göttingen betrugen ſich, wenn ſie nicht von roheren Univerſitäten her ungewöhnlichen Zuwachs bekamen, als gar feine Leute. An ihnen erkannte man im Ganzen daß ſie: lernen wollten, wie man die erſten Aemter im Staate gehörig verwalten, wie man die Nation an Geiſt und Herz bilden, am Körper heilen und den Uneinigen Recht ſprechen ſolle. Auf die Ueberzeugung hiervon gründete ſich meine Erwartung, daß ſie vorzügliche Kenntniſſe auch in einem Knaben ehren würden. Weit aus die meiſten haben es gethan! Herr Voß (in Halle) ſagt zwar, ſeiner Natur nach, ſchlau und ſchadenfroh: Die Gött. Studenten ſollen ihn (meinen Sohn) „Wunderbalg“ genannt haben. Aber das iſt nur eine menſchenfreundliche Verdrehung.

Es ſollte heißen: höchſt wenige! indeß. dät nimmt jo en: Vos (in Hall) ſo genau nich! — Ich erinnere ihn deshalb daran, daß es allenthalben räudige Schaafe giebt, und 2) daß grade damals mehrere Univerſitäten verödet waren, die noch übrigen Studenten derſelben alſo, (namentlich auch von Halle,) nach dem blühenden Göttingen ſtrömten. Da dauert es dann eine Weile, ehe ſo fremdartige Theile ſich: „aſſimiliren.“ Man will dies in einer gewiſſen großen Stadt an Lehrern und Lernenden deutlich bemerken! Ich geſtehe gern, daß ich troß einigen, aber höchſt wenigen, Unbeſcheidenheiten gegen mich — nicht gegen meinen Sohn! — (die überdieß von den Gött. Profeſſoren verabſcheut wurden,) meine Wahl nie bereuet habe, wenn ich gleich — aus Gründen — noch lieber nach Leipzig gegangen wäre. In Göttingen begreift man noch die Worte: „Wann werden doch deutſche Schriftſteller lernen, daß es Pflicht iſt, Schriften und Sachen von Perſonen zu trennen, und die Beurtheilung der erſten mit ruhiger Prüfung niederzuſchreiben; daß es aber ſchlecht iſt, und zugleich niedrige Ge-

meinheit verräth, ſtatt beſcheidener Wahrheit, hämiſchen Spott oder erlogene Boßheiten zu ſagen. Bis jezt ſprechen zwar viele von attiſcher Feinheit und römiſcher Urbanität, gefallen ſich aber nur in böotiſcher, (ſie nennen es: „göttlicher") Grobheit und in verächtlichen Niederträchtigkeiten." Wo Druckſchriften wiederholt zeigen, daß man keinen Sinn mehr für dieſe Wahrheit hat, mag ich nicht wohnen.

Die geiſtige Thätigkeit meines Sohnes kann ich mit wenig Worten darlegen: Er ſetzte alles bei mir Angefangene fort und hörte, in meiner Begleitung, Kollegia. Im erſten Halbenjahre nahm ich nur zwei für ihn an. Alte Geſchichte bei Heeren, und Naturlehre bei Mayer. Ich ahnete, daß er bei der letzten bald fühlen werde, wie nothwendig auch Math. für ihn ſei; und wirklich trat, ungeachtet alles Vorbereitens und Wiederholens, der Fall doch ſchnell ein, wo er, aus Mangel an mathematiſchen Kenntniſſen, im Vortrage etwas nicht verſtand. Aengſtlich ſagte er nach der Stunde zu mir: „Das habe ich nicht begriffen! Ich muß Mathematik ſtudiren!"

Dafür war aber ſchon geſorgt, denn der treffliche Mathematiker, Pr. F. kam noch denſelben Abend zu uns, erklärte ihm den ſchwierigen Punkt, und ging dann zu einem Vorunterrichte in der reinen Mathematik über. Mein Sohn und ich werden lebenslang mit Achtung und Dank an dieſen wahren Freund denken.

Es iſt bekannt, daß alle Profeſſoren äußerſt zufrieden mit dem Fleiße und den Fortſchritten meines Sohnes waren. Ich werde deshalb hier nur wenige Zeugniſſe, z. B. dieſe erſten, und einige in Betreff ſchwieriger Vorleſungen mittheilen, ob ich gleich ſie alle in der Urſchrift beſitze.

(Am Ende jeder Vorleſung bat ich ſeine Lehrer, ihn zu prüfen, und ſchickte dann die beſcheinigten Abſchriften ihrer Zeugniſſe an die höheren Behörden.)

„Ad Carolum Witte.

Qui puer existit vir parvus, Witte tenelle,
Is vir, grandescens tempore, magnus erit.
Quantus quis fuerit, memor esto: nomine vero
Dicitur is solus vir, cui virtus inest.

Virtus spectatur rerum vincendo labores;
Virtus, firmata mente petendo metam.
Ergo macte puer! virtutis ad ardua tende!
Praemia carpe manu, quae tibi tendit honos!
Magna quidem pars est plausu transacta viarum;
Major adhuc restat perficienda tibi.
At quid opus stimulis currenti sponte puello?
Currenti porro, gratia diva, fave!
Haec tibi discedens monumenta relinquit amoris,
Qui rectae rectam jungere te docuit.
Rectâ, care puer, semper tibi quaere salutem!
Usque memor recti vive meique! Vale!

Leontius Füglistaller, Pr. St. Galli.

„In meinen Vorleſungen über die alte Geſchichte und Geographie iſt dieſen Winter der junge Hr. K. Witte mein Zuhörer geweſen. Ich bezeuge, daß er dieſelben in Geſellſchaft ſeines Herrn Vaters nicht nur mit ganz unausgeſetztem Fleiße beſucht hat, ſondern ich habe auch bei ihm eine ſtete, aus dem Intereſſe an dem Gegenſtande hervorgehende Aufmerkſamkeit und eine für ſein Alter ſeltene Faſſungskraft wahrgenommen. Mögen dieſe

vielverſprechenden Anlagen ſich im gehörigen Verhältniſſe weiter entwickeln.

A. H. L. Heeren.“

„Mit dem größten Vergnügen ertheile ich hierdurch dem Herrn Karl Witte das Zeugniß, daß derſelbe nicht nur mit unabgeſetztem Eifer und Fleiße meinen Vorleſungen über die Naturlehre beigewohnt, ſondern ſich auch von allen Lehren dieſer Wiſſenſchaft, ſo weit ich ſie in meinen Vorleſungen vorgetragen habe, eine ſo vollkommene Kenntniß erworben hat, daß ich nach mehrmaligen Prüfungen, welche ich mit ihm vorgenommen, mich vollkommen von den Fähigkeiten überzeugt habe, die dieſer hoffnungsvolle Jüngling ſchon durch ſo viele andre Proben ſeiner Geſchicklichkeit au den Tag gelegt hat. J. T. Mayer.“

Daß Karl in dieſem Winter nicht krank wurde, beweiſt die große Feſtigkeit ſeiner Geſundheit. Statt zwei bis drei Stunden mußte er mit einem Male fünf bis ſechs Stunden am Arbeitstiſche ſitzen. Sonſt lebte er meiſtens im Freien, jetzt in der Stube. Nach einer ſechs monatlichen Reiſe, folgten ſechs Monate tiefer Ruhe. Zwar ging ich alle

Tage mehrmals mit ihm aus. Aber — der Winter war grade ſehr regnigt und ſtürmiſch. Oft mußten wir, um nur herauszukommen, im gräßlichſten Schneetreiben — (luſt)wandeln. Wir waren dann die einzigen auf dem ganzen Walle. „Bringe ich ihn glücklich durch dieſen Winter, ſagte ich oft, ſo iſt mir vor ſeiner Geſundheit weiter nicht bange!“ Und Gottlob! es glückte mir.

Kaum traten die Oſterferien ein, ſo ergriffen wir beide den Wanderſtab. Dies fiel auf! weil man vorausgeſetzt hatte, ich werde die Freizeit nützen, um die gehörten Kollegia mit Karln zu wiederholen, und ihn auf die zu hörenden vorzubereiten; beſonders aber den Gött. Schatz, die Bibliothek, recht viel zu beſuchen. Unſre Freunde waren ſo bieder, mir dies ans Herz zu legen, aber auch ſo verſtändig, meinen Gegengründen nachzugeben. „Läge mir daran, mit Karln zu glänzen: ſo würde ich hier bleiben. Ich mag aber nichts verfrühen. Ich will lieber für ſeinen Körper, für Erweiterung ſeiner Ideen und für Erheiterung ſeines Gemüths ſorgen! Er kann ja noch viel lernen!“ Herr Weſtfeld, der als

Com. reg. das ganze Han. Land genau kennt, ſetzte uns jedesmal den Entwurf zur Reiſe auf; fügte allenthalben das Merkwürdige bei, und empfahl uns ſeinen — vielen! — Freunden. Nützlicher und angenehmer konnten wir folglich nicht reiſen. Ich werde nicht bei jeder Freizeit anführen, daß, und wohin wir wanderten. Genug, wir blieben nie zu Hauſe, und kehrten jedesmal an Geſundheit, Kraft, Heiterkeit uud Luſt zum Arbeiten, geſtärkt zurück. Dank dem edlen W.! Dank aber auch ſeinen Freunden, die ſich ſo große Verdienſte um Karln erwarben! — Wir machten oft ſechszig bis achtzig Meilen im Zikzak; wobei Karl freilich etwas mehr hörte, ſah, lernte und empfand, als zu Hauſe möglich geweſen wäre. Da W. den Plan ſehr verſtändig entworfen hatte, ſo war Göttingen der Mittelpunkt, deſſen Umkreis bis zu zehn bis zwölf Meilen hinaus Karl allmählig bis ins Einzelne vollkommen kennen lernte. Der Landwirth machte ihn auf den Ackerbau; der Forſtmann auf das Waldweſen; der Berg- und Hüttenmann auf Förderung und Bereitung der Metalle; der Künſtler auf ſeine Erfindun-

gen und Verbeſſerungen; der Gelehrte auf den Zweig des Wiſſens, welchen er beſonders kannte u. ſ. w. aufmerkſam. Dabei lernte er das häusliche Leben aller Stände noch näher kennen, und gewöhnte ſich, bei ihnen ſämmtlich zu Hauſe zu ſein, wie ihre eignen Kinder es waren. Vielleicht theile ich einmal etwas von jenen lehrreichen und angenehmen Reiſen mit! —

Im zweiten halben Jahre hörte Karl bei Schrader Botanik, und reine Mathematik bei Thibaut, deſſen Zeugniß hier folgt:

„Herr Karl Witte hat in dem gegenwärtigen halben Jahre an meinen Vorleſungen über die reine Mathematik mit unausgeſetztem und muſterhaftem Fleiße Antheil genommen. Da ich ihn nicht ohne die Beſorgniß, daß ein zuſammenhängender, abſtrakter, wiſſenſchaftlicher Vortrag ſeinem zarten Alter unangemeſſen ſein möchte, unter die Zahl meiner Zuhörer aufgenommen, ſo iſt es mir um deſto angenehmer, verſichern zu können, daß ſein lebhaftes Intereſſe an allen Theilen der vorgetragenen Wiſſenſchaften, ſelbſt den ſchwierigſten, ſich immer gleich geblieben iſt.

Er hat bei der Auflöſung der Aufgaben, die in beſondern Uebungsſtunden vorgelegt worden ſind, keinem der erwachſenen Zuhörer nachgeſtanden. Mit der ſtrengſten Wahrheit darf ich alſo behaupten, daß ſich eine ausgezeichnete Anlage zur Mathematik ſchon jetzt bei ihm hervorgethan habe.

B. F. Thibaut.“

Das Pflanzenſuchen, Beſtimmen und Einlegen ſchaffte ihm viel Bewegung und Vergnügen. Daneben zeichnete er, lernte Klavierſpielen und Tanzen, und trieb mechaniſche Arbeiten. Alte und neue Sprachen ſetzte er bei mir, im philolog. Seminario, (d. h. bei Heyne, Mitſcherlich, Wunderlich und Diſſen) und bei Herrn Dr. Seebode ſo lange fort, bis wir Göttingen verließen. Ich erwähne davon alſo nichts weiter; denn, daß dieſe genannten Männer mit ihm ſehr zufrieden waren, weiß man.

Während dieſes Sommers kam der König Hieronymus nach Göttingen und beſah unter andern den botaniſchen Garten. Mein Sohn war nebſt den übrigen Botanikern dort. Leiſt bemerkte ihn, und machte den König auf

ihn aufmerkſam. Dieſer verlangte ihn zu ſprechen. Morio hob ihn ſchnell aus dem Gedränge hervor, und ſtellte ihn (bald darauf auch mich!) beiden Königl. Perſonen vor. Der König unterhielt ſich lange und ſehr gnädig mit uns, ermunterte meinen Sohn zu fernerem Fleiße und verſicherte ihn, unter der Bedingung, ſeiner ſteten und lebhaften Fürſorge. Kaum war dies geſchehen, ſo drückten und küßten die erſten Herrn und Damen des Hofes den Knaben, als ob er jetzt ein Anderer wäre. Zwei Generale führten ihn zwiſchen ſich, wie im Triumph, bis der König in den Wagen ſtieg. Die näheren Umgebungen deſſelben drangen in mich, jetzt noch zwei tauſend oder wenigſtens tauſend Fr. Zulage zu begehren, weil ſie mir nicht entſtehen würden. Ich that es aber nicht! denn ich habe während meines ganzen Lebens mich lieber ſehr eingeſchränkt, als daß ich durch Bitten um Geld oder Aemter beſchwerlich geworden wäre. Leiſt, der es mich zuweilen hart entgelten ließ, daß ich Karln nicht nach Ilefeld geſchickt hatte, behandelte uns jetzt, als wir ihm für ſeine Gewogenheit dankten, unbeſchreiblich ar-

tig. Wolfradt küßte Karln wiederholt und drückte mir oft und mit Wärme die Hand. Jetzt wußte ich gewiß, daß Morio und ſeine Freunde recht hatten, zu ſagen: C'est le moment, Msr.! — aber — ich wollte dennoch nicht! —

Was vermögen doch die Großen der Erde für zauberartige Veränderungen zu bewirken, wenn ſie wollen! — Sie können Talente befördern; Noth mindern; Verläumdungen ſteuern; die gedrückte Unſchuld erheben; dem böslich Verfolgten ſein Recht und ſeine Ehre ſchnell wiedergeben! — O, ein göttlicher Beruf!

Im dritten halben Jahre hörte K. angewandte Mathematik bei Thibaut und Naturgeſchichte bei Blumenbach. Auch hielt (in dieſem Winter, wenn ich nicht irre) Herr v. Seckendorf ſeine Vorleſungen über Mimik ꝛc. mit Darſtellungen ꝛc. verbunden, welche wir ebenfalls beſuchten.

Im vierten Chemie bei Stromeier und (auf Thibauts ꝛc. ausdrückliches Verlangen) Analyſis ꝛc. Sein Zeugniß in Betreff dieſer, für einen noch nicht zwölfjährigen Knaben, ſehr ſchweren Wiſſenſchaft, folgt:

„Herr Karl Witte hat in dem Sommerhalbenjahre 1812 meinen Vorleſungen überdie Analyſis und höhere Geometrie beigewohnt. Ungeachtet der bedeutenden Schwierigkeiten, welche die Zunahme, ſowohl an Umfang, als an Tiefe, bei den Unterſuchungen in dieſen Zweigen der theoretiſchen Mathematik unvermeidlich mit ſich führt, hat er den nämlichen unausgeſetzten Fleiß, dieſelbe ſtetige Aufmerkſamkeit, wie bei ſeinem früheren Studium der Elemente, bewieſen; Beſondre, mit dieſen Vorleſungen verbundene, Examinatoria haben ihm noch außerdem Veranlaſſung gegeben, die Deutlichkeit, Geläufigkeit, und Gründlichkeit ſeiner erworbenen Kenntniſſe, nebſt der Fähigkeit eines geſchickten Vortrages, durch wiederholte Proben außer Zweifel zu ſetzen. B. Fr. Thibaut.“

Im fünften hörte K. bei Mayer über winkelmeſſende Werkzeuge, bei Stromeier über die Reagentien und den chem. Aparat, bei Hausmann über mineralog. Terminologie und Syſtematologie, und bei Thibaut Diff.- und Integralrechnung. Hier iſt ſein Zeugniß:

Daß der junge Herr Karl Witte meinen Vorleſungen über die Differenzial- und Integralrechnung im verfloſſenen Semeſter mit unausgeſetztem Fleiß und lebhaften Intereſſe beigewohnt habe, bezeuge ich hierdurch mit Vergnügen. B. F. Thibaut.

(Philologie, Muſik, Zeichnen, mechaniſche Arbeiten und Tanzen gingen fort.)

Während dieſes Winters ſchrieb mein Sohn ſeine erſte Schrift über höhere Mathematik: Conchoidis Nicomedeae aequatio et indoles. Quas examini ſubmiſit et ſiguris illuſtravit C. Witte, Lochavienſis, Lit. in alma G. A. Stud. Die Aufgabe hatte Thibaut gewählt, und ſelbſt den Namen der krummen Linie, die hervorgehen werde, verhehlt, damit Karl nirgend darüber Auskunft ſuchen könne. Doch, das Werkchen iſt ja allgemein höchſt liebevoll aufgenommen.

Vielen war das von meinem Sohne zum mechaniſchen Ziehen der Konchoide erfundene und gezeichnete Inſtrument beſonders wichtig, weil es ſeinen Scharfſinn, ſeine Kenntniß der Mechanik, und ſeine Darſtellungsgabe deutlich bewies. Thibaut verſicherte öffentlich, daß

er die Konchoide in ſeinen Vorleſungen mit Fleiß nicht erwähnt und meinem Sohne bei ſeiner Arbeit nicht geholfen habe. König Hieronymus nahm das Werk ſehr gut auf, und erklärte, ſo lange mein Sohn Unterſtützung bedürfe, werde er ſie ihm geben. Zugleich trug mir Wolfradt in des K. Namen an, Karl ſolle als Lieutenant in die Artillerie treten, u. ſ. w., ſeiner Jahre (zwölf und ein halb) wegen auf der Kriegesſchule wohnen ꝛc. jedoch emporgehn, wie die andern. Der König werde ihn als Sohn des Staats anſehen, und für alles ſorgen. Hier war ſchwer auszuweichen, ich wagte es alſo zum General Alix, dem Direktor der Kriegsſchule, ſelbſt zu gehen. Zwar wußte ich ſchon, daß er Karln gern nähme, aber ich hoffte auf geſunde Vernunft und guten Willen, und fand beides. Er bat uns zum Eſſen, prüfte meinen Sohn gründlich, und erklärte dann: Karl könne großes Glück machen. Vous avez trouvé les clefs, ſagte er zu ihm, à présent vous pouvez entrer partout, où vous voulez. Aber ich wollte kein Kriegesglück „Er kann ja auch in der Theorie groß werden!“ antwor-

tete ich. Ah, la théorie, verſetzte er lächelnd; c'est bien elle, qui vous a faite: esclaves. Endlich gab er mir nach, und verſprach, es dem Könige auszureden. Er hat Wort gehalten. Ich erhielt eine ſchriftliche Verſicherung, daß die Penſion fortgeſetzt werden ſolle.

Im ſechsten halben Jahre hörte mein Sohn praktiſche Geometrie bei Thibaut; Theorie des Lichts und der Farben bei Maier; franzöſ. Literatur bei Villers: und Mineralogie bei Hausmann. Sein Zeugniß folgt dem des Dr. Seebode.

„Herr Karl Witte hat in dem vergangenen Semeſter meine Vorleſungen über die Hiſtorie des Tacitus gehört. Treuer, anhaltender Fleiß, beſondere Aufmerkſamkeit zeichneten ihn vortheilhaft aus, und ſein ſchon in häufigen, meiſtentheils in lateiniſcher Sprache gehaltenen, Unterredungen und Unterſuchungen über Gegenſtände der Alterthumswiſſenſchaft, erprobter Scharfſinn lieferte auch in den angeſtellten Disputirübungen die ſchönſten Beweiſe.

Ich kann daher nicht nur bezeugen, daß ſein ruhig überlegender Verſtand, ſein heller

Blick

Blick ſcharf die Gegenſtände auffaſſe, und nach angewandter kurzer Reflexion richtig treffe; ſondern auch, daß ſeine gründliche, nicht erborgte, Gelehrſamkeit auf dem feſten Boden des Verſtandes ruhe, und ſie ihm einen hellleuchtenden Platz unter unſern gelehrteren Mitbürgern verſchaffe.

Der ſtrengſten Wahrheit war ich dieſes Zeugniß ſchuldig; und es hat Glauben, da es aus langem Umgange und genaueſter Kenntniß hervorging. Das öffentliche ruht in meinem Specimen Nov. Edit. Taciti pag. XXI. Gotting. 1812. und in meiner Ausgabe Dialog. de Oratt. Tacit. pag. 73 und 80. Gotting. 1813., worüber ſchon Rezenſionen das gebührende Lob ausſprachen.

Dr. G. Seebode, Priv. Doz.“

„Daß der junge Herr Karl Witte in dem Sommerſemeſter 1813 meine Vorleſungen über die Mineralogie mit ganz unausgeſetztem Fleiße und lobenswerther Aufmerkſamkeit beſucht und in den damit verbundenen praktiſchen Uebungen ſeine guten Fortſchritte bewährt hat, bezeuge ich hierdurch der Wahrheit gemäß. Dr. J. F. L. Hausmann.“

Als Beweis von K.s glücklicher Lehrgabe und leichtem Vortrage (S. Thibauts Zeugniß. S. 426!) möge hier ein Schreiben des Herrn Kam. R. Frankenberg an mich folgen. Seinem Sohne und einigen andern Studenten hatte Karl (ſchon in ſeinem eilften Jahre!) Privatissima geleſen. Die jungen Männer fühlten den Nutzen davon mit Achtung und Liebe, und ihre Eltern waren ſehr dankbar. Diejenigen Bücher, welche mein Sohn ſich für ſeinen damaligen Erwerb anſchaffte, müſſen ihm lebenslang beſonders werth ſein. Hier iſt der Brief:

„Th. Fr. Da mein in Göttingen ſtudirender vierter Sohn, welcher wie Sie wiſſen, ſich für das Geniecorps in Kaſſel beſtimmt hat, ſich täglich mehr dem Augenblicke nähert wo er Göttingen verlaſſen muß, ſo halte ich es für meine angenehmſte Pflicht, Ihnen noch vorher für die Freundſchaft den herzlichſten, innigſten Dank zu ſagen, daß Sie Ihrem Herrn Sohne erlaubten, den meinigen, im erſten halben Jahre in der reinen Mathematik, im zweiten in der Analyſis des Endlichen,

und im dritten in der Analyſis des Unendlichen unterrichten zu dürfen.

Mit inniger, herzlicher Freude erfahre ich von ſachverſtändigen Männern, welche vorzüglich gute Fortſchritte mein Sohn jenem freundſchaftlichen Unterrichte Ihres Herrn Sohnes in ſeiner Wiſſenſchaft zu danken habe. Unvergeßlich werden mir jene Unterrichtsſtunden ſein, welche Ihr Sohn dem meinigen gab, wo ich mich in Perſon überzeugte, mit welcher Leichtigkeit und Klarheit er die ſchwerſten Sätze der Mathematik zu erklären wußte.

Im ſiebenten halben Jahre hörte K. Staatengeſchichte bei Heeren und wiederholte die alte Geſchichte ꝛc. bei ihm.

Schon im vorigen Sommer erklärte mir Thibaut, daß mein Sohn bei ihm nun nichts mehr lernen könne. Früher hatte ich bisweilen gewünſcht, daß Karl eins oder das andre mathematiſche Kollegium wiederhole, aber Th. antwortete ſtets: Nein! denn ich weis aus öfteren Prüfungen, daß er das Vorgetragene ganz inne hat. Ferner war ich dagegen, daß die mathem. Kollegia, namentlich die höheren, ſo ſchleunig ſich folgten. Ich machte ernſt-

liche Einwendungen, als mein Sohn noch in ſeinem eilften Jahre die Analyſis und höhere Geometrie anfangen, und als er im zwölften die Diff. und Integralrechnung hören ſollte; Th. verſicherte dagegen, er habe die Kraft, und hinreichende Luſt, dazu, „was aber der Menſch gern thue, werde ihm nicht ſauer!“ Nur mit Angſt ließ ich beides geſchehen, und mit zwei Vorbehalten, 1) daß er wegbleiben könne, wenn es ihm zu ſauer werde, und 2) daß er daſſelbe Kollegium noch einmal hören dürfe, wenn er es nicht ganz verſtanden habe. Th. bewilligte beides, mit dem ſcherzhaften Zuſatze: „Es habe gute Wege damit; u. ſ. w. und — er behielt recht. Deſto wichtiger war mir ſein väterlicher Rath, Gauſſen um ein Privatissimum für meinen Sohn zu bitten, welches aber G. beſtimmen müſſe. G. kannte Karln ſchon, prüfte ihn jedoch — auf meine Bitte! — noch einmal ſorgfältig, und erklärte mir dann: „Aus Vorträgen, ſelbſt aus einem Privatissimo, kann er wenig mehr lernen. Dagegen will ich ihm eine Reihe von lat. ital. und franz. Schriftſtellern geben, welche die höheren math. Wiſſenſchaften am

ſcharfſinnigſten behandelt haben. Die mag er für ſich leſen!" Ich zitterte hierbei; denn Karl war ſo eben dreizehn Jahr alt! Aber, ſagte ich endlich, Herr Pr. er wird Vieles nicht verſtehen! Er. Vieles? — Nein! Einiges? — Nun dann bin ich ja da! Uebrigens wird er ſo oft nicht fragen.

Auch Gaus hat recht behalten. Mein Sohn verſtand ziemlich alles, den Cagnoli ganz. Die wenigen (ich glaube: drei) Stellen, welche in: Poiſſon's höherer Mechanik (2 B. gr. 8.) ihm undeutlich waren, fand Gaus wichtig genug, ſie ihm ſchriftlich zu erklären. Auch dieſer große Gelehrte hat ſich alſo meines Sohnes liebevoll angenommen.

Ungeachtet Karl nun nichts mehr bei Th. hörte, verlor dieſer ihn dennoch nicht aus dem Auge. „Laſſen Sie ihn jetzt arbeiten, was er will, ſprach er einſt zu mir! ich bin neugierig, worauf er fallen wird!" Nun offenbarte ich ihm, daß mein Sohn eine: ebne Trigonometrie ſchreibe, doch ſolle es noch geheim bleiben, weil er nicht wiſſe, ob Zeit und Umſtände ihm die Vollendung des Werkchens geſtatten würden. Th. freute ſich ſehr dar-

über, und ſagte: „Laſſen Sie ihn nur ge-
währen!“ Als ſie fertig war, laß er ſie, billigte das Ganze, und tadelte einiges, was Karl dankbar zu verbeſſern bemüht war. Nie vielleicht hat mein Sohn mit ſolcher Freudigkeit, Kraft und Ausdauer gearbeitet, als an dieſer Selbſtaufgabe. Sie kam, (acht Bogen Median ſtark) 18 5 bei Herold heraus, als wir ſchon in Heidelberg wohnten. Zu meinem Erſtaunen fand ich ſehr bald eine Rezenſion darüber von Th., welche dieſen Mann in durchaus entgegengeſetzter Geſinnung gegen ehemals zeigte. Statt: Liebe, waltete Haß! ſtatt: freundlicher Zurechtweiſung, harter Machtſpruch! ſtatt: menſchenfreundlicher Rückſicht auf die Jugend des Verfaſſers, (dreizehn und ein halbes Jahr, die aber Th. abſichtlich: „gegen ſechszehn“ nannte) bitteres, ich möchte ſagen: beiſſendes Niederdrükken! ſtatt: Darſtellung des klaren Sinnes, böſliche Verdrehung deſſelben darin. Zu dem allen kam, daß Eichhorn mir auf meine Nachfrage, wie in die G. G. A. ſich ſo etwas verirrt habe, meldete: Herr Th habe verlangt, meines Sohnes Werk zu rezenſiren. Das al-

les war nicht in ſeinem, ſondern im Geiſte, ja ich möchte ſagen: im Auftrage ſeines Heid. Bruders, deſſen Streben beſtändig dahin ging, meines Sohnes Leiſtungen und beſonders meine Bemühungen um denſelben zum Alltäglichen hinab zu drücken. Der Gött. hatte oft ſonſt gegen mich behauptet: Karl müſſe: Staatsmann werden. Man habe noch keinen Begriff davon, was ſo ein Menſch, deſſen Anlagen groß, vielfach ausgebildet, und bis zu einem ſeltenen Grade geſteigert ſeien; der ſich ſo mannigfaltige und zugleich tiefe Kenntniſſe erworben habe, leiſten könne! Wer ſo wie er, ſagte er einſt, Mathematik, Phyſik, Chemie ꝛc. ſtudirt hat, wird — mit einer — Geiſteskraft wirken, wovon man noch keinen Begriff hat. Denn wo giebt es Staatsmänner der Art? — Dieſer nämliche Mann ſuchte jetzt ſeinen dankbarſten, ihm ehrfurchts- und liebevoll zugethanen Schüler (Liebling, dürfte ich ſagen,) öffentlich als anmaßend zu beſchämen, ungeachtet er ſtets verſichert hatte: ſeine ſeltene Beſcheidenheit ſei ſeine höchſte Zierde! — Er that dies, der ſelbſt gewünſcht hatte, daß mein Sohn — ganz ungewöhnlich

— vor dem Könige ꝛc. in Kaſſel öffentlich von ihm über Mathematik geprüft werde! — Auch ſeine Wiſſenſchaft konnte ihn wohl nicht geleitet haben; denn Herr von Lindenau ſchrieb mir mit Achtung, und Pfaff (in der Hall. A. L. Zeit.) urtheilte ſehr günſtig über dieſelbe Schrift. Mit eigenen (früheren) Worten verſichert Pf. daß ſie des Verfaſſers ausgezeichnete Anlage zur Math. darlege, ein lobenswerther Beweis ſeines Fleiſſes, und ſeines, auch für dieſe Gegenſtände offenen, Faſſungsvermögens ſei; daß er den akademiſchen Unterricht (ſo früh er ihm auch zu Theil geworden,) mit beharrlichem Eifer und gutem Erfolge benutzt habe; endlich, daß ſie als eine ihm in Rückſicht ſeiner Fähigkeit und erworbenen Kenntniſſe zur Empfehlung gereichende Probeſchrift gelten könne." Th. hat durch ſein Verurtheilen uns beiden zwar ſehr geſchadet, wir werden aber ſeine frühere Liebe doch nie vergeſſen.

Inzwiſchen war die Schlacht bei Leipzig geſchlagen; die Verbündeten kamen nach Göttingen, und Jedermann ſollte jetzt dahin zurückgehen, woher er gekommen war. Ich er-

wähne daher noch des Wohlwollens der Prä=
fekten Franz und Delius, ihrer Sekretaire,
und des Generalzahlmeiſters (Seelhorſt) dank=
bar. Der Gen. Sekret. des M. Wolfradt,
Prof. Haſſelt, den man früher heftig gegen
mich eingenommen hatte, wurde bald ſehr
freundlich geſinnt, und that alles, um mir
Sorgen zu erſparen. Seelhorſt nahm die
Penſion noch an dem Tage aus dem Schatze,
als die Ruſſen Kaſſel beſchoſſen. Einige Wo=
chen ſpäter empfing ich mit ihr den letzten
noch rückſtändigen Groſchen. Eine Menge
hoher Preußiſcher Offiziere ermunterten mich,
an des Königs Maj. mich zu wenden. Ich
wagte es aber nicht, weil der König in einem
ſchweren Kriege begriffen war. Endlich ent=
ſchloß ich mich dazu, denn Herr General von
Kruſemark verſprach, mein Schreiben an Se.
Maj. ſicher zu beſorgen, und zu empfehlen.

Ein Präf. Sekretair, dem ich für ſeine
viele mir bewieſene Güte dankte, drang in
mich, die Hannöv. Kommiſſion zu beſuchen,
ihr mein Verhältniß zu erzählen, und um
Rath zu bitten. Ich folgte ihm, und bekam
den Auftrag, das Ganze aufzuſetzen. Es

wurde nach Hannover geſchickt, und in ſechs Tagen ſchon erhielt ich eine Anweiſung auf das nächſte Vierteljahrgeld. Da in der Kaſſe noch kein Vorrath war, zahlte es Herr Weſtfeld vorläufig aus. Etwas ſpäter machte Graf Fr. v. Kalkreuth ſich ſehr verdient um uns, weil er in dem umgeſchaffenen Hannover von mir und meinem Sohne mit Wärme ſprach.

Von Dresden aus ſchrieb mir ein ſehr wichtiger Mann: „Der gelehrte Mathem. v. Praſſe in Leipzig iſt todt. Sein Nachfolger kann nun zwar Ihr Sohn nicht werden; allein er ſollte ſich doch dort habilitiren; denn ob des Wunders und der That ſelbſt bekäme er wohl Beifall und Unterſtützung.“ So lange ich nicht wußte, wie es mit uns werden möchte, war ich, — aus Noth! — geneigt dazu; ſobald ich aber hoffen durfte, ohne das leben zu können, achtete ich, wie immer! das blendende Licht, welches dadurch auf meinen Sohn und mich gefallen ſein würde, für gering; weil ich fürchtete, er werde ſich — dreizehn und ein halbes Jahr alt! — zu tief in die Mathematik hinein arbeiten,

wobei dann ſeine vielſeitige Bildung, vielleicht ſogar ſeine Geiſteskraft, gelitten hätte. Für ſein Herz wäre mir, wenn ich bei ihm blieb, weniger bange geweſen. — Sobald aber die Worte Sr. Maj. einliefen: „Ich finde mich geneigt, das ausgezeichnete Genie Ihres Sohnes auf eine angemeſſene Art zu unterſtützen, und ich habe den G. St. R. v. Schukmann beauftragt, Mir deshalb ꝛc. ſo ließ ich jede andere Ausſicht fahren. Bald darauf wurde mir die Penſion noch auf vier Jahre gewährt, mit dem gnädigen Zuſatze: ſie verzehren zu können, wo ich es meines Sohnes wegen zweckmäßig fände. Um indeß das Rückſtändige für die bisherigen ſieben Monate zu erhalten, mußten wir zunächſt nach Braunſchweig, und wurden dem Herzog vorgeſtellt, ungeachtet er in der Abreiſe begriffen war. Er ſprach uns lange und gnädig; beſonders ſchärfte er meinem Sohne ein, er müſſe zuletzt nach England gehen, wo er ihn an ſeine Vettern dringend empfehlen wolle, damit er alles Merkwürdige durch ſie kennen lerne. Der Theil des Geldes, der auf Braunſchweig fiel, wurde mir noch denſelben Tag ausbezahlt

In Hannover war man ebenfalls geneigt dazu, verlangte aber — mit Recht! — einen Beweis der Kenntniſſe meines Sohnes. Dieſer hatte kürzlich den Primanern in Salzwedel einen freien Vortrag über Mathematik gehalten, welcher von den ausgezeichnetſten Männern daſelbſt mit großem Beifall angehört war. Er erbot ſich auch hier zu etwas Aehnlichem, nur bat er um die Themata. Sie wurden ihm gegeben. 1) aus der Algebra, 2) Geometrie, 3) Anal. Finit., 4) anal. Trigonometrie, 5) Differ. Rechnung, 6) Integ. Rechnung. Am dritten Mai 1814 hielt er ſie im großen Auditorio des Gymnaſiums. Die erſten Gelehrten der Stadt waren gegenwärtig. Sie wußten, daß mein Sohn die Themata erſt am Tage zuvor erhalten, und bis ſpät Abends in Geſellſchaft geweſen war. Er ſprach völlig frei und doch ſo bündig, leicht, und zugleich in gewähltem Deutſch, daß mehrere Zuhörer hinter das Katheder traten, weil es ihnen unmöglich ſchien, daß er ſo ſprechen könne, ohne es abzuleſen. Lächelnd fanden ſie ſich getäuſcht. Mein Sohn aber ging, ſo bald er ihre Muthmaßung merkte

vom Katheder hinunter, und trug an der Tafel vor, von Zeit zu Zeit nur den Zettel nehmend, um das folgende Thema abzuleſen. Der Beifall war allgemein und enthuſiaſtiſch! (Von Salzwedel und Hannover erſchienen öffentliche Anzeigen. Die Regierung wieß theilnehmend noch etwas mehr an, als uns zukam. Der Herzog von Cambridge verſicherte uns perſönlich ſeiner Gnade und Empfehlung, wenn mein Sohn nach England gehen werde.

Auch Heſſen bezahlte alles, was ich billiger Weite verlangen konnte; ja der Kurfürſt ließ, wie der Herzog von Braunſchweig, mich ſelbſt beſtimmen, wie viel mir zukomme. Wir wurden mehrmals an den Hof gezogen, und mit Gnade überhäuft.

Die edle Frau Kurfürſtin freute ſich mütterlich, uns in Kaſſel bei ſich zu ſehen. Allen Perſonen, die mir bei dieſen drei ſehr ſchwierigen Forderungen die Hand geboten haben, ſage ich hierdurch noch einmal den innigſten Dank. Daß nur Gottes Hülfe und ihre Mitwirkung meine Abſicht ſo ſchnell und ehrenvoll förderten, erhellt daraus, daß wahre Freunde mir an allen drei Orten ſagten: „Es iſt

kein Geld da, und — Sie dürfen nichts fordern, was auf Weſtphalen Bezug hat, ohne hart zurückgewieſen zu werden.“ Ich that es aber doch, weil ich kein anderes Recht hatte, und die Huld aller Fürſtlichen Perſonen in B. H. und K. hat mich und ſie gerechtfertigt.

Auch im achten halben Jahre ſetzte mein Sohn die höhere Math. Philologie u. ſ. w. fort, hörte Logik ꝛc. bei Schulze und analytiſche Chemie bei Stromeier. Hier iſt deſſen Zeugniß.

„Mit Vergnügen bezeuge ich hierdurch, daß Herr Karl Witte in dieſem Sommerhalbenjahre nicht nur meine Vorleſungen über die analytiſche Chemie und die damit verbundenen praktiſchen Uebungsſtunden im Laboratorio mit eben dem rühmlichen Fleiß und Eifer, wie früherhin meine Vorleſungen über die theoretiſche Chemie beſucht, ſondern mir auch vielfältige Beweiſe ſeiner in der Chemie ſich bereits erworbenen guten Kenntniſſe durch die gute Ausführung der ihm in dem erwähnten Kollegio anvertrauten chemiſchen Operationen und Analyſen, ſo wie auch durch die

Ausarbeitung der ihm zur Unterſuchung mit zu Hauſe gegebenen chemiſchen Gegenſtände gegeben hat. Dr. Fr. Stromeier.“

Während dieſes halben Jahres überlegten wir, wie mein Sohn weiter ſtudiren ſolle. Hätte ich die Abſicht gehabt, ihn ſchnell recht berühmt zu machen, ſo mußte ich ihn in der Math. Phyſik, Chemie und Naturgeſchichte, beſonders auch Mineralogie, fortarbeiten laſſen, denn in allen dieſen Wiſſenſchaften war er ſehr (und gleich) weit! Ich zog aber das ſpätere — Reelle vor; deshalb beſorgte ich, ein ſo tiefes Forſchen ſei nicht für ſein zartes Alter. Auf dieſem Wege mußte er ferner Profeſſor ꝛc. werden, und das war grade nicht mein Wunſch. Ich beſchloß daher, er ſolle noch andre, bisher unbebaut gebliebene Felder ſeines Geiſtes urbar machen, und dann im achtzehnten Jahre ſelbſt wählen, was künftig ſein Hauptfach ſein ſolle. Deshalb ſchlug ich ihm Cameralia vor, wo er dann mit den „Rechten“ anfangen mußte. Seine früheren Studien hatten ihn trefflich auf Cameralia vorbereitet. Man billigte deshalb meinen Plan allgemein; nur Thibaut, der früher ei-

ne ſolche Idee in mir erregt hatte, bedauerte jetzt, daß ſeine Wiſſenſchaft meinen Sohn verlieren ſolle. Er kann zu ihr zurückkehren, antwortete ich, denn er iſt noch ſehr jung! Gefallen ihm die: „Rechte“ nicht, ſo geſchieht es gewiß.

Auf einer Reiſe nach Wetzlar hatten ſich in Gieſſen mehrere Mitglieder der philoſ. Facultät viel und tief eingehend mit meinem Sohne unterhalten: Dann wurden wir von dem zeitigen Decan, dem bekannten Profeſſor Schaumann, zu Tiſche gebeten, wo wir eine ausgeſuchte Geſellſchaft fanden. Urplötzlich erhoben Alle die Gläſer, tranken meines Sohnes Geſundheit, nannten ihn: Doctor noster! und der Decan überreichte ihm folgendes Schreiben mit herzlicher Umarmung. (Jeder Anweſende weinte Freudenthränen.)

„I. H. Fr. Carolo Witte, Doctori nostro!

Mein geliebter junger Freund!

Was Sie ſind, habe ich, mit dem Publikum, ſchon lange gewußt. Aber wie Sie ſind, was Sie ſchon geworden, das habe ich erſt in dieſen Tagen, den glücklichen, anſchaulich erkannt. Erkannt — und mich inniglich ge-

gefreut! Gott hat die ſeltenen Bemühungen Ihres würdigen Vaters geſeegnet. Er iſt ein Vater, der Freude hat an ſeinem Kinde!

Meine achtungswürdigen Kollegen und ich, theilen dieſe Vaterfreude. Wir wünſchen Sie, mein Theurer! und in Ihnen den Vater, öffentlich zu ehren.

Ich zeige Ihnen daher offiziel an, daß die philoſophiſche Fakultät Ihnen geſtern per unanimia die Würde eines Doktors der Philoſophie dekretirt hat, und ich Ihnen das Diplom darüber, ſobald es abgedruckt iſt, überſenden werde.

Es macht mir ein ſeltenes Vergnügen, Ihnen zuerſt das Salve, Doctor noster! ſagen zu können Salve, salve, Doctor carissime! consta Tibi! Vale! faveque Tuo Schaumanno, Philos. ord. p. t. Decano."

Hier ſind die ausgezeichneten Worte des Diploms: Viro juveni, hodie jam celebratissimo, I. H. Fr. Carolo Witte, Lochaviensi, aetate juvenili, eruditione virili, modestia amabili, ut cum filii simul patris, — cui is omnia debet! — nomen celebrartur, summos Doctoris Philos. honores etc. honoris

causa etc. d. X. April, 1814 etc. (Dem Jüng-linge, der ſchon Mann, und ſehr berühmt iſt, J. H. Fr. Karl Witte, von Lochau, der in zartem Alter mit liebenswürdiger Beſcheidenheit männliche Gelehrſamkeit verbindet, ertheilt, um mit dem Sohne zugleich den Vater, — welchem der Sohn alles verdankt! — zu verherrlichen, den Grad, die Rechte ꝛc. eines Doktors der Philoſ. zur Ehre unſrer Univerſität ꝛc. d. 10. April 1814.)

In Marburg freuten ſich Ullmann der ältere und ſeine Kollegen ſehr über dieſen Vorgang. Ullmann verſicherte, wenn es nicht ſchon in Gieſſen geſchehen wäre, ſo würde die Univerſität Marburg es gethan haben.

Fünfundzwanzigſter Abſchnitt.

Aufenthalt in Heidelberg.

Michaelis 1814, (mein Sohn war vierzehn Jahr alt!) verließen wir Göttingen, um nach Heidelberg zu ziehen. Dieſen Ort wählte ich, 1) ſeiner reizenden Lage und heiteren Lebensweiſe wegen, denn mein Sohn ſollte

nicht wieder ſo viel arbeiten, als in Göttingen. 2) Der Entfernung wegen. Die Reiſe hin und zurück, und die dortige Umgegend machte ihn mit andern Sitten, Gewohnheiten ꝛc. bekannt, vermehrte alſo ſeine Einſichten und Erfahrungen. 3) Die Juriſtenfakultät war dort vorzüglich gut beſetzt. 4) Von da war ich nahe an der Schweiz, konnte leicht nach Holland kommen, und wohnte merklich näher an Strasburg und Paris. In den nächſten drei Freizeiten ſollten aber dieſe drei großen Reiſen gemacht werden.

In Allendorf nahmen wir von dem würdigen und uns ſehr wohlwollenden Direktor Schaub dankbar Abſchied.

In Hanau lernten wir den G. R. Leonhard, Sekr. der Wett. gel. Geſ. und durch ihn, die Direktoren und den zweiten Sekr. kennen. Alle unterhielten ſich oft und mannigfaltig mit meinem Sohne, beſchenkten ihn mit ſeltenen Foſſilien, und ſandten ihm bald darauf das Diplom als korr. Mitglied mit folgendem Schreiben des G. R. Leonhard:

„Indem ich Ihnen, m. l. j. F.! in der Anlage den Beweis überſende, daß die Wet-

ter. Geſ. f. d. geſ. Naturkunde Ihre ſeltenen Talente und Ihren ruhmwürdigen Eifer zu erkennen gewußt hat, bringe ich Ihnen zugleich meinen aufrichtigen und herzlichen Glückwunsch dar. Fahren Sie raſtloß fort in Ihrem ſchönen Streben und halten Sie ſich meiner innigen Liebe und Freundſchaft verſichert! Leonhard."

In Heid. bewies uns Herr H. R. Thibaut eine volle Stunde lang, daß wir wieder nach Gött. zurückreiſen müßten, weil das jus meinem Sohne nicht zuſagen könne, da er in der Mathem. Phyſik ꝛc, ſo ausgezeichnet weit ſei. Ich mußte ihm endlich zu erkennen geben, daß das unſre Sache wäre, eher erhielten wir die Erlaubniß, daß Karl ſeine Vorleſungen beſuchen dürfe, nicht. Unglücklicher Weiſe laß er grade nicht Inſtitutionen, ſondern Pandekten. Indeß mein Sohn wagte ſich daran, hörte auf Th. Rath bei Erb zugleich die Inſtit. und ſtudirte ſie, als dieſer ſehr krank wurde, für ſich allein. Zu meinem Erſtaunen wiederholte Th. ſelbſt im Kollegio! noch oft, „daß für ein junges, mit den herrl. Naturwiſſenſchaften innig befreundetes We-

ſen, die Jurisprudenz viel zu trocken ſei ꝛc.“ Dies mußte ſie Karln faſt verleiden. Ich ſprach daher mit Th. Freunden. Dieſe antworteten: „Daran müſſen Sie ſich nicht kehren! — Was er will, das will er! — Wenn Ihr Sohn nur durchdringt!“

Ich erinnere hierbei, wie heilſam es war, daß ich Karln gewöhnt hatte, nicht bloß in beſtimmten Stunden das Feſtgeſetzte zu ſtudiren, (man misbilligte es früher faſt allgemein!) ſondern auch gern und mit Kraft alles zu ergreifen, was, nach vernünftiger Ueberlegung, als zweckmäßig beſchloſſen war. Ohne eine ſolche Gewöhnung hätte Th. mich doch gezwungen, nach Gött. zurückzukehren. Jetzt ſah er ſich gezwungen, Karln zu ſchätzen, und folgendes Zeugniß auszuſtellen, nachdem er ihn, auf meine Bitte, mehrmals und — ſtrenge! geprüft hatte:

„Daß der Dr. d. Philoſ. Herr J. H. Fr. Karl Witte in dieſem Winter meinen, täglich drei Stunden gehaltenen, Vorleſungen über die Pandekten ununterbrochen mit dem ausgezeichnetſten Fleiſſe und muſterhafteſter Auf-

merkſamkeit beigewohnt hat, bezeuge ich mit vielem Vergnügen hierdurch.

A. F. J. Thibaut.“

Erbs Worte ſind: „Ich bezeuge, daß Herr Karl Witte d. j. Dr. d. Ph. welchen ich die Ehre hatte, in meinen Vorleſungen über Inſtit. d. r. Rechts unter meinen Zuhörern zu haben, an dieſen auf eine dem rühmlichen Lobe, welches ſeinen ſeltenen Talenten und ſeinem ausgezeichneten Fleiſſe allgemein und einſtimmig ertheilt wird, vollkommen entſprechende Weiſe Theil genommen hat; bis er ſich durch die Unterbrechungen, welche mein Geſundheitszuſtand in den Vorleſungen veranlaßte, genöthigt ſah, mit demſelben Eifer! das Studium der Inſtit. privatim fortzuſetzen. K. A. Erb.“

Die Reiſe nach Paris war zwar feſt beſtimmt, auch Geld, Paß, Wagen, Kleider, Gefährten ꝛc. beſorgt. Aber Napoleon entwiſchte aus Elba; wir mußten alſo in H. bleiben. Indeß machten wir eine herrliche Reiſe im Odenwald bis an den Mayn, und kehrten über Darmſtadt auf der Bergſtraße zurück. Von einer Familie der andern zuge=

führt, genoſſen wir unendlich viel Vergnügen, und mein Sohn gewann ſehr dadurch für Körper und Geiſt.

Im zweiten halben Jahre hörte er Geſchichte, Inſtit. und Hermeneutik d. r. Rechts bei Th. und deutſches Staatsrecht bei Zachariae. Beide waren vorzüglich mit ihm zufrieden.

Während dieſes Sommers trat eine große Verſuchung für uns alle drei ein. Die beiden Kaiſer waren in Heidelberg und würdigten uns ihrer Aufmerkſamkeit. Das Gleiche thaten ihre nächſten Umgebungen. Einer der Monarchen bot mir durch den jetzigen General v. D. an, meinen Sohn in ſeine Suite nehmen zu wollen. Ich erſtaunte! und wir überlegten es lange. Endlich offenbarte ich es einem vertrauten Freunde, aber dieſer ſtimmte mit uns (Eltern) ein, es dankbar abzulehnen, — ſo ſehr auch die hohe Gnade, und das, blendende! Glück zu würdigen ſei.

In dieſer Freizeit konnten wir wieder nicht (nach der Schweiz) reiſen, denn es regnete täglich. Nur kleine Gänge um H. herum waren ausführbar.

Im dritten halben Jahre hörte mein Sohn kathol. und prot. Kirchenrecht bei Zachariae; deutſches Krim. Recht, und Theorie des Krim. Prozeſſes bei Martin; ferner das Germanicum, Lehn- und Handelsrecht, wie auch ein Examinatorium über die Pandekten, bei Cropp. Die Zeugniſſe ſind alle vorzüglich. Das von Cropp ſchließt ſich mit den Worten: „In beiden Kollegien hat er den muſterhafteſten Fleiß an den Tag gelegt; auch mich im Examinatorio, und durch eigne Ausarbeitungen von ſeinem lobenswerthen Privatfleiße und ſeinem Durchdenken der Rechtsmaterien überzeugt."

Dieſe Freizeit hatte ich für Holland beſtimmt, aber die Lage der Dinge war nicht dazu geeignet. Wir begnügten uns alſo mit kleineren Reiſen.

Im vierten halben Jahre hörte K. Diplomatik bei Gatterer. Hier der Schluß ſeines Zeugniſſes: ⸗ ⸗ mit dem größten Eifer und der ununterbrochenſten Aufmerkſamkeit; auch hat er ſich beſonders durch ſein muſterhaftes männliches Betragen meine vollkommenſte Hochachtung und Freundſchaft erworben.

2)

2) Disputirübungen über röm. Recht bei Walch. Die letzten Worte ſeines Zeugniſſes ſind: ⸗ ⸗ „und mir dabei viele Beweiſe gegeben von ſeinen vorzüglichen Talenten und Kenntniſſen, inſonderheit von dem großen Eifer, mit welchem er ſein Studium treibt.“

3) Bei Gensler Theorie des gem. deutſchen Zivilprozeſſes, und das Prozeß⸗practicum. Sein Urtheil endet: „⸗ ⸗ mit größtem Fleiße beſucht und den eifrigſten Antheil genommen; im Practico auch den Beſitz ausgezeichneter Rechtskenntniſſe erprobt.“

4) Bei Cropp ein lateiniſches Disputatorium über deutſches Recht. Hier iſt ſein Zeugniß: ⸗ ⸗ hat bei mir ein Disputatorium in lateiniſcher Sprache über Gegenſtände des deutſchen Rechtes gehabt, und ſich in demſelben durch die Richtigkeit und Schärfe, mit welchen er ſeinen Gegenſtand auffaßte, und die Gründe für oder wider eine Meinung abwog, ſo wie durch die Gründlichkeit und Leichtigkeit, mit welchen er die ihm gemachten Einwendungen widerlegte; äußerſt vortheilhaft ausgezeichnet.

Fr. Cropp. Pr. d. R.

*

Meines Sohnes Univerſitätsſtudien ſind nun — und ich hoffe: zu ſeiner Ehre! — beendigt. Ich könnte die Herrn Eberhard, Voß, Merkel und ihre Sippſchaft wohl nicht beſſer an den Pranger ſtellen, als wenn ich ihr Geſchreibſel hier wörtlich folgen ließe. Aber — dazu iſt mir mein Buch zu rein! — Ich bedaure vielmehr jede Zeile, die ſie veranlaſſen.

Allgemein hat man uns in und um Heid. mit unſchätzbarer Güte behandelt. Auch hier beſuchten wir Niemand zuerſt; und waren doch bald mit den Edelſten und Beſten freundſchaftlich, ja vertraulich! verbunden. Jede Stunde, die wir den Geſchäften, oder dem Naturgenuß entziehen wollten, verlebten wir in feinen und ſchönen Kreiſen. Da ich in H. und in der Umgegend, (wie früher in und um Göttingen,) oft predigte; ſo trug dies ebenfalls zur Erweiterung unſerer Bekanntſchaften bei. Mehrere Male wurden mir Pfarren angetragen, die ich — nur meines Sohnes wegen! — ausſchlug. Die anlokkendſte war die reformirte Predigerſtelle in W., wo ich oft das Amt verſehen hatte. Ich nenne keine Familie, der wir Verbindlichkei-

ten ſchuldig ſind, um nicht ganze Reihen von Namen hinzuſchreiben. Aber — unſre dortigen theuren Freunde und Freundinnen wiſſen, daß das Geſagte auf ſie und die Ihrigen geht. Nehmen Sie alle unſern herzlichen Dank freundlich an!

Mein Sohn wurde unterdeſſen ſechszehn Jahr alt, und war ſtets kerngeſund. Schon in Gött. hatte er ein hübſches Mädchen lieber geſehn, als andre. Hier fühlte er die erſten Pulſe des Jünglingsblutes, und war daher bisweilen verlegen in Geſellſchaft junger Mädchen. B. M. in Wa., älter als er, hatte ihn geſehen, liebgewonnen, und — zu feſſeln gewußt. Der Apotheker B. in Wie. bot ihr (aus Eigennutz!) die Hand dazu. Beide unterhielten einen heimlichen Briefwechſel mit Karln. Die Briefe gingen durch einige vertraute Studenten, deren einer den Verliebten, unter dem Vorwande des Spazierenfahrens, öfters nach W. fuhr.

Thib. hatte Karls Erziehung oft und bitter getadelt, mir folglich bei dieſem ſelbſt, noch mehr aber bei deſſen jungen Freunden großen Schaden gethan. Nach ihm war K. mir nichts

weniger als Dank ſchuldig; er mußte vielmehr gegen meine (und zwar nach Herrn Th.) Vorſchriften handeln, wenn noch etwas Erträgliches aus ihm werden ſolle. *) Wann wird doch eine ſolche gelehrte Zudringlichkeit endlich die goldene Regel bedenken: Was deines Amtes nicht iſt, davon laß deinen Vorwitz! — Wann wird ſie den ungeheuren Schaden einſehen, den ſie ſtiftet, ja ſtiften will, um nur — ihren Eigenwillen durchzuführen. Die Folge wird darlegen, daß ſie ſelbſt bei den wichtigſten Vorfällen im Leben des ſich angemaßten Zöglings, nicht davor zurückbebt, ihm heimlich ein Bein unterzuſchlagen; um nur hinterher ſagen zu können: „Sehen Sie wohl? Ich rieth Ihnen ab! Nun haben Sie es! —“ Der nicht zu berechnende Nachtheil, der daraus entſteht, kümmert ſolche Menſchen nicht; denn — ſie ſelbſt ſehen zu-

---

*) In Berlin nannte man kürzlich etwas Aehnliches: ein Verbrechen; und — man hatte recht! wenn die Beſchuldigung wahr iſt. Ich habe ſie nie geglaubt; denn es wäre: abſcheulich!

nächſt nur: ſich; dann wieder: ſich! und kaum dann erſt: andre! Wer ſelbſt Kinder hat, bedenke doch! Was Du nicht willſt, daß Dir die Leute ꝛc.

Wahrſcheinlich wäre, ohne dergleichen feindliche Einwirkungen, mein Sohn gegen mich oder ſeine Mutter ſtets offenherzig geblieben, jene Studenten hätten ihm wohl nicht die Hand geboten, und B. M. allein hätte wenig über ihn vermocht; aber — Th. Schüler glaubten, etwas Gutes zu thun, wenn ſie ihn für die Idee: „es werde ein verkehrtes Weſen mit ihm getrieben:“ bearbeiteten. Das natürlichſte für den ſechszehnjährigen Jüngling war alſo wohl, zunächſt im Betreff der Liebe, ſeinen eignen Gang zu gehen. Dazu halfen dann jene Briefe kräftig. B. M. ſchrieb von Zärtlichkeit und ewiger Treue, vom Heirathen u. ſ. w. Herr B. veranſtaltete Zuſammenkünfte ꝛc., aber — immer nur für koſtbare Mineralien; mit der Drohung, ſonſt werde er mir alles melden. Ich aber ward meinem Sohne von allen Erwähnten als ein Satan geſchildert. Die augenblickliche Ver-

wirrung des guten Karls iſt alſo wohl begreiflich.

So etwas war jedoch zu ſehr gegen ſeine Natur und bisherige Sitte. Er wurde daher mißmuthig, und ſo ganz verändert, daß wir Alles durchſchauten, ehe wir noch das Geringſte wußten. Ich beſchleunigte mein Weggehen um faſt vier Wochen, und beſchloß, Karln durch die herrliche Rheinreiſe zu erheitern. Beim Einpacken fand Luiſe jene Briefe, und nun war alles ſchrecklich klar! — Wir ſchwiegen, bis wir in K. bei Verwandten waren, welche uns und unſern Sohn herzlich liebten. Mit ihnen vereint eröffneten wir Karln alles, — und hatten nun ſchnell unſern guten, lieben, verſtändigen Sohn wieder. Er ſelbſt ſchrieb, höchſt ſchonend! aber, ruhig feſt! an B. M. und bat ſie, ihre Liebe in Freundſchaft zu verwandeln. Bald darauf führte uns das Schickſal mit einem liebenswürdigen Mädchen Fr. v. L. zuſammen. Sie vollendete meines Sohnes Heilung, wie ſeine Gedichte, und B. M. vergebliches Wiederanknüpfen, beweiſen.

Der Folge wegen führe ich hier an, daß mein Sohn mehrere Heid. Prof. (Cropp,

Gatterer, Walch oder Zachariä) ſchon damals darauf aufmerkſam gemacht hat, daß in Verona diejenigen alten Handſchriften ꝛc. lägen, welche Niebuhr acht Monate ſpäter von ungefähr fand. Zu mir hatte er längſt und oft geſagt: „Ach, l. V. können wir nicht nach Verona reiſen? Da liegen Schätze, die ich gern heben möchte!“ Aber das waren nicht bloß Vermuthungen, ſondern er bewies ſie auch, wie jene Männer wiſſen. Er wußte, was er wollte, ehe er daran ging. Der Zufall hatte keinen Antheil daran.

Zu den Wenigen, welche bedauerten, daß mein Sohn Cameralia ſtudire, gehörte auch der R. K. G. L. Graf Lieven, ein ſehr edler Mann. „Ihr Sohn wird, ſagte er, die Jurisprudenz (wie alles bisher!) mit ſeltener Kraft ergreifen, und — dann vielleicht dabei bleiben. Das wäre aber ſchade! wegen ſein himmliſchen Gemüths!

Ich bekenne gern, daß ich dem Herrn H. R. Thib. viel Dank ſchuldig bin, weil er in mehrerer Hinſicht gütig an meinem Sohn gehandelt hat. Aber gern wollte ich ihm alle, uns aufgelegte Verbindlichkeiten, mit Zins

auf Zins bezahlen, wenn ich manche ſeiner Reden ꝛc. ungeſchehen machen könnte. Ich meine hier nicht, daß er mich in allerlei Wendungen verſicherte: „Karl ſei eine ganz gewöhnliche Erſcheinung!“ ꝛc. denn es bedurfte keines hellen Geiſtes, um ſeine Abſicht dabei zu durchſchauen. Hatte ich doch die grade entgegengeſetzten Urtheile der größten Männer aus faſt allen Fächern über K. und meine Erziehungsweiſe in Händen. Aber — die üblen Eindrücke auf Karls Gemüth; Th.s — leider nur zu oft gelingende! — Bemühungen, uns beide hinabzudrücken. Die Durchführung ſeines Plans, meinen Sohn nicht emporkommen zu laſſen; der viele Aerger und Gram, und die noch böſeren Folgen; die Gelegenheit, die Th. einem Hinterliſtigen gab, ſich bei ſeinen Verfolgungen einen frömmelnden Anſtrich zu geben! — Das, das, das! möchte ich wegkaufen können, ſo wäre unſäglich viel Schlechtes weniger geſchehen. Wahrſcheinlich wäre dann mancher der vielen hämiſchen ꝛc. Angriffe auf meinen Sohn in den öffentlichen Blättern nicht erſchienen; jetzt ſandte man, um Schändlichkeiten zu beſchönigen,

dieſe giftigen Pfeile nach allen Seiten hin; denn ſo hoffte man meinen Sohn gewiſſer zu verwunden, wenn nicht moraliſch zu morden.

Seine ſchönſten Eigenſchaften, ſeine ausgezeichnetſten Geiſteskräfte, ſeine trefflichſten Erzeugniſſe ſind — teufliſch folgerecht! — verläſtert worden, und — werden es noch heute. Sicher wird man nicht eher damit aufhören, als bis er todt, oder zertreten iſt, oder — ſo ſteht, daß ſeine Gegner ihm nichts mehr anhaben können.

Thib. blieb ſich ſtets gleich. Zuerſt ſagte er: Das Jus müſſe meinen Sohn anekeln! Dann: er ſtudire es viel zu tief! (Wirklich mußte ich deshalb mehrmals mit ihm ſchelten!) und endlich, er dürfe nicht Dr. juris werden, wenn er gleich nach Th. eigener Verſicherung — die dazu nöthigen Kenntniſſe doppelt beſitze. Ob er auch in Gött. und Berlin gegen uns gewirkt hat? — — Mein Sohn wurde in H. von Prof. und Studenten gleich ſehr geachtet und geliebt. In Rückſicht ſeiner Lehrer beweiſen es die Zeugniſſe. — Bald alſo fragte man mich: Wird Ihr Sohn nicht promoviren? — und wunderte ſich ſehr als ich:

Nein! antwortete, weil meine Hauptabſicht noch immer auf Cameralia ging. Indeß die Gründe jener Männer waren entſcheidend. Ich gab daher nach; fragte aber ſämmtliche juriſt. Prof. aufs Gewiſſen nach ihrer Meinung. Alle verſicherten: er werde im Examen ausgezeichnet beſtehen, und eine Promotion, wie er ſie ſich verſprechen dürfe, werde ihn bei S. M. dem Könige v. Pr., bei den Miniſtern ꝛc. ſehr empfehlen.

Derjenige unter ſeinen Lehrern, der ihn am genaueſten kannte, und wie ſeinen Bruder liebte, machte es ihm zur Pflicht, ſo bald als möglich Kollegia zu leſen. „Ich kenne, ſagte er zu mir, ſeinen leichten, bündigen und klaren Vortrag ſelbſt bei ſchwierigen Materien. Die nöthigen Kenntniſſe hat er mehr als hinreichend! Auch fehlt ihm die Neigung dazu nicht. Und — ein junger Mann ſeiner Art darf in einem Orte wie Berlin nicht lange ohne beſtimmte und ernſte Beſchäftigung bleiben, ſonſt zerſtreut er ſich und — geht dann vielleicht unter. Kollegia muß er nicht mehr hören. Ich wüßte nicht, was. Laſſen Sie ihn bei Savigny die Pandekten beſuchen, damit er ſei-

nen Vortrag, (den man mir oft gerühmt hat) und über manche Materien ſeine Anſichten, kennen lerne. Doch wünſche ich, daß er in Berlin wenig oder gar nicht mit Studenten umgehe. Ich weiß aus Erfahrung, daß dies einem jungen Dozenten vielerlei Unbequemlichkeiten verurſacht.“

Wie ſoll er aber dies vermeiden, erwiderte ich, wenn er ein Kollegium auch nur beſucht? Er. Ei, er muß ſich Savigny hierüber anvertrauen, und ihn bitten, ihm einen Platz in irgend einer Ecke ꝛc. wo er mehr allein ſitzt, anzuweiſen. Ich ſetze voraus, daß Sav. ein Mann iſt, der ſein Vertrauen nicht misbraucht. Aber — Studentenumgang darf er dort um ſo weniger anknüpfen, weil er, mit ſeinem liebevollen Weſen, ſonſt — wie hier! gar bald die Hälfte aller zu Freunden haben wird. Und das geht nicht an, wenn er leſen will.

Ich ſprach aufs neue mit Th. und theilte ihm die Urtheile ſeiner Kollegen wörtlich mit. Er drückte ſich ſo ſchneidend über ſie aus, daß ich ängſtlich wurde, und zwei ſeiner vertrauten Freunde, (verehrungswerthe Män-

ner) um Rath fragte. Ich mußte ihnen alles erzählen. Dann antworteten ſie ruhig: „Sie laſſen Ihren lieben Sohn promoviren! „Ich. Aber — Thibaut ⸗ ⸗ ſpricht, (unterbrach mich der eine,) über Dinge, die er nun einmal nicht will, als ob er — — — — Wer ihn genauer kennt, kehrt ſich daran nicht. — Jetzt war ich beruhigt. Thib. ſuchte die Promotion zwar noch zu verhindern. Sie ging aber zur höchſten Ehre meines Sohnes vor ſich. Er war ſo vorzüglich im Examen beſtanden, daß er die erſte Zenſur. (summa cum laude! mit dem höchſten Lobe!) — die in Heid. bis dahin nur höchſt ſelten! gegeben wurde, – erhielt. Bei der Disputation ſelbſt erſchien Thib., der ſich doch oft meines Sohnes väterlichen Freund nannte, nicht; ungeachtet er geſund war, und ſeine Abweſenheit nicht wenig auffiel, auch wohl das Ausbleiben Andrer veranlaßte. K. hoffte treuherzig! aber vergebens! er werde ihm opponiren. Mein Sohn disputirte sine praeside. Seine Opponenten waren Herr v Kropf, der bekannte Dr. Zimmern, und der ausgezeichnete Juriſt und Menſch, Prof. Cropp. Die Feier⸗

lichkeit war ſehr glänzend und höchſt ehrenvoll für K. und mich. Am Ende derſelben hielt Zachariä, Dekan und Promotor, eine Rede. Z—s ausgebreitete und doch tiefe, Gelehrſamkeit iſt bekannt. Dabei iſt er ein ſehr verſtändiger, wohlwollender Menſch, mit feinem Gefühle. Wir lernten ihn kennen, weil er meines Sohnes Lehrer wurde; aber er hat ſich — wie Cropp und alle! — immer, ſehr edel! gegen dieſen benommen. Sein ſchönes und fließendes Latein darf ich Kennern wohl nicht vorenthalten. Meinen Hauptleſern überſetze ich es:

Si unquam alias, profecto ego hodie non sine timore quodam in hunc locum ascendi, Auditores! Cum enim hodierna solemnitas, quam praesentia Vestra condecorare voluistis, nonnihil insoliti habeat; expectatur etiam a me, a quo supremae, sed non ultimae, partes in hac solemnitate agendae sint, oratio sive rerum sive verborum novitate excellens. Insolitum quippe est et contra morem a majoribus receptum, quod hodie summi, quos literae tribuere possunt, honores, in adolescentem; quin,

si cum Cicerone loqui licet, in puerum XVI annorum conferuntur; cum tamen non nisi virilis aetas istorum honorum capax esse videatur. Et tamen, quod vel maxime solemnitatem hujus diei studiis Vestris commendavit, conferuntur in eum, qui scientia literarum, peritia juris, Virorum laudes aemulatur, hisce honoribus profecto sit dignissimus. Denique conferuntur in eum, qui, quanquam egregiis animi ingeniique dotibus a natura instructus sit, tamen pleraqne omnia sibi, h. e. acri, quo in literas incubuit, studio, viam monstrante et praecunte patre reverendo, debeat; ita ut in eo, non tam natura, quam institutio, quid efficere possit, experta esse videatur. (Nun ſpricht er über Erziehung und Bildung.) ; ; Quaecumque enim nobis stet de educandis pueris sententia, in eo tamen profecto mecum consentietis, Candidatum dignissimum exemplo esse ac documento, quantopere studio ac labore ipsas, quas natura scripsisse videbatur leges, superare possimus. Quod ipsum simul admonet, nihil arti atque sollertiae arduum esse atque impervium.

(Ius jurandum.) (Verba solemnia.)

Itaque salve, mi Doctor recens create, iterumque salve! Ego, j. u. Dr. Te primus Doctorem j. u. collegamqne imperii saluto. Sed partim, quo privilegii praecipui, quod huic dignitati inest, statim particeps fias; partim, quo Tibi hanc dignitatem coram et solemnius gratulari possim, escendas jam in cathedram superiorem Tibi jure meritoque patentem, — escendas! —

Laetus gratansque Te, Vir Ictissime, Te jam summo in fastigio constitutum, Te loco et dignitate mihi aequalem conspicio; Vobisque, Auditores, eundem quem mihi, animum esse, et spero, et ex vultu Vestro conjicio. Sed cnm advenam et hospitem munere aliquo excipere deceat; praeterea cum majores symbola quaedam conferendis dignitatibus adhibere soliti sint, en Tibi, Vir Ictissime, non quidem pileum illum rubrum, quippe qui a moribus saeculi alienior esse videretur, sed instrumentum publicum dignitatis in Te rite collatae testimonium ac tesseram publice trado et exhibeo. (Diploma.) Neque vero hoc instrumentum Tibi

testimonii solum loco erit, sed admonebit Te etiam, quamdiu fata vitam concesserint, solemnitatis hac die celebratae, juris jurandi abs Te praestiti, officiorum abs Te susceptorum.

Multum Tibi oneris impositum esse sentio, cum puer eos in literis profectus feceris, ut multorum oculos et studia in Te converteres; quin an ipso Rege Borussorum beneficio publico dignus habereris; jam patria, jam parentes optimi, amici, extranei, ut quod mature contraxisti debitum, persolvas exigunt. Et difficile sane est, expectationi satisfacere; difficilius sibi! — Praeterea literarum, quarum studio flagras, ambitus immensum patet; ita ut, si vel per integram vitam iis operam dederis, tamen modestia confessionem ignorantiae sit expressura. Denique experieris, si jam ad rempublicam accesseris, obtrectationem aequalium, aemulorum invidiam, optimatum superbiam; quippe quae virtuti deesse nequeunt, utpote virtutis incitamenta. At tamen bono Te esse animo jubeo. Nihil industriae, nihil sollertiae, nihil erecto

animo arduum est, atque imperium. Experientia didicisti, quantum labore et studio effici possit. Haec ipsa, quae hodie in Te collata est, dignitas, est tam virtutis praemium, quam ad virtutem incitamentum.

Sed quod patribus accidere solet, qui filios ex potestate sua dimittunt, nimius jam fui in praeceptis sapientiae exponendis. Itaque finem huic orationi impositurus, Vobis, Auditores! pro insigni benevolentia et indulgentia, qua huic solemnitati interesse voluistis, et viri honorati, et meo nomine debitas gratias persolvo.

Praeclare, Vos, Commilitones optimi, ostendistis, Vos nihil, quod ad unum aliquem Vestrûm pertineat, a Vobis alienum esse, putare.

Dixi.

Habe ich, H. A. jemals dieſe Stelle mit einiger Aengſtlichkeit betreten, ſo iſt es heute der Fall. Denn da der Feierlichkeit, welche Sie durch Ihre Gegenwart verherrlichen, etwas ganz Ungewöhnliches zum Grunde liegt; ſo erwartet man gewiß von mir, der ich das Wichtigſte dabei zu vollenden habe, einen Vor-

trag, welcher ſich, in Sachen oder Worten, durch Neuheit auszeichnet. Ungewöhnlich, und ganz gegen die alte Sitte, muß ich es wohl nennen, daß heute, die höchſte Ehre, welche die Wiſſenſchaften ertheilen können, einem Jünglinge, ja wenn ich mit Cicero reden darf: einen Knaben von ſechszehn Jahren, ertheilt wird, obgleich nur das männliche Alter ſolcher Auszeichnungen fähig zu ſein ſcheint. Und doch — das iſt es ja eben, was Ihnen allen die Feier dieſes Tages ſo höchſt wichtig macht! — doch, ſage ich, wird ſie einem Jünglinge ertheilt, welcher durch ſeine Gelehrſamkeit überhaupt, und durch ſeine Kenntniß der Rechtswiſſenſchaft, insbeſondere mit Männern wetteifert; folglich dieſe Ehre gewiß verdient. Einem Jünglinge, ferner, welcher zwar von der Natur mit herrlichen Anlagen des Geiſtes und Gemüths beſchenkt wurde, aber weit aus das meiſte ſich ſelbſt, d. h. ſeinem eifrigen Studiren, — wobei ſein verehrungswürdiger Vater ihm voranging und den Weg zeigte, — zu danken hat. Von ihm darf man alſo ſagen: Erziehung und Bildung, nicht ſowohl die Natur!

verſuchten, was aus ihm zu machen ſei. (Nun ſpricht er über Erziehung und Bildung!) ; ; Mögen wir indeß über Erziehung denken, wie wir wollen, ſo erkennen Sie alle gewiß mit mir unſern würdigen Kandidaten als Beiſpiel und Beweis an, daß Fleiß und Eifer, ſelbſt über die Geſetze, welche die Natur vorgeſchrieben zu haben ſcheint, weit hinausgehen können. Möge er ſelbſt ſich hieraus die Lehre nehmen, daß einem angeſtrengten Streben nichts zu hoch, nichts unmöglich ſei!

(Jetzt folgte der Eid, und auf ihn die feierliche Erhebung zum Doktor beider Rechte.)

Willkommen, theurer, ſo eben ernannter Doktor! noch einmal: Willkommen! Ich, bd. R. Dr. begrüße Sie hiermit zuerſt als Dr. b. R. und als meinen Kollegen in dieſer höchſten wiſſenſch. Würde. Damit Sie aber theils von dem ausgezeichneten Vorrechte, welches mit ihr verbunden iſt, ſogleich Gebrauch machen können; theils auch, damit ich Ihnen zu Ihrer Erhebung näher und feierlicher Glück wünſchen könne; ſo treten Sie zu mir herauf auf das obere Katheder, das Ihnen jetzt nach

Recht und Billigkeit offen ſteht! — Kommen Sie! —

Freudig und Glück wünſchend ſehe ich Sie hier, als einen in der Rechtswiſſenſchaft erfahrnen Mann, als einen, der früh ſchon den höchſten Gipfel erreichte, und mir in Betreff der Würde und dieſes Standorts nichts nachgiebt. Sie, H. Anw. fühlen gewiß wie ich; das traue ich Ihnen zu, und ſchließe es aus Ihren Blicken. Doch, man pflegt ja einen Beſuch, einen lieben Gaſt mit einem Geſchenke zu erfreuen; auch haben unſre Vorfahren mit jeder Würde gewiſſe äußere Zeichen verbunden; ſo überreiche ich Ihnen denn als einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten hiermit öffentlich nicht etwa den rothen Hut, — weil dieſes jetzt nicht mehr Sitte iſt! — ſondern eine geltende Zuſicherung der Würde, die Sie ſich mit vollem Rechte erworben haben, als Zeugniß und Beweis davon für Jedermann. (Das Doktordiplom.) Indeß nicht bloß als Beweis ſoll Ihnen dies Diplom dienen; nein! es ſoll Sie zugleich lebenslang erinnern, an die heutige Feierlich-

keit, an den von Ihnen geleiſteten Eid, und an Ihre übernommenen Pflichten.

Ich fühle das Gewicht deſſen, was Ihnen auferlegt iſt. Schon als Kind hatten Sie ſolche Fortſchritte gemacht, daß Tauſende ihre Augen und ihre Aufmerkſamkeit auf Sie wandten; ja daß ſogar der König von Preuſſen Sie ſeiner Unterſtützung würdig hielt. Deshalb verlangen Ihr Vaterland, Ihre trefflichen Eltern, Ihre Freunde, ja ſelbſt das Ausland, daß Sie dieſe, ſo früh gemachte, Schuld abtragen. Freilich iſt es ſchwer, ſolchen Erwartungen, — ſchwerer noch, ſich ſelbſt! — zu entſprechen. Ueberdies iſt das Gebiet der Wiſſenſchaften, die Sie ſo glühend bearbeiten, unermeßlich. Mögen Sie denſelben auch Ihr ganzes Leben widmen; immer wird Ihre Beſcheidenheit Ihnen doch das Bekenntniß abdringen, daß Sie vieles nicht wiſſen. Endlich werden Sie auch, wenn Sie irgend ein Amt antreten, die Misgunſt derer, welche Ihnen gleich ſtehen, den Neid Ihrer Nacheiferer, und den Hochmuth der Höheren empfinden. Das alles kann der Ausgezeichnete nie vermeiden; iſt es

doch ein Reizmittel, ſich ferner auszuzeichnen! — Dennoch aber ſage ich: Verlieren Sie den Muth nicht! Nichts iſt dem Fleiße, dem Eifer, dem erhabenen Gemüthe unüberwindlich! — Sie insbeſondere hat ja die Erfahrung ſchon belehrt, wie viel durch Ernſt und Mühe zu erreichen ſei! — Die Ihnen heute ertheilte Würde ſelbſt iſt zwar ein Lohn Ihrer Vorzüglichkeit, aber eben ſo ſehr eine Ermunterung, ſtets vorzüglich zu bleiben.

Doch ich merke, es geht mir wie Vätern, welche liebe Söhne entlaſſen. Auch ich habe, — wie jene! — zuviel ſchon der Lehren und Ermahnungen ertheilt. Ich ſchließe alſo damit, daß ich Ihnen, H. A. in des Gefeierten und meinem Namen, pflichtmäßig für die große Güte und Nachſicht danke, womit Sie dieſer Feierlichkeit wohlwollend beiwohnten.

Sie aber, werthe Kommilitonen! haben deutlich zu erkennen gegeben, daß Sie es einſehen: jede Auszeichnung, welche einem unter Ihnen wiederfahre, gehe Sie alle an.

Ende.

Hier ſind die ausgezeichneten Worte des Diploms:

= = doctissimo atque ornatissimo I. H. F. Carolo Witte, Lochavienſi, Philosophiae Doctori, L. L. A. A. Magistro, societatis Wetteraviensis ad perscrutandam naturam initae socio, adolescenti XVI annorum; sed qui acri studio, propitia natura, institutione patris, vacationem legis annariae impetrasset; post examen summa cum laude superatum, commentationem ad L. X. D. de usufructu accrescendo exhibitam, disputationem publice institutam, supremos in Juriscientia honores Doctoris, jura, immunitates, privilegia, die XX mensis Augusti MDCCC XVI rite contulit Jure consultorum ordo. P. P. Heidelb., sub sigillo ordinis.

Dem ſehr gelehrten und ausgezeichneten J. H. Fr. Karl Witte, von Lochau, Doktor der Philoſophie, Magiſter der freien Künſte, und Mitgliede der gel. Geſellſ. naturf. Freunde in der Wetterau, einem Jünglinge von ſechszehn Jahren; dem aber bei glücklichen Naturanlagen, und unter Leitung ſeines Vaters, wegen ſeines eifrigen Fleißes, Erlaß in Betreff des römiſchen Altergeſetzes ertheilt ſein würde; hat die jur. Fakultät, nach einer

Prüfung, die er mit: „dem höchſten Lobe!" beſtanden, nach eingereichter Diſſertation über das zehnte Geſetz der Pandekten: de usufructu accrescendo, und nachdem er öffentlich disputirt hatte, die höchſte juriſtiſche Würde, eines Doktors derſelben, mit allen dahin gehörigen Rechten, Vorzügen und Freiheiten, heute am zwanzigſten Auguſt, 1816. rechtmäßig ertheilt. Heid. unt. unſ. Fak. Sieg.

Alle Gebildete in Heid. nahmen innigen Antheil an unſrer Freude. Unter den Studenten waren vielleicht nicht drei, unter den Profeſſoren, ſo viel ich weiß nur einer, der die ehrenvolle Auszeichnung meines Sohnes mit Mißgunſt anſah. Jeder andre bewies uns Achtung und Liebe. Meinem Sohne, weil ſein ſchönes Streben ihm gelungen ſei; mir, weil ich ihn dazu geleitet habe. In Berlin war das anders! — Bei den Beſſeren, freilich nicht! — Wohl aber rechnete es uns eine gewiſſe Klaſſe von Studenten und Profeſſoren als etwas Haſſenswerthes und Strafbares an; meinem Sohne, daß er ſo früh viel gelernt und erreicht; mir, daß ich ihm den Weg dazu gebahnt habe. Wo mag

ſich

ſich wohl mehr Vernunft, Rechtlichkeit und Menſchenliebe finden, bei jenen uns ſo gün-ſtigen Heidelbergern, oder bei dieſen feindlich geſinnten Berlinern? —

Zum Doktorſchmauſe luden wir alle un-ſre Gönner und Freunde ꝛc. ein, um ihnen dabei innig zu danken. Alle erſchienen und zwar gern! nur jener väterliche Freund blieb aus, ungeachtet wir ihn zuerſt und höchſt dringend eingeladen hatten, er ſich auch voll-kommen wohl befand. — Weshalb war ich aber auch ſo ungehorſam, meinen Sohn pro-moviren zu laſſen, da Er es doch unterſagt hatte! — Man glaubte allgemein, Thib. wer-de dieſes ungewöhnlichen akad. Vorgangs in den Heid. Jahrbüchern ſchnell, ausführlich und anziehend erwähnen. Ich lachte über dieſen Wahn; ſchwieg aber, und fand — ſehr viele Monate nachher! — meines Sohnes Promotion in noch nicht zwei Zeilen, d. h. ſo kurz als möglich, erwähnt. — Tantaene coelestibus irae? —

Ich fühle, daß in dem Bishergeſagten harte Beſchuldigungen gegen Herrn Th. ent-halten ſind. — Manche leuchten als Thatſachen

durch ſich ſelbſt ein, andre fließen daraus als Folgen. Noch andre kann Thib. nicht ableugnen. Es iſt indeß am beſten, dem vorſätzlich Blinden die Augen ſo zu öffnen, daß er ſehen muß, ſelbſt was er gern wegſtreiten möchte. Dazu hat mir Gott, auf eine faſt wunderbare Weiſe! verholfen.

Im Sommer 1817, NB. als Thib. wußte, daß ich über hundert Meilen weit von Berlin entfernt ſei, wiederholte er meinem Sohne gedrängt mehrere ſeiner ſchädlichen Lehren. Es iſt vor Gott und Menſchen unverantwortlich, aber — es iſt wahr! — Durch ein höchſt ſonderbares Ungefähr verirrte ſich der Brief, weil hier viele Wittens wohnen, und ſogar zwei Dr.s Witte ſich aufhielten. Mein Sohn konnte folglich nicht antworten. Thib. wurde verlegen und erkundigte ſich durch ſeine Schüler nach dem Schickſale jenes Schreibens. Alle forſchten nach. Der Brief war aber nicht aufzufinden. Als ich ein und ein halb Jahr ſpäter zurückkam, und nach etwa liegen gebliebenen Briefen fragte, ward mir auch dieſer (offen!) übergeben. Ich laß ihn, und erſtarrte! Da ihn vielleicht ſchon mancher

geleſen hat, ſo mögen ihn jetzt Tauſende kennen lernen. Er beweiſet vieles und beweiſet es ſtark! —

Hier iſt er:

: : daß Ihnen Savigny bei Ihrem neulichen Streben zuwider war, a) ſagt nichts gegen ſeinen Charakter; b) denn er kann gedacht haben, wie ich, nebſt tauſend andern c) ſtets gedacht haben: „Es wird ein verkehrtes Weſen mit Ihnen getrieben!“ d) Alles geht auf den Schein! e) Darauf, daß man

---

a) Alſo: Savigny iſt meines Sohnes Hauptgegner bei ſeiner Noſtrifikation geweſen? — Nun, nun! Thib. kann das am beſten wiſſen.

b) Richtig! ſo bald man ihn als einen eingefleiſchten Gelehrten von Profeſſion betrachtet, der — die gehörigen Anweiſungen empfangen hat!

c) Er? Das wiſſen wir leider! In Betreff der tauſend Andern beweißt dies Werk das Gegentheil.

d) Man ſieht, ich habe früher mit Th.s eigenen Worten geſprochen! —

e) Gott erbarme ſich! das ſagt ein gebildeter Menſch, ein Vater, zu dem Sohne eines anderen?

ſchnell viel von Ihnen rede, daß ſchnell ein glänzendes Glück gemacht werde. f) Aber eben dadurch können Sie zu Grunde gehen. g) Die frühe Neigung zum Glänzen tödtet den tiefen Sinn für Wahrheit, h) das warme Intereſſe für Menſchenglück, i) dem doch vor allen Dingen die Wiſſenſchaften dienſtbar ſein ſollen. k) Sie hätten bis zum achtzehnten, zwanzigſten Jahre ſtill und unſcheinbar im Schatten erzogen werden ſollen, l) dann

---

f) Man weiß aus dem bisherigen genau, daß ich das nicht ſuchte, mehrmals ſogar ablehnte.

g) Schön! beſonders: edel geſagt! — Daß aber die unberufenen Vormünder meines Sohnes es darauf angelegt hatten, mag ich nicht läugnen.

h) Hat denn Thibaut ſo früh geglänzt? — Ich wußte das nicht.

i) Möchte Schreiber des Briefes dies (Menſchenglück) endlich einmal richtig kennen und achten lernen, ſo würde er nie wieder einen Sohn — heimlich! — gegen ſeinen Vater aufwiegeln!

k) Sollten? — Ja! Aber — wann wird dieſe ſchöne Zeit kommen? —

l) Verſteckterweiſe heißt das: „Alles, was Gott, edle Menſchen, und beſonders: Ihr Vater, (als

wäre es Zeit geweſen, kräftig und gediegen hervorzutreten. m) Ich habe ſtets zurückzu-

---

Erzieher und Lehrer) an Ihnen gethan haben, taugt nichts. Es war dumm; und ſchlecht! —" Welche Anmaßung!!! — Und das meinem Sohne zu ſchreiben; ihm dann zu ſchreiben, als man ihn zuvor argliſtig recht tief in Verdruß, Gram, Sorgen, Kränkungen (bei ſchlechten, oder ununterrichteten Menſchen ſogar in) Schimpf und Schande, gewiß aber in tiefen Mismuth geſtürtzt hatte? — Doch das Empörendſte iſt, daß Th. dies alles, mit Ueberlegung! in meiner Abweſenheit, alſo möglichſt heimlich! — thut. Hatte er von ſeinen Freunden, oder haben dieſe von ihm gelernt? — Darf er, ich ſage: darf er mich hinter meinem Rücken bei meinem Sohne' als: ſchwer ſchuldig gegen denſelben!! anklagen? Möge der höhere Richter ſeine Unthat ihm nie an ſeinen Kindern vergelten!

m) Daß doch überkluge Zudringlichkeit in der Regel ſo kurzſichtig iſt! — Der Mann hat mich nie um die früheren Verhältniſſe befragt; und wagt es doch, hinterrücks ſo etwas zu meinem Sohne auszuſprechen! — Begriff er denn gar nicht, daß das, was er verlangt, unter den gegebenen Umſtänden unmöglich war, folglich: widerſinnig iſt? —

halten geſucht; n) und als Sie promoviren wollten, da habe ich Ihren Vater dringend gewarnt. o) — Bei allem, was Ihnen theuer ſein kann, bitte ich Sie, denken Sie über ſich ernſtlich nach, und beſonders jetzt, wo Sie einmal ganz ſich ſelbſt überlaſſen ſind." p)

---

n) Ja wohl, ja wohl! — Oft: ſehr unbeſcheiden und beleidigend! — Immer: gegen Recht und Sitte!! —

o) Iſt treu von mir erzählt; wiewohl ich dabei den Verdacht der Unredlichkeit fürchten mußte. Eben deshalb habe ich noch nicht geſagt, daß Th. es ſo weit trieb mir ehrenwerthe Männer verdächtig zu machen, ja von einem derſelben ſogar anzudeuten, die Begierde nach den Gebühren leite ihn bei ſeinem Rathe! — Eheu! —

p) Nein! Dies iſt zu arg! Hierbei halten mir Geduld und Heiterkeit nicht aus! — Wenn es einen Familienteufel gäbe; er könnte ſich nicht liſtiger in einen Engel des Lichts verſtellen, um das blühende, von ihm aber gehaßte Glück eines Hauſes mit hölliſchem Eifer zu zerſtöhren. Ich frage jeden Rechtſchaffenen: Iſt es nicht gräßlich, meinen Sohn, der mir, ſeinem Vater, Erzieher, Lehrer und Erhalter ſo viel verdankt, heimlich gegen mich einzu=

Es empört mich, weiter abzuſchreiben! Alſo nur noch das: Zweimal verlangt Th. mein Sohn ſolle Savigny begütigen, denn er

---

nehmen, und in ſeine offene Seele den Gedanken zu pflanzen: Ihr Vater hat nichts als Schädliches an Ihnen gethan Was Sie Gutes und Achtungswerthes an ſich haben, iſt Ihr eignes Werk, in ſofern Sie ſeine Verderbungen beſſerten! — Welchen Stolz, Eigenſinn, Trotz und Mismuth mußte dies an die Stelle der bisherigen Beſcheidenheit, des Gehorſams, der Sanftheit und des heiteren Sinnes gründen! Doch darum kümmert ſich ſo ein gelehrtes Juriſtenherz nicht, wenn es nur ſeinem Neid opfern, und ſeinen Willen durchſetzen kann! — Mein Sohn ſchreibt (am Neujahrstage 1809) „ich finde täglich, daß ich ein Narr war, dem Vater oft nicht zu glauben. Die Erfahrung belehrt mich jetzt, daß er ſtets recht hatte.“ — Er würde mir immer geglaubt haben, wenn — — ihn nicht zuvor gemisleitet hätten.

Daß Th meinem Sohne die erſte Zenſur gewiß nur höchſt ungern zugeſprochen hat, geht hieraus von ſelbſt hervor. Bemerkenswerth und — drollig! — iſt es aber, daß ſie, die bis dahin, ſo ſelten! in Heid. vorkam, nach meines Sohnes Promotion ſchnell hinter einander mehreren ertheilt wurde. —

könne ihm ſehr nützlich werden. (Richtiger hieße es wohl. dieſer werde ihm ſonſt noch weit ſchädlicher werden!) Die überſandten Abhandlungen beurtheilt er, — völlig konſequent! — nicht, unter dem Vorwande: er habe ſie noch nicht geleſen, könne vorerſt noch nicht dazu kommen. Und doch war er geſund, und — wohl gewiß! neugierig, die vielbeſprochenen zu kennen. Aber — nun brauchte er ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Deshalb hat er ſie auch, ſo viel ich weiß, in den Heid. Jahrb. ignorirt.

Wehe dieſem Manne, wenn er dereinſt über alles, was er gegen mich (und meinen Sohn) dachte, ſprach und ſchrieb, vor Gott Rechenſchaft ablegen ſoll! —

Sechsundzwanzigſter Abſchnitt.

Unſer Aufenthalt in Berlin.

Von unſrer — ſehr anziehenden — Reiſe bis Kölln, von da zurück über Frankfurth, Fulda, Gotha, Leipzig nach Berlin kann ich des

Raumes wegen hier nur ſehr wenig ſagen. Alles Merkwürdige wurde aufgeſucht, mochten es Menſchen oder Sachen ſein. Der G. K. R. Koppe in Mannheim hatte meinen Sohn über Tironiſche Noten in Briefen belehrt. Jetzt that er es mündlich. Der R. R. Hartleben behandelte ihn ebenfalls ſehr gütig. Die E. E. v. Ingersleben, von Humbold, Graf Reinhard und Gr. Solms-Laubach, ertheilten uns Rath und Hülfe. Der Letzte trank bei der Tafel meines Sohnes Geſundheit als baldigen Prof Jur. in Bonn. Ohne feindliches Einwirken der Berl. Jur. Fak. und ihres Zubehörs wäre dieſe ſchöne Abſicht gewiß und leicht ausgeführt. Die Leipz. A. L. Zeit. erwähnt ſeiner Durchreiſe mit den Worten: „Auf einer Reiſe nach B. hat er uns wieder beſucht, und durch ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe eben ſo ſehr als durch ſeine Beſcheidenheit erfreut. Eine öffentliche Disputation des Herrn Senator, Dr. K. Einert gab ihm am achten Okt. Gelegenheit, mit Zuſtimmung der hieſigen Doktoren in einem ſo ſeltenen Falle, ſeine Einſichten,

und ſeine Gewandheit im lateiniſchen Ausdruck zu beurkunden. ; ;"

Auch für Berlin war mein Plan langſam und ſicher zu gehn! — Die Umſtände haben mir aber — wie ſo oft ſchon! — manches weit früher aufgezwungen, als ich es wünſchte. — Mein Sohn ſollte als Privatdozent einige Jahre lang Kollegia leſen. Hierbei beabſichtigte ich 1) daß er ſeine Kenntniſſe täglich erweitere, ordne und verarbeite. 2) noch andre Wiſſenſchaften, z. B. Medizin, daneben ſtudire. 3) ſich an das bürgerliche Leben, ans Erwerben und Wirthſchaften (mit dem eignen Gelde) gewöhne. 4) die Welt, beſonders die feinere, genau kenne. 5) ſich für ſeine Reiſe Vorkenntniſſe einſammle, ſie beſpreche, überlege, kleine Uebungsreiſen anſtelle ꝛc. 6) ſich durch Geſchicklichkeit und Fleiß die Achtung und Liebe ſeiner Zuhörer, der Profeſſoren, des Miniſters und S. M. des Königs erwerbe, um dann als junger Profeſſor, mit Unterſtützung des Staats, eine gelehrte Reiſe zu machen. Vorher ſollte er beſonders noch kräftiger, erfahrner und geſetzter werden. Damals ſchon hätte ich es ferner für unbeſchei-

den gehalten, von des Königs M. Reiſegeld zu erbitten.

Um hier Kollegia leſen zu können, mußte mein Sohn ſich noſtrifiziren. Ich nehme mir hiermit vor, von dem, was bei ſeiner Noſtrifikation vorgefallen iſt, ſo ſchonend zu reden, als es dem tiefgekränkten Vater eines trefflichen Sohnes, (deſſen Recht man noch bis heute ſchlau umgangen) möglich iſt. — Deshalb möchte ich gern, die Leſer ſelbſt, urtheilen laſſen. Um das Benehmen der Jur. Fak. (und ihrer Oberen) gehörig zu würdigen frage ich alſo zuvor: Wie benähmen ſich — in einem ſolchen Falle, wohl 1) edle Männer? — Mein ganzes Buch iſt die Antwort darauf: mit wohlwollendem Zuvorkommen! 2) gewöhnlich gute Menſchen? — Dieſe verlangen, was das Geſetz gebiethet, und legen nichts in den Weg; eher heben ſie etwas hinaus. 3) gewöhnlich ſchlechte Menſchen? — Sie machen zwar Schwierigkeiten; verfahren aber dabei grade und offen! 4) Argliſtige? Sie ſagen: „Ja!“ verſuchen aber allerlei heimliche Kniffe, ſchlagen ein Bein unter, und erlauben ſich Ränke, um ſo das Recht-

mäßige zu hindern. — Nun mag Jedermann ſelbſt urtheilen, auf welche dieſer vier Arten mein Sohn behandelt worden iſt. —

Noch bemerke ich, daß ich die ſehr ſchwere Aufgabe deutlich fühle, mit Schonung von einem Verfahren zu ſprechen, welches meinen Sohn mitten in ſeiner ehrenvollen Laufbahn gelähmt hat, und wohl auch lähmen ſollte; ja, welches vor den Ununterrichteten ſeine Ehre in den Staub trat. Ohne ſeltene Geiſtesgegenwart und Kraft wäre er auf dem Katheder in Ohnmacht gefallen, wenigſtens hätte er doch die Beſinnung verloren, und dadurch das boshafte Geflüſter: er ſei ein Knabe, der nur am Seilchen ſeines Vaters tanzen könne,“ gerechtfertigt, vor dem Katheder aber lebenslang gezittert. Klüglich beſchönigend, hat man ſogleich und noch bis heute ihn und mich vielfach und hämiſch verläumdet, ſeine gelungenſten Arbeiten herunter geriſſen, und ſeinen ſchönſten Tugenden einen böſen Schein gegeben hat. Dies alles hat ihn und uns Eltern unglücklich und krank gemacht. Ja, ohne die ſchützende Gnade S. M. hätten wir verzweifeln müſſen. Bei ſo

etwas ruhig zu bleiben, iſt unmöglich! — Nicht jeder Gemarterter iſt ein Montezuma.

Schwäche oder Bosheit werden freilich (gegen die eigene Ueberzeugung!) fragen: Warum ließen Sie aber auch Ihren Sohn ſich hier habilitiren? — Ich antworte: Warum ſollte ich es nicht? — Er hatte ja das Recht dazu. Die Gründe dafür ſind dargelegt. Wer nicht bei ihm Kollegia hören wollte, hatte es ja nicht nöthig. Folglich trat er durch das, was er rechtlich verlangte, Niemanden in den Weg. Ich — wünſchte die ganze Laufbahn als akad. Lehrer nicht; darum hätte ich es gar gerne geſehen, wenn m. S. von dem gnädigen Anerbiethen S. E. des Herrn M. v. Kircheiſen Gebrauch gemacht hätte: „Er wolle nun Vaters Stelle an ihm vertreten, ſo weit er es geſetzlich dürfe." Aber, — mein Sohn hatte überwiegende Neigung zum Univerſ. Lehrer. Ich ließ ihn alſo, — wiewohl ungern! gewähren.

Wir gingen zuerſt zu Herrn Pr. v. Savigny, dem Thib. über meinen Sohn geſchrieben, und dem Haubold denſelben dringend

empfohlen hatte. Ich beobachtete ihn genau, und ſagte (nachher) zu Karln: „Nimm Dich vor ihm in Acht! Ich wette mein Leben! Wir ſind ihm ein Dorn im Auge!“ Dieſer fühlte ſich gekränkt, weil er den großen Gelehrten ſehr achtete. Ich ſchwieg daher von jetzt an darüber ganz. Sav. antwortete auf meine genaue Nachfrage: Meinem Sohne ſtehe nichts entgegen, hier Dozent zu werden. Was er zu leiſten habe, ſei unbedeutend, und werde ihm der Dekan, G. R. Schmalz, am beſten ſagen. Aber, ſetzte er hinzu: worüber wollen Sie denn leſen? — Mein Sohn antwortete unbefangen: „Ueber einzelne Theile des röm. Rechts! denn darin glaube ich am meiſten bewandert zu ſein!“ S. ſchwieg baumſtill; und m. S. entſchloß ſich (auf Schmalzens Rath,) andre Vorleſungen zu halten. Nun beſuchte ich (allein) Göſchen; aus Gründen aber ſogleich, noch ehe Sav. ihn geſprochen hatte. G. freute ſich innig, daß mein Sohn hier leſen wolle. Uns, (ſagte er) fehlt es durchaus an Privatdozenten. Zwei ſind nur da; Einer davon bringt kein Kollegium zu Stande, und der Andre ließt

faſt gar nicht. Die Fakultät iſt ſchwach beſetzt, denn Eichh. geht ſicher bald nach Göttingen, folglich iſt es mir höchſt angenehm ꝛc. beſonders da es ein junger Mann iſt, der ſo viele Kenntniſſe und Ruf hat. ꝛc. (Etwas kälter hatte er ſich zwei Tage ſpäter gegen meinen Sohn ausgedruckt.) Eichhorn fand ich nicht zu Hauſe. Er behandelte meinen Sohn ſehr gütig! Auch er (und Biener) hatten verſichert, die Sache habe keine Schwierigkeit. Jetzt erſt gingen wir zum Dekan, dem G. R. Schmalz. Er ahnete, daß ich Mistrauen gegen ihn gehegt habe, und ſagte es uns. Das gewann ihm mein Herz. Doch aber fragte ich ihn drei verſchiedene Male, ob niemand meinen Sohn hindern könne, Dozent zu werden? und ob das, was er mir genannt habe, alles ſei, was mein Sohn leiſten müſſe? — Möge es auch das Dreifache ſein! Geleiſtet ſolle, wie in Heid., alles werden! nur müßten wir es (und zwar jetzt!) genau wiſſen. Endlich ward er böſe: Trauen Sie mir denn nicht? (rief er) Oder glauben Sie, daß ich es nicht verſtehe? Ich habe ja ſelbſt die Statuten entworfen, und mehrere

Jahre lang gehandhabt. Ich werde es doch wiſſen. Das Alter des Dozenten iſt nicht vorgeſchrieben, alſo (wie ſich im gelehrten Fache von ſelbſt verſteht,) unbedingt frei! Auf dem Candidaten darf kein Makel haften. — Nun! daran iſt hier nicht zu denken! Er muß Dr. rite promotus ſein! — Das iſt Ihr Sohn! Ferner muß er eine latein. Ausarbeitung über einen ſelbſt gewählten Gegenſtand in der Fakultät vorleſen. — Das iſt ihm Kleinigkeit! — Hiermit iſt eigentlich alles aus! Doch haben wir, damit die Studenten erfahren, was der künftige Dozent für einen Vortrag habe, verordnet, daß er öffentlich über eine aufgegebene Materie eine deutſche Vorleſung halte. Dieſe iſt mehr pro forma und — gar nichts für Ihren Sohn!

Da ich indeß ſchon Verdacht hegte, ſo beruhigte ich mich nicht eher, als bis er die Statuten nachgeſehen, und mir alles darin gezeigt hatte. (Zu meinem Erſtaunen waren ſie nicht käuflich zu haben!) Aber, ſagte ich, da S. M. der König ſie noch nicht unterſchrieben hat? — Er. Sie ſind längſt gültig! Wir verfahren ja immer darnach, und ſollen es;

— Ich

— Ich. Wenn alſo auch Jemand meinem Sohne Chikanen machen wollte, ſo könnte er es nicht? — Er. Es iſt unmöglich! Ich. Herr G. R. Noch können wir mit Ehren zurücktreten! Sagen Sie es uns alſo jetzt, wenn die geringſte Schwierigkeit dabei iſt! Er. Es giebt keine! Ich. Nun, dann in Gottes Namen! Aber von nun an verlaſſe ich mich auch auf ſie, daß Sie uns treulich beiſtehen, wenn es nöthig werden ſollte. Er. Darauf verlaſſen Sie ſich! Aber — — wie kommen Sie auf ſo etwas? — Ich. Ich fürchte aus ſicheren Gründen, daß Sav. meinem Sohn entgegen wirken werde. Er. Das würde vielleicht der Fall ſein, wenn er ahnete, oder wüßte, daß ich Ihren Sohn liebe. Darum wiederhole ich Ihnen jetzt, was ich neulich ſchon ſagte: Laſſen Sie dies niemand merken! Es iſt Ihrent- nicht meinentwegen! Uebrigens wird es S. nicht wagen, Ihre Rechte anzutaſten, und die Heid. Jur. Fak. ſo zu beleidigen.

Ich betheure bei dieſer Gelegenheit gern und dankbar, daß Schmalz dies alles wohl gewiß redlich meinte, ſich auch bis — nach

dem Studentenlärm ſtets ſo bewieſen hat, Da aber mochte er denken: Jetzt mußt du, als Dekan, es mit deinen Kollegen und mit den Studenten aufnehmen? — So mag denn Witte fallen! — Schade! — Ich kann natürlich nicht jedes einzelne Wort verbürgen wohl aber den Sinn jedes Satzes. Zudem habe ich — meiner Gewohnheit gemäß, — faſt alles noch an demſelben Tage aufgeſchrieben. Deshalb erkläre ich hierdurch, daß wenn Herr Sch. etwas ableugnen will, er es abſchwören muß. Seine Zuverläßigkeit wird die Folge zeigen. Manches hätte ich nie öffentlich erzählt, wenn er der guten Sache treu geblieben wäre. Jetzt iſt es durchaus nöthig; und — ſein Benehmen hat mich von dieſem Rückſichtnehmen befreit.

Da ich zuvorſehe, daß Hämiſche ſagen werden: Wozu ſo viel Lärm um eine Kleinigkeit? — ſo antworte ich: „Keinem darf ein Hinderniß in Erwerbung von Verdienſten und Vorzügen in den Weg gelegt; und Jedem, der ſie erworben hat, muß die gebührende Anerkennung erwieſen werden.“ Ferner: „Verbannung aller Willkühr! — Das iſt

die Grundlage jeder Rechtsordnung im Staate.“ Dann! „Jeden Einzelnen gegen die Willkühr zu ſchützen, und das Recht in allen Verhältniſſen zu entwickeln! Das iſt der Beruf unſrer Zeit!“ — Gewiſſe Leute ſprechen, ſchreiben (und ſchreien) ſo viel von „Freiheit!“ Was iſt Freiheit anders, als „der ungekränkte Genuß ſeiner Rechte für jeden Einzelnen!“ Wen dieſe Stellen nicht belehren, daß jede willkührliche Beeinträchtigung eines Einzelnen auch ihn angehe, für den ſchreibe ich nicht. Er wird ſelbſt das Folgende nicht begreifen wollen. „Jeder hat das Recht, ſeine Kräfte und Talente zu Werken des Fleißes und der Geſchicklichkeit zu verwenden; nicht bloß, um ſeinen Erwerb dadurch zu ſichern, nein! auch ſeine Mitbürger durch den Wetteifer emporzuziehen.“

Noch gehören einige Vorbemerkungen hierher: 1) Faſt in jedem Kollegio leitet einer die übrigen, durch Geiſt oder Liſt. Er hat ſeine Anhänger, Schützlinge ꝛc. Was er (mit ihnen) durchſetzt, heißt: Beſchluß des Kollegiums z. B. der Fakultät. 2) Kabalen ſind auf den Univ. am häufigſten und bößartig-

ſten. 3) An Studentenunruhen haben faſt allemal Profeſſoren, oder ihre nächſte Umgebungen heimlich Antheil. Worte der Art: „Ei, der Menſch — noch ein halbes Kind! — läßt ſich beikommen, jungen Männern, die um die Hälfte älter ſind, als er, und — die für die Freiheit gefochten haben, etwas lehren zu wollen! — Seine Kenntniſſe? — nun, ſie ſind mittelmäßig! u. ſ. w. —“ wirken wie ein Blitz! Morgen ſchon heißt es: „Das dürfen wir nicht leiden! N. ſagt es auch u. ſ. w., und ſo iſt das bezeichnete Schlachtopfer geliefert. Zurücktreten will und kann es nicht mehr; durchdringen ſoll es nicht; folglich entſtehen ſchändliche Umtriebe.

Aber, könnte Jemand fragen: „Wußten denn die höchſten Perſonen um Ihr Vorhaben? —“ O, ja! — Zwar hatte ich nicht die Pflicht, wohl aber veranlaßten mich die Umſtände, es Sr. M. zu melden, und ich erhielt unterm 3. Dez. 1816, die huldreiche Antwort: : : „erſehen, daß Ihr Sohn Oſtern ſeinen Lehrkurſus auf der Univerſität zu Berlin anfangen wird. Ich wünſche ihm und

Ihnen Glück hierzu und werde mir Ihren Sohn fernerhin empfohlen ſein laſſen.“ Als ich die Theurung Berlin's drückend fühlte, riethen mir einige Räthe (des Miniſt. d. J.) und einige Prof. bei dem Miniſter um eine kleine Gratifikation für meinen Sohn zu bitten, weil er von Oſtern 1817 an Kollegia leſen werde. Ich möge dabei auf die zwei (erwähnten) Pr. Doz. hinweiſen, weil auch ſie eine ſolche Gratif. genöſſen. Ich that es, erhielt aber von S. E. v. Schuckmann ein miniſt. Schreiben, worin es hieß, wenn er, (mein Sohn) fähig ſei, ſo etwas zu leiſten, ſo ſei es, auch ohne Gratif. ſeine Schuldigkeit. *) Sein Recht zum K. leſen war hier-

---

*) Jene Räthe ſagten: Laſſen Sie Ihren Sohn ſich näher mit S. bekannt machen. Er iſt des Referenten in Univerſitätsſachen H. Uhdens, vertrauter Freund, und kann durch ihn es leicht beim H. M. v. S. durchſetzen. Mein Sohn hatte alles bei Sav. verſucht, aber immer kurze und kalte Antworten bekommen, und wurde ſtets ſchnell entlaſſen. Früher ſchlug S. jene Verwendung unter dem Vorwande ab: er wiſſe ja noch nicht, was er gelernt habe, NB. Er wollte dies aber nie wiſſen.

inn anerkannt, aber, dies harte Nein! fiel mir ſehr auf. —

Noch muß ich dem Einwurfe begegnen: „Wie können Sie glauben, daß ein geſchickter Prof. ſich fürchte, Ihr Sohn werde ihn aus dem Sattel heben? —“ Wer die Univerſitäten kennt, weiß (ohne mich) daß der Beifall wunderlich ſchwankt, daß alſo Männer, wie Herr G. R. Nicolovius, Göſchen, (und viele andre) wohl recht haben könnten, meinem Sohne werde der Beifall ſchwerlich fehlen! — Und wenn er das erſtemal nur funfzehn Zuhörer, (die ſich doch ſchon vor der Noſtrifikation gemeldet hatten,) erhielt, ſo waren das ſo viele Louisd'ore weniger! — Thib. in Gött. und Cropp rühmen ſeinen Vortrag ſehr. Wie leicht konnte alſo ſein Beifall zunehmen! — Ein Mann, der ſeit dreißig Jahren mit großem Beifall Prof. war, meint das wenigſtens. Hier iſt ſein Brief, (als Beweis) ungeachtet er der Zeitfolge nach erſt ſpäter kommen ſollte.

„Ich danke Ihnen H. H. Dr. für die mir zugeſandten Erſtlinge Ihres Sohnes in der Jurisprudenz. Sie wiſſen, wie ſehr ich

ihn, dies anſpruchloſe Weſen, liebe und ſchätze: mit deſto größerer Aufmerkſamkeit habe ich die Schrift geleſen. Schmeichelei dürfen Sie, bei meiner bekannten Offenheit, nicht erwarten: aber ich ſchmeichle gewiß nicht, wenn ich das Urtheil anderer darin unterſchreibe, daß es wohl nicht viele junge Juriſten geben dürfte, welche die gewählten Gegenſtände mit ſo vieler Gründlichkeit und Klarheit zu behandeln verſtänden, als von Ihrem Sohne geſchehen iſt. Was ich an einzelnen Behauptungen etwa auszuſtellen fände, ſollen Sie in einer Rezenſion erfahren, an die ich mich recht bald machen werde. Aus der gehaltenen öffentlichen Vorleſung veroffenbart ſich ein großes Talent zu dem akademiſchen Lehrſtuhl, welches bei mehrerer Ausbildung leicht manchem dortigen Gelehrten gefährlich werden könnte.

Sollte dieſe geahnete Gefahr nicht allein ſchon den Grund zu der dortigen Kabale gegen Ihren Sohn geweſen ſein? — Wohl gewiß! denn wie iſt es nur denkbar, daß junge Leute motu proprio! (ohne von Andern dazu veranlaßt zu ſein!) zu einer ſolchen Hand-

lungsweiſe hätten ſchreiten können! — Man nennt hier ganz offen die fax et tuba der Schlechtigkeit, und jeder Biedermann iſt darüber aufs höchſte indignirt. Sie müſſen darüber genauere Notizen beſitzen. Haben Sie dieſe wirklich, warum werden dann die Namen nicht genannt? Unerhört iſt der Vorfall auf einer deutſchen Univerſität überhaupt: am unerhörteſten auf einer Preußiſchen, in der Reſidenz, und in Gegenwart ſo vieler verdienten Männer. Noch kann ich nicht glauben, daß das mir hier einſtimmig genannte Subject die Ihrem Sohne widerfahrene Beleidigung angeſtiftet habe. Denn bei aller Eitelkeit, die ich demſelben gern zutraue, halte ich es doch nicht einer ſolchen Gemeinheit für fähig. Erſt die Folge und die Vergleichung aller Umſtände wird mein Urtheil beſtimmen müſſen, indem ich in meinen Jahren nicht eher urtheile, als bis ich vollkommen überzeugt bin.

Das Benehmen der Juriſtenfakultät gegen Ihren Sohn bleibt mir noch zur Zeit unerklärbar; eben ſo unerklärbar iſt mir das Benehmen des Miniſters von Schuckmann.

„Ihr Sohn hatte ja alles präſtirt, was nach den Statuten von ihm gefordert werden konnte: wie durfte man jetzt ſeine Vorleſungen von der Aufnahme in das Lektionsverzeichniß ausſchließeu? —“ Sicher wußte man vorher, was geſchehen würde, und wollte zuerſt die Wirkung davon abwarten? — In dem letztern Fall war es feindſelig und zugleich hinterliſtig gedacht, nicht gegen ihn offen hervorzutreten.

Grüßen Sie J. l. S. herzlich, und machen ihn mit meiner aufrichtigen Theilnahme an ſeinem Schickſal bekannt! Aber ſchärfen Sie ihm zugleich ein, das: „tu contra audentior ito!“ nicht aus den Augen zu ſetzen, denn alle Nichtswürdigkeiten zerfallen doch am Ende in ſich ſelbſt. J. g. e. Dabelow.

Halle den 18. April 1817.

Sage Niemand: ſo gemein denkt Herr * nicht! — Manche Leute halten ſich an ſtehenden Witzen. Bei vielen Profeſſoren iſt es zur ſtehenden Schlauheit geworden, junge Männer von Geiſt und trefflichen Kenntniſſen nicht aufkommen zu laſſen; mittelmäßige dagegen zu empfehlen, anzuſtellen, zu

befördern, zu loben, zu erheben. Denn dieſe ſchaden ihnen nicht! ſondern gehorchen dankbar. Ja, ſie thun es um ſo gewiſſer, wenn ſie rechtliche Leute ſind. „Er hat viel Verdienſt um Dich, denkt ſo ein Mann, Du bedarfſt ſeiner noch! Auch meint er es wohl gut! —" Und — ertheilt ihm ſeine Stimme. Von dem, der mehrere Schützlinge anſtellte, kann es auch nicht heißen: Herr — iſt neidiſch, und drückt Andre hinab! — Nichts weniger! Er iſt es ja eben, der A. B. und C. verſorgt hat, — weil er weiß, daß ſie nichts leſen werden, als was ihm gelegen iſt, und daß ſie ihm nie hinderlich ſein, noch je höher gehen können, als er es will. Daher das Sonderbare, daß manche große Univ. oft in der einen Fakultät gar nicht erſt an ausgezeichneten Männern zunehmen will

Die Jur. Fakultät in Berlin mußte das Recht meines Sohnes, hier zu leſen, unbedingt anerkennen, wenn er es hatte: es ſei denn, daß unſre Zeit den Beruf zum Halten der Geſetze eben ſo wenig habe, als ſie Beruf zum Geben derſelben haben ſoll. — Glaubte die Fakultät: Nein! ſagen zu müſſen, ſo war

es wieder ihre Pflicht, dies ſogleich und beſtimmt zu thun. Denn der Fall war einfach! Man konnte ihn alſo ſchnell durchſchauen. Beides hat ſie aber nicht gethan: ſelbſt ſpäter nicht, als auf Verlangen eines Fakultiſten der Dekan die Statuten nachſehen mußte, und dann — erklärte: Die Statuten enthielten nichts der Noſtrifikation des Dr. W. Entgegenſtehendes. Herr Schmalz kann dieſe Thatſache nicht läugnen! Wie ſoll ich es alſo nennen, wenn Sav. (Er ſoll ſie geſchrieben haben!) in der Schrift: die Jur. Fak. u. d. Dr. W. S. z. ſagt: Die Fak. habe noch keine Statuten gehabt! Wer hat die Unwahrheit geſagt: der Dekan, oder der Verfaſſer?

Es waren mehrere Vorfälle eingetreten, welche Sav. wohl hätten ſollen auf meinen Sohn aufmerkſam machen. Hufeland ließ ſich, als wir das erſtemal in ſeine wöchentliche Geſellſchaft eintraten, vor ſehr ausgezeichneten Männern höchſt gütig darüber aus, daß mein Sohn und ſeine Erziehung ihm als Arzt, Philoſophen und Gelehrten ein wahres Räthſel ſei, ꝛc. Dieſe Stimme drang in Vieler Ohren, nur in die des Herrn v. Sav.

ſollte ſie nicht dringen. Als dieſer ferner die erſten Worte über Niebuhrs Veroneſ. Fund im Kollegio ſprach, ging mein Sohn gleich nachher zu ihm, und erzählte ihm das Obenangeführte. Sav. wies ihn vornehm zurück. M. S. nannte die Namen jener Heid. Prof. denen er es vor acht Monaten ſchon bewieſen habe, und bat S. nur ſeinen Freund Haubold darnach zu fragen. Dieſem hätte er es mitgetheilt. H. habe es aber ſchon gewußt, und ſchreibe ſo eben etwas darüber. Zugleich führte er an, es ſtehe im Maſſei, im Traité diplomatique u. ſ. w. S. antwortete noch vornehmer: Wenn es da ſtände, würden es wohl Andre, (Er ſelbſt?) und beſonders Niebuhr gefunden haben. Dieſer habe aber nichts davon gewußt, alſo — ꝛc. In der Angſt zitirte m. S. ihm drei oder vier Stellen, wo es ſtehe. Ein höhniſches: So? — war die ganze Antwort. — Als wir allein waren, ſagte ich: „Du haſt ein hohes Spiel geſpielt, wehe Dir! wenn Du in einem Zitate geirrt haſt! Laß uns gleich auf die Bibliothek gehn und alles nachſehn! Haſt Du Dich verſehen, ſo ſchicke ihm das Richtige zu; denn er forſcht

gewiß noch in den nächſten vier und zwanzig Stunden nach, ob Du recht geſagt haſt.“ Wir ſahen nach; aber — Alles traf zu. Noch ehe m. S. indeß das letzte Zitat gezeichnet hatte, war Sav. ſchon da. M. S. legte ihm alles vor, und — er ſtand wie verblüft da. Doch nicht ein Wort des Beifalls entſchlüpfte ſeinen Lippen. Mein unerfahrner Sohn ſchmeichelte ſich, Sav. werde ſeiner wenigſtens freundlich erwähnen, wenn er etwas darüber ſchreibe. Er irrte. Die einzigen, ihn angehenden Worte ſind ſo ſchlau geſtellt, daß ich den ſehen will, der etwas für meinen Sohn darin finden will. In der Zeitſ. f. g. R. W. Band 3. S. 135. ſagt Sav.: : : „erfuhr ich zufällig durch einen meiner Zuhörer, den Hrn Dr. Witte, daß von einem Theile derſelben ſchon längſt einmal die Rede geweſen ſei, und daß grade in dieſem Augenblicke Haubold damit umgehe“ u. ſ. w. Wie ſehr dieſem widerſprechend, hieß es früher (S. 130) „Niebuhr fand dieſe Handſchriften in einer Stadt, von welcher niemals bei unſern Juriſten ſolche Erwartungen gehegt worden ſind.“ Und S. 135: „Ueber ſiebenzig Jahre lang war

jene merkwürdige Notiz (im Maffel ꝛc.) vorhanden, ohne daß nur ein einziger Juriſt ſie bemerkte, und nun fällt Haubold darauf u. ſ. w.“ Man leſe ſelbſt weiter, wie ſehr S. von Seite 136 bis 140 den Maffei, (worin ihm m. S. die merkwürdige Notiz zuerſt zeigte,) benutzt hat; doch aber thut er ſchlau, als ob derſelbe bei Haub. erſt davon gehört, und ihm, von ungefähr, gleichſam ohne zu wiſſen wie wichtig es ſei, gelegentlich davon erzählt habe. Bemerkungen dazu zu machen, oder Schlüſſe hieraus zu ziehen, überlaſſe ich dem Leſer! — M. S. beſuchte ihn indeß nach wie vor! — S. fragte gewöhnlich: „Wollen Sie ſich denn immer noch noſtrifiziren?“ — Ja wohl, antwortete dieſer, und berief ſich dabei auf ſeine (und ſeiner Kollegen) Zuſtimmung, worauf S. ſchwieg. Seine Gattinn ſprach aber deutlicher. Sie verſicherte einſt, der Herr von Sav. (ſo nannte ſie ihren Mann,) werde ſogleich kommen, ungeachtet ſie wußte, daß er eine Lektion hatte. Die Stunde benutzte ſie, m. S. von der Noſtrifikation abzuſchrecken. Unter andern ſagte ſie. „Auch ſind die Studenten gegen ſie aufge-

bracht!“ M. S. konnte das nicht glauben, weil Schmalz, (auf meine Bitte!) wiederholt nachgeforſcht, und in ſeinem Kreiſe viel Achtung und Liebe für meinen Sohn gefunden hatte. (Hier mochte das freilich anders ſein!) Endlich mußte m. S. ſein Alter angeben, und ſie ſchloß mit den Worten; Das werde ein gewaltiges Aufſehen geben, da er noch ſo jung ſei. Selbſt der Herr von Sav. habe erſt nach ſeinem achtzehnten Jahre (Nb. es war merklich ſpäter!) zu leſen angefangen ꝛc. Endlich — kam Herr von S. und — fragte m. S. ſogleich das Gewöhnliche. Seine Gattinn unterbrach ihn aber mit den Worten: Ich habe ſchon darüber ausführlich geſprochen. Du ſollſt alles wiſſen! — Mir war es nun ausgemacht, daß man m. S. entgegen arbeiten werde. —

Im Nov. 17. kam dieſer ſchriftlich bei der Fak. ein, (Kurialien ꝛc. hatte der Dekan aufgeſetzt) und bat, ihm den Tag zur lat. Vorleſung in der Fak. (ſo wie das Thema zur öffentlichen) zu beſtimmen. (Was in acht Tagen beendigt ſein konnte, zerrte die Fak. aus — geheimen — Gründen zwölf Wochen

hin; ungeachtet m. S. unaufhörlich bat und trieb.) Erſt nach mehr als vierzehn Tagen erhielt er das Thema, und wurde zugleich veranlaßt, ſeine Heid. Diſſert. zur Anſicht einzureichen. Nach den Statuten brauchte er dies nicht. Denn ſein Diplom hatte die Fak. ſchon, und das war genug! Auf Schm. Bitte that er es indeß, um nicht — erwünſchte — Weiterungen zu veranlaſſen. Nach einigen Tagen erhielt er ſeinen übergebenen Brouillon zurück, und reichte ſtatt deſſen, auf Bitte des Dekans, ſein (einziges) Originalexemplar ein, um — vermuthete Zögerungen abzukürzen. Endlich wurde der 27. Dez. 16. zum Termin für die lat. und der 28. für die deutſche Vorleſung beſtimmt. Die Diſſert. (über welche die Berl. Jur. Fak. übrigens gar nicht zu urtheilen befugt, und die von der Heid. — ſehr berühmten — höchſt vortheilhaft beurtheilt war!) hatte man folglich als gut anerkennen müſſen. Allein, — beide Termine wurden wieder aufgeſagt. M. S. machte ernſtliche Vorſtellungen gegen dieſe Zögerungen, und ſicherte ſich ſein Recht wegen des Lekt. Katalogs. Da ſetzte die Fak. den 7. Jan.

17.

17. für die lat. Vorleſung feſt. M. S. erſchien. Erſt nach einer Stunde kam Sav. (aber mit den drei übrigen Fak. Gliedern zugleich, welches dem Dekan ſehr auffiel!) Man rief m. S. nicht, ſondern beſchloß vielmehr, eine Anfrage b. d. Hn. Miniſter mit Scheingründen gegen m. S. Noſtrifikation. Jetzt erſt fühlte Schm., wie gegründet mein Mistrauen ſei. Ihr Herr Vater hat recht gehabt, ſagte er betreten, man macht Ihnen wirklich Anſtände. „Welche denn?“ ruft m. S. Er. Das darf ich Ihnen nicht ſagen. Ich habe ausdrücklich mein Ehrenwort geben müſſen, weder Ihnen, noch Ihrem Vater das Geringſte zu entdecken. — Aber, antwortete m. S., dann werde ich ja behandelt, wie in der Inquiſition ꝛc. Schm. zuckt mit den Achſeln. Dies war Dienſtag Abend, und ſchon nach etwa vierundzwanzig Stunden, d. h. am Donnerſtag Morgen, ſollte im Miniſterio gegen m. S. entſchieden werden. Das war doch — klug eingerichtet! beſonders da wir gar nichts wußten. Glücklicher Weiſe fiel mir ein, ſogleich die Fak. zu verklagen, daß ſie meinem Sohne ſein Recht vorenthalte. D. H. Miniſter

konnte nicht anders, als nach dem Geſetze für m. S. entſcheiden. Aber der Concipient (wie man verſicherte, Herr Uhden, Sav: Freund,) gab mir, ſtatt: Recht, worauf ich drang, unter andern den Rath, ich möge: überlegen. Bei Gott! ich hatte es lange, und mit — geiſtvollen Männern überlegt. — Ferner: ich möge m. S. nicht überreden, und doch war ich faſt entſchieden gegen die Univ. Laufbahn! — Es heißt: ſeine Zuhörer würden zwar im Wiſſen gegen ihn zurück, aber älter als er ſein ꝛc: Dagegen: 1) m. S. hatte ſchon ſeit ſeinem zwölften Jahre achtzehn ja ſelbſt zwanzig jährige gelehrt, ihnen genützt und ſich dadurch Beifall und Achtung erworben. Hinc illae lacrimae!) 2) Wer nicht bei ihm (Koll.) hören wollte, brauchte es ja nicht. 3) Das Alter war nach den Geſetzen frei. (Mir fielen dabei des vorurtheilsfreien Erhardts Worte ein: Thun müſſen Sie nichts, als was Sie ; ; ; für gut finden. Denn, wenn wir Andre es beſſer verſtänden als Sie, ſo würden wir es beſſer machen.) 4) Konnten wir jetzt nicht mehr, ohne Schande, zurücktreten. Verehrte Männer ſagten: Sie dürfen es

nicht! — — Nb. Mehrere Stellen des Reſkripts waren übrigens aus der (heimlichen) Fak. Eingabe herübergenommen.

M. S. bat jezt dringend um einen Termin, für ſeine lat. Vorleſung. Man ſchämte ſich nicht, denſelben abermals zehn Tage zu verzögern, unter dem Vorwande: er habe in den Kurialien gefehlt, die doch der Dekan ihm mitgetheilt, und die Fak. ſtets als richtig angenommen hatte. Dann erſt konnte m. S. ſeine lat. Abhandlung vorleſen, und — man billigte ſie. Einige Einwendungen Savs. widerlegte der Autor ſchnell! Schm. hatte einige Tage zuvor die Abhandlung gehört, und ſie (gegen mich) als: originell und vortrefflich gelobt. — Jezt war, wie Schm. verſicherte, die Noſtrifikation eigentlich vollendet. Am fünfundzwanzigſten Januar aber hatte m. S. die deutſche Vorleſung noch zu halten. Man hatte das Schickſal der Dos nach getrennter Ehe mit Berückſichtigung ſowohl des vorjuſtin. als des Juſtin. Rechts, dazu beſtimmt.

Am dreiundzwanzigſten redete mich ein bejahrter Mann auf der Straße an! Sind Sie nicht der Dr. Witte? Ich. Ja! Er.

Alſo der Vater des jungen Gelehrten, der übermorgen öffentlich auftreten will? Ich. Ja. Er. So halte ich es für Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß man Ihrem Sohn etwas Böſes vorbereitet. Ich. Das fürchte ich leider! — Aber — von welcher Seite? Er. Von derſelben, woher er bis dahin verfolgt wurde. (Jetzt ging er ſchnell fort:) Ich eilte ſogleich zum Dekan, und bat ihn ſehr, Pedelle ins Auditorium zu beſtellen, weil ich mit Grunde fürchte, einige Studenten würden lärmen. Er. Das müßte auf Anſtiften geſchehen, aber für ſo ſchlecht halte ich den, welchen Sie im Verdacht haben, doch nicht! — Beordre ich Pedelle, ſo giebt das Aufſehen, und dann heißt es: Wir wurden aufgebracht, weil — Ich gab — mit Händeringen! — nach. Denn es war mir jetzt ausgemacht, daß S — reien vorfallen würden. Wir baten deshalb den damaligen Rektor d. U., Herrn Prof. Link flehentlich, ſelbſt zu erſcheinen. Eben ſo dringend baten wir den Herrn St. R. Uhden, weil er des Herrn Miniſters Vertrauen hatte. Beide waren am fünfund-zwanzigſten im Verſammlungszimmer, verſi-

cherten aber, ſie müßten ein Kollegium leſen, ungeachtet über ſechshundert Studenten und viele Profeſſoren bei der Feierlichkeit waren, an Kollegien alſo wohl kaum zu denken war. Meinem Sohne verſchwieg ich die erhaltene Warnung; ſagte aber: Bereite Dich ſo, daß Du, wie Sch. es wünſcht, frei vortragen kannſt. Fallen dann ja Niederträchtigkeiten vor, ſo blickſt Du in Deine Papiere, und biſt ſchnell wieder im Zuge! Beim Einſteigen in den Wagen verſicherte er mich, er habe ſich gehörig vorbereitet! — Nun dann: mit Gott! antwortete ich; und — Er hat ihm Kraft gegeben! — Die Fak. hatte — ſonderbarer Weiſe! — ein kleines Auditorium beſtimmt. Vor dem Anfange aber ſagte der Dekan etwas derb zu Sav.: Nun müſſen wir doch das große Auditorium nehmen, ich ſagte es wohl! Sav. (unwillig) Wie ſo? Schm. Sehen Sie ſelbſt zu! das kleine iſt ja ſo gepfropft voll, daß Thüren, Fenſter und Katheder angefüllt ſind. Der Herr Dr., Sie und ich können nicht hinein! Sav. Das große iſt aber nicht geheizt! Schm. (und Andre) Es iſt nicht kalt! und — die vielen Menſchen wer-

den es ſchon wärmen. Sav. Man wird ihn dort aber nicht hören! Dieſelben. Nun, nun, wenn wir, und die nächſten Reihen ihn nur verſtehen. Sav. Meinetwegen!

Das war die erſte ſichtbare Hülfe Gottes. Denn nun mußten die Ruheſtöhrer, die aufs Katheder poſtirt waren, (um m. S. zu mishandeln, wenn er hinaufwollte?) warten, bis ſich das Auditorium leerte. Indeß füllte ſich das große mit denen fünfhundert, die draußen und vorn im kleinen Auditorium geſtanden. Die Ruheſtöhrer mußten folglich zurückbleiben, und konnten ihre Boßheiten im großen Auditorium nicht vollführen, weil da Schranken waren, welche das Katheder und gegen achtzig ausgezeichnete Männer von ihnen ſonderten. Auch führte eine andre Thür zu ihm. Im kleinen Auditorio ſoll man ſogar Knallerbſen bereit gehalten haben, um meinen Sohn durch Schreck zu verwirren. Auf der Treppe und unten ſtanden Aufpaſſer, welche S. K. H. dem Kronprinzen und zwei andren K. Prinzen verſicherten, ſie bemühten ſich vergebens, d. Dr. Witte ſei ausgepocht, u. alles ſei vorbei! Natürlich kehrten alſo ſie, de-

ren Gegenwart man ſcheute, und mit ihnen viele Andere, um. Dennoch war das große Auditorium gedrängt voll. M. S. beſtieg das Katheder. Aber, noch ehe er ein Wort geſprochen hatte, fingen die oben bezeichneten zwanzig bis vierundzwanzig den verabredeten Lärm an. Sie pochten mit den Stöcken und Abſätzen, pfiffen ꝛc. Ich erbebte! denn ich dachte, der zarte und mit ſolchen Schlechtheiten völlig unbekannte Jüngling kann vor Schreck und Aerger in Krämpfe verfallen u. ſ. w. Sobald ich aber bemerkte, daß er ruhig, bald die Tobenden anſah, bald etwas im Corpus Juris aufſuchte, ſo faßte ich Muth. Erſt nach fünf Minuten ward es ſtill. M. S. öffnete wieder den Mund. Schnell ward der Unfug noch heftiger als zuvor. Hunderte, die vorn ſtanden, pſteten, doch — vergebens! Jetzt ſtand ein Mitglied der Fak. zum Fortgehen auf, mit den Worten: „Unter dieſen Umſtänden nützen wir hier nichts weiter!“ Drei Andre wollten ihm folgen; dann war alles vorbei, und mein S. blamirt. Nun wäre es leicht geweſen, die ganze Noſtrifikation zu verhindern, oder doch,

bis nach dem Abdruck des Lekt. Katalogs — zur Herabſetzung meines Sohnes vor den Studenten! — hinaus zu ſchteben. Aber Hufeland, Gräfe und andre wichtige Männer verſicherten: dieſe Auflehnung unter den Augen der Fak. ſei um ſo mehr eine Beſchimpfung derſelben, ja der ganzen Univerſität, weil der Aktus auf Veranlaſſung der Jur. Fak. vor ſich gehe. Man müſſe alſo bleiben, und Ruhe ſchaffen! — Das half! Der Dekan ging aufs Katheder, und ermahnte die Lärmenden höflich zur Ruhe. Dieſe trommelten ihn aber ebenfalls aus. Als es wieder ruhig war, bat derſelbe m. S. es noch einmal zu verſuchen. Er that es, jedoch mit dem Beiſatze: es geſchähe bloß auf des D.s Befehl. — Derſelbe Unfug! — Jetzt gab m. S. zu erkennen; daß er etwas (anderes) ſprechen wolle. Schnell war es ſtille! — Er ſprach: „M. H. ich habe meinen Vortrag den Geſetzen gemäß öffentlich vor Ihnen halten wollen. Sie verhindern mich daran; es wird alſo nicht geſchehen. Aber es wird angeſehen werden, als ob ich ihn gehalten hätte. Vor der Fak. und dieſen Männern hier, die, hu-

maner als Sie, geneigt ſind, ihn zu hören, werde ich ihn dennoch halten. —" Allgemeiner Beifall der fünf bis ſechshundert Beſſeren belohnte ihn. Inzwiſchen hatte der Dekan zum Rektor d. Univ. Herrn Pr. Link, (der in einem nahen Auditorium laß,) geſchickt, ihm alles melden und ihn dringend bitten laſſen, ſogleich ſelbſt zu kommen und Ordnung zu ſchaffen. Er kam aber nicht!!! — ſondern ließ durch einen Pedell Ruhe gebiethen; (was ſelbſt die beſſeren Studenten heftig aufbrachte.)

Man verſicherte mich, Sav. hätte leicht Stille hervorbringen können, 1) wegen ſeiner Authorität unter den Juriſten, 2) weil viele der Lärmenden ſeine Schüler wären. Ich glaube es! aber — er that es nicht! Schm. gab ſich dagegen alle Mühe! Er ſagte z. B. Es ſei keine Kunſt, dort hinten im Verborgenen zu lärmen, und einen geſchickten und unbeſcholtenen jungen Mann zu kränken. Wer Recht zum Pochen zu haben wähne, ſolle innerhalb der Schranken kommen. Da ſei Platz! — Dies erregte ein heiteres Lachen. M. S. benutzte dieſe Stimmung, und fing ſeinen

Vortrag an. Da er unbedingt frei, (ohne Konzept) ruhig und in gewähltem Deutſch ſprach, auch ſeinen ſchwierigen Gegenſtand leicht und glücklich behandelte, ſo dachte Niemand (ſelbſt die Unverſtändigen nicht) daran, ihn zu ſtöhren. Es wurde vielmehr für einen, mit ſechshundert Studenten angefüllten Saal, äußerſt ſtill. M. S. ſprach eine volle Stunde lang, und es blieb ſo. Er nahm am Ende Bücher, Papiere, Schnupftuch ꝛc. langſam zuſammen. Es rührte ſich nichts. So unerwartet war es den Ruheſtöhrern geweſen, daß der Jüngling ungewöhnliche Kenntniſſe, einen leichten Vortrag und — ſo viel Geiſtesgegenwart beſitze. — Man hatte ihnen das alles — ganz anders! geſagt! — Die erhabenen Perſonen innerhalb der Schranken umarmten den Redner faſt alle theilnehmend. G. F. M. v. Kalkreuth machte den Anfang. Allgemein wünſchte man ihm und mir innig Glück zu dieſem ehrenvollen Siege. Vor allem der Dekan, der mit Wärme ſprach. Manche thaten es ſogar mit Thränen. „Sie haben, ſagte der G. F. M. nachher, dem Feinde ruhig ins Auge geſehen! Ich hätte Ihnen

gern ſchweres Geſchütz geliefert, aber ich kam zu ſpät! Indeß, der Feind iſt total beſiegt!"

Göſchen ſprach gerührt: „Ich wünſche Ihnen von ganzer Seele Glück, l. H. Dr. und bewundere Ihre Ruhe und Feſtigkeit. Wenn mir das Gleiche begegnet wäre, ich hätte kein einziges Wort hervorbringen, vielweniger, wie Sie, meinen Vortrag frei und ungenirt halten können." Nur Sav. äußerte gar nichts. In tiefen Ueberlegungen ſtarrte er vor ſich hin. Als wir Schm. begleiteten, erfuhr ich, daß er eine Seſſion gleich nach Tiſche beſtellt habe, um — zu berathen. Ich erzählte dem Dekan, mehrere Gegenwärtige ſeien der Meinung, jetzt müſſe die Fak. (wenn ſie anders auf ihre Ehre halte) m. S. mit Auszeichnung noſtrifiziren. Er antwortete: Das ſei abgemacht! denn er ſei noſtrifizirt! Ein Diplom, oder des etwas gebe es dabei nicht. Er (als Dekan) ſetze meines Sohnes Kollegia in den Lek. Kat. und das ſei alles! — Ich. Kann Ihnen denn darin Niemand einſprechen? Er. Gott bewahre! Dafür bin ich ja Dekan! Ich. Auch der H. Miniſter nicht? Denn wahrſcheinlich wird man ſich wieder

an dieſen wenden. Er. Nein! Das iſt allein meine Sache! — Als ich von Unterſuchung des ruheſtörenden Frevels ſprach, wurde Schm. verlegen. Sehr begreiflich! denn wenn ſtrenge unterſucht worden wäre, ſo hätte ſich ſicher mancherlei ergeben. Da ſprach ich jene Prophezeihung aus, welche (Bd. I. S. 526) angeführt iſt, und die ſich ſeit zwei Jahren auf vielen Univerſitäten ſchrecklich bewahrheitet hat. Auflehnung gegen die Geſetze unter der Oberen Augen; und Ehrenkränkung eines Unſchuldigen nebſt dem Zertreten ſeiner Rechte, im Beiſein der Vorgeſetzten, ſind bloß ein: „Anfang", der, wenn er nicht ſchnell und ſtrenge beſtraft, wenn nicht beſonders der Angegriffene mit Erſatz belohnt wird, zu allem Schrecklichem führt, was wir in der letzten Zeit erlebt haben *).

---

*) Bei jeder neuen Auflehnung gegen Geſetz, Recht, Obere und Sitte, ſagte oder ſchrieb ich: „Abermals ein Schritt tiefer in die Nacht! — Wo ſoll das enden! —" Darum bat ich m. S. ernſtlich, jedes perſönliche Zuſammentreffen, beſonders jeden münd-

J. M. der König hatte den Vorfall noch an demſelben Abend erfahren, und als bedeu-

---

lichen Streit mit ſeinen Widerſachern zu vermeiden; darum dankte ich Gott ſo innig, daß er die Idee wegen des kleinen Auditoriums hatte ſcheitern laſſen; denn das bezeichnete Schlachtopfer darf nur Blut und Galle haben, d. h. ein Menſch ſein, ſo liefert es ſich ſeinen Verfolgern ſelbſt. Die Schritte ſind: 1) Boßhafte Zertretung ſeiner Rechte, 2) Verhöhnung, 3) Schmähungen, 4) körperliche Angriffe z. B. Stoßen, Zerren u. ſ. w. 5) Prügel, 6) Duell oder gar 7) Meuchelmord. — Gottlob! daß m. S. am 25. Jan. jenen (mir unbegreiflichen) Gleichmuth bewies. — Jetzt hat er ſich aus dem heilig ſein ſollenden Aſyl einer Rechtsfakultät nach — Italien geflüchtet. — Kotzebue iſt durch ſeinen — welthiſtoriſchen — Tod mehr verewigt, als durch ſeine geiſtreichſten Schriften. Deutſchland trägt ſeit dem 23. März 1819 einen ſchwarzen Fleck an ſich, welchen es nur dadurch abwaſchen kann, daß es endlich einmal das Uebel in ſeiner Wurzel angreift und austilgt. Freilich, wehe dabei dem, was die Edleren: Freiheit! nennen, und als ein Himmelskind verehren, während Unverſtändige ihm ſinnloß mit ihren groben Fäuſten ins Engelantlitz ſchlagen! „Nun iſt

tend angeſehen, denn — Er blickte in die Zukunft! — S. M. hatten daher ſtrenge Unterſuchung und Beſtrafung befohlen. Wie ſehr mußte jeder Bericht, der die mannigfaltigen Schuldigen freiſprechen ſoll-

---

es dahin! Nun iſt es verlohren!" würde ich weinend ſagen, wenn ich nicht auf den weiſen Unterſcheidungsblick Friedrich Wilhelms des Gerechten, und mehrerer ſeiner allerhöchſten Staatsbeamten — die ſchon lange vor dem Geſchrei jener Thoren die bürgerliche Freiheit menſchenfreundlich gründeten, — mit innigem Vertrauen rechnete. Aber — ich prophezeihe nochmals: „Dieſer Mord iſt nicht der letzte! — Er iſt wieder nur ein Anfang, wenn nicht jede bis dahin unternommene Auflehnung wider Geſetz und Recht nachdrücklich beſtraft, wenn nicht diejenigen, welche man willkürlich unterdrückte, — zum Schrecken der Empörer! — hinreichenden Erſatz erhalten. Hat man einmal das Deciſivvotum einem — inkompetenten — Tribunale zugeſtanden, ſo wird man auch die raſendſten Entſcheidungen deſſelben vertheidigen, oder doch beſchönigen müſſen, beſonders, wenn ſie (wie hier! —) jedesmal mit Frömmelei übertüncht werden. Die allerneuſten Erfahrungen beweiſen, leider! das Geſagte.

te, meinen Sohn und mich — ungerecht an- klagen! — Doch, der klarſehende Monarch hat uns ſeine ſchützende Gnade nie entzogen. Dem allverehrten Berl. Kammergericht wäre nichts leichter geweſen, als die Erforſchung aller Schuldigen und ihrer Anſtifter; denn ein gewiſſer Nölting aus Lübek, überzeugt, daß er wenig dabei wage, entblödete ſich nicht, an den Dekan mit einem frömmelnden Ein- gange zu ſchreiben: Auch er habe jenen Lärm zu erregen geſucht, weil es ihm mißfällig ſei, daß ein Kind auftreten wollen. ꝛc. Mehrere Profeſſoren fanden es ſehr unweiſe vom De- kan, daß er dies Schreiben den Univ. Gerich- ten übergeben habe. Ich, der ich ſechs und zwanzig Jahre lang auf und neben Univerſi- täten lebte, begreife das gar wohl! — Das Univ. Gericht protokollirte — ohne Anſtand! — Unwahrheiten und Schmähungen des Nöl- ting gegen meinen — ihm bloß von Anſehen bekannten — Sohn. Nächſtdem erklärte Nöl- ting: „Von der Noſtrif. Vorleſung wegzu- bleiben, ſei ihm und den Uebrigen: — nicht widerſtrebend genug! geweſen; denn ſie hät- ten eben dem Dr. Witte durch das Lärmen

die Luſt benehmen wollen, ferner Dozent zu ſein. Man muß geſtehen, das tiefe Böſe der Handlung kann nicht klarer dargelegt werden. Und was war ſeine Strafe? — Zwei Tage Karzer, d. h. zwei luſtige Tage (mit ſeinen Geſellen?) auf dem Zimmer, welches man: Karzer nennt. Sie tranken da wahrſcheinlich ein pereat! auf: Geiſt und Fleiß und gute Erziehung! — und ließen ihre Beſchützer hoch leben! — Wenn man ſonſt einen Unruhſtifter hat, ſo hat man alle! — Hier hatte man einen! aber — man war ſo human — gegen Ruheſtöhrer, daß man dieſe edlen Jünglinge nicht weiter beunruhigte. Doch noch mehr! Dem Gekränkten, an Ehre, Glück, Ruhe und Geſundheit böslich Beraubten, und ſeinem Vater, meldete man ſelbſt von jener geringen Strafe — nichts! — Denkwürdig iſt noch, daß dieſe erſte, arge, an böſen Folgen ſchwangere, muthwillige Uebertretung der Univerſ. Geſetze in einem von der Fak. der Rechtslehrer befohlnen Akte, unter ihren eigenen Augen, an dem Tage, faſt ungeſtraft! — geſchah, an welchem (wie verſichert wird,) S. M. der König die Univ. Geſetze durch

Seine Namensunterſchrift heiligte. Aber, meint der Leſer, Ihren Sohn hat man doch wohl edel behandelt, ihn recht ehrenvoll zum Dozenten erklärt, wohl gar etwas Außerordentliches für ihn gethan! ſchon um die Unverſchämtheit jener Widerſpänſtigen zu ſtrafen, weil man ſie ja ſonſt in ihrem Trotze beſtärkte. — Nichts weniger! Zwar war er de jure noſtrifizirt. (Der Dekan und Göſchen hatten es ihm ausdrücklich verſichert.) Doch aber wagte die Fak. am ſiebenundzwanzigſten Januar, es dem Herrn Miniſter nahe zu legen, daß er meines Sohnes Kollegia aus dem Katalog weglaſſe. Sie konnte nicht läugnen, daß ſeine lat. Vorleſung gut geweſen ſei. Die deutſche hatten alle Vernünftige, unter den Umſtänden! bewundert; und die Fak. ſelbſt kann ſie nicht tadeln, muß ſogar ſeinen Vortrag loben. „Was giebt ſie denn als Grund ihres ſonderbaren Verlangens an?“ fragt man. „Etwa wieder Ihres Sohnes Jugend?“ — Nein! denn das gebildete Berl. Publikum, gleich entfernt von kurzſichtiger Arroganz als von neidiſcher Boßheit! — hatte dieſe Ausflucht der gelehrten Herrn gar zu lächerlich

gemacht. Man hatte das: „ingenio et studiis, non aetate adipiscimur sapientiam! (Durch Geiſt und Fleiß, nicht durch Alter wird man verſtändig!) oft höhniſch wiederholt. u. ſ. w. „Nun, dann! — der Grund?“ — Es iſt unglaublich, aber, der tiefgelehrte Grund war: „die Studenten wollten es nicht!“ — Jener kleine — nicht edlere! — Theil der Studenten war alſo das Tribunal, deſſen Entſcheidung die Rechts-Fak. verehrte. Zweimal ſprechen ſie in dieſem Schreiben klar davon; und das eine mal berufen ſie ſich deshalb — gleichſam als Vorwurf, daß das Miniſterium ihnen nicht Folge geleiſtet — auf Aeußerungen der Art in ihrer Eingabe vom ſiebenten Januar. Auch ſuchen ſie mit neuen Lärmſzenen der Studenten zu ſchrecken, wenn der Herr Miniſter (den Geſetzen gemäß) etwa m. S. Kollegia leſen laſſen wolle. Am Ende ſchämen ſie ſich ſogar nicht, zu ſagen: „ſein Name im Katalog dürfe im auswärtigen Publikum ein nicht günſtiges Licht auf die Univerſität werfen.“ — Das iſt doch entſetzlich!! — Die Schande fällt freilich auf m. S. nicht! Aber — Rechtsgelehrte ſollten doch wiſ-

ſen, daß dies eine Injurie iſt. Und das hatten Göſchen und Schmalz mit unterſchrieben? — Und das ſandte man an ein K. Pr. Miniſterium unter Friedrich Wilhelm dem Gerechten? — Und das ließ man, um das Gethane zu beſchönigen, drucken? — als Rechtfertigungsgrund jener — Handlungen drukken?

Uns hielt der Dekan mehrere Wochen lang mit der Verſicherung hin, die Kollegia meines Sohnes kämen gewiß in den Katalog. Endlich erklärten Biedermänner uns, es ſei nicht ſo; denn ſie hätten in der Druckerei das Gegentheil gefunden. Ich ging ſelbſt hin — und ſie hatten recht. Nun ſtellten wir Schm. zur Rede. Er blieb bei dem Obigen. Ich ſagte ihm alſo, daß ich eben aus der Druckerei und von dem Prof. B. (der den Katalog beſorgt) komme, folglich das Gegentheil gewiß wiſſe. Da verſicherte er, ſtatt deſſen, was man ſchon weiß: er habe die Kollegia unmittelbar zum Miniſter geſchickt, denn — das ſei beſſer! — Wir wandten uns nun an dieſen. Am dreizehnten Feb. war m. S. bei dem Herrn Miniſter v. Schuckmann.

Ich fühlte längſt, daß mein Sohn pro-zeſſiren müſſe, um hier Kollegia leſen zu können; oder — zu reiſen gezwungen ſei; und wünſchte (aus Noth!) dies ſehr. Er aber ſehnte ſich zu leſen.

S. E. ſagten, die Studenten (die übrigens beſtraft ſeien) wären viel älter, als m. S. hätten gedient u. ſ. w. Wie er jetzt ſchon könne Profeſſor werden wollen! — M. S. erinnerte beſcheiden, daß er nur Privatdozent, nicht Profeſſor, zu ſein wünſche. S. E. entgegneten: „Sie müſſen mich nicht lehren wollen, welcher Unterſchied zwiſchen ꝛc. iſt; denn — ich ſtelle an! — M. S. wies dagegen nur ganz leiſe auf ſein Recht hin, ſo wie, daß der Herr Miniſter ſelbſt wohl nicht den 24 Ruheſtöhrern gegen ihn Entſcheidung erlauben, oder Recht geben werde. D. M. Warum haben Sie ſich noſtrifizirt? — Ich habe es ja nicht gewünſcht! — M. S. gab die vernünftigen Gründe dafür an. D. M. Haben Sie denn aber ein Zertifikat, daß ſie noſtrifizirt ſind? M. S. Nein! Denn der

Dekan hat mir geſagt: ich ſei es, und ein Zertifikat bekomme niemand. D. M. Aber die Fak. iſt ja in ihrem letzten Bericht dagegen, daß Ihre Kollegia in den Katalog kommen. — Ich wünſche daher nicht, daß Sie im nächſten halben Jahre leſen! — M. S. Aus Reſpekt für E. E. will ich dann das eine Kollegium gar nicht, und das andre privatissime leſen, wenn ich gleich dadurch ſehr an Achtung und Einkommen verliere. Nur muß ich bitten, daß beide in den Katalog aufgenommen werden, weil ich ſonſt proſtituirt bin, und meine Widerſacher dann mein Recht zertreten haben. D. M. Ich werde mir darüber noch berichten laſſen. M. S. bat unterthänigſt, daß er bald entſcheide, denn der Katalog ſei beinahe ſchon zum Abdrucke fertig! ꝛc.

Der Herr Miniſter nahm dieſe Bitte ungnädig auf, und äußerte ſich zugleich dahin, daß mein Sohn in Berlin für jetzt als Priv. Doz. nicht wohl bleiben könne.

(Hierdurch erfuhren wir übrigens zuerſt, daß die Fak. abermals heimlich einge-

kommen ſei, um meines Sohnes Vorleſungen aus dem Lekt. Katalog auszuſchließen.)

S. M. der König war gleich einer ſchützenden Gottheit ſtets geneigt, für m. S. zu wirken, und hatte deshalb auch jetzt einen Bericht des H. Miniſters verlangt, was für ſeine vollendete Ausbildung noch zu thun ſei.

Seine Exzellenz ſchlugen eine zweijährige gelehrte Reiſe mit einem jährlichen Reiſegelde von ſechshundert Thalern vor. Dies, und daß mein Sohn nicht ſo fort (den 1. März 1817) abzureiſen nöthig habe; — denn er blieb nun noch ein volles Jahr in Berlin! — wurde auf meine unterthänige und bittliche Vorſtellung an des Königs Majeſtät, huldreich von Demſelben genehmigt; außerdem geruhten Allerhöchſtdieſelben die fortdauernde Zahlung der früher ausgeſetzten fünfhundert und funfzig Thaler ausdrücklich als noch fortgehend zn bewilligen. Ein neuer Beweis des reinen Sinnes, der Gerechtigkeit und Gnade Seiner Majeſtät.

Was ich zuvor ſah, trat ein. Um die verübten Frevel zu beſchönigen, verläumdete

man m. S. entſetzlich. Bald nannte man ihn furchtſam und feig. Bald gab man es für Frechheit aus, daß er ruhig, ja ſogar frei vorgetragen habe, ungeachtet es die Studenten doch nicht hätten leiden wollen. Dort hieß es: Ja, gelehrt ſei er, unſinnig gelehrt! aber in Geſellſchaften ein Stock! — Hier dagegen: Sein Talent für die Geſellſchaft ſei nicht abzuläugnen, aber gelernt habe er wenig! Seine Diſſertation ſei nicht einmal gedruckt! (Doch, dieſe thörichte Beſchuldigung hat ja ſelbſt die Fak. ſich gegen ihn erlaubt, und konnte doch leicht wiſſen, daß es in Heid. geſetzlich ſtatt finden darf, in dieſem Falle aber ſo ſein ſollte, weil m. S. noch gelehrte Leſearten zu ſeinem Geſetze auf den Reiſen und in Berlin ſammeln wollte. Manche hatten ſich ſogar auf Thib. in Gött. berufen, m. S. ſei in der Math., und auf Sav. er ſei in der Jurisprudenz unwiſſend! Ich übergehe die andern Verläumdungen. Eine derſelben iſt aber für jeden Theilnehmenden beſonders wichtig: Sav. hieß es, habe geſagt: „m. S. ſei ſo ſtolz, daß er nicht unter den Studenten habe ſitzen wollen.“ Man muß geſtehen, für Studen-

ten konnte nichts Böſeres geſagt werden! Aber die Leſer kennen ja (von S. 467 her) das Wahre! — Sehr auffallend iſt es, daß kein Menſch als Sav. allein von der Sache etwas wiſſen konnte. Wie kam es alſo — als Anklage! — unter die Studenten?

Um ſich zu retten, mußte man denn auch auswärts verläumden. Das geſchah möglichſt in allen Zeitungen, und zwar meiſtens verkappt! — Man darf jene Aufſätze nur leſen, ſo fühlt man ſchnell, von was für Geſchöpfen ſie kommen. Um die Verläumdung: ſeine Arbeiten wären ſchlecht! zu Boden zu ſchlagen, und auf Verlangen großer Juriſten, ließ m. S. ſie drucken. Die Vorrede ſpricht über die ihm widerfahrne Behandlung ſchonend; angeſehene Männer haben dies anerkannt. Die Jur. Fakultät fand ſich aber doch gemüßiget, dagegen eine Schrift zu ſchreiben, die ich zur Ehre meines Sohnes, als ſeine ſchönſte Rechtfertigung, NB. mit einigen kleinen Aufklärungen und Berichtigungen hier wörtlich abdrucken laſſen würde, wenn es des Raums wegen möglich wäre. Indeß — ein andermal! — Das muß ich geſtehen,

wenn es wahr iſt, daß Herr v. Savigny ſie geſchrieben, ſo hat er dadurch ſeine Gewandheit bei verzweifelten Händeln beurkundet. Für den Beſſerwiſſenden klingt freilich vieles hohl! Beſonders iſt es lächerlich, daß der Verfaſſer es m. S. gern als etwas Schlimmes anrechnen mögte, daß er die ſeit Heid. aufgefundenen Leſearten der Lex. X. im Eingange nachgetragen hat. Die Heid. Jur. Fak. hatte ſpäter das Ganze verglichen; war aber ſehr erböthig, zu beſcheinigen, daß der Abdruck der Diſſ. wörtlich mit dem Originale übereinſtimme, weil — dieſer Eingang eigentlich zur Diſſ. ſelbſt nicht gehört. Das Letzte wußte Sav. gar wohl! deshalb wird er das Zeugniß der H. J. F. ganz in der Ordnung gefunden haben. Ich bedaure aber des Schreibers großen Kunſtaufwand, denn die gebildete Welt läßt ſich heut zu Tage nicht mehr gelehrten Sand in die Augen ſtreuen. Rechtlichkeit und geſunde Vernunft ſiegen.

Damit man indeß doch ſehe, wie der große Juriſt in Erlangen, Glück, über dieſe Arbeiten denkt, ſo laſſe ich ſein Schreiben an m. S. folgen. „E. W. haben mir mit Ih-

ren gel. Abh. aus dem Gebiete d. r. N. ein überaus ſchätzbares und angenehmes Geſchenk gemacht, wofür ich Ihnen meinen innigſten Dank aus der Fülle meines Herzens darbringe. Ich habe dieſelben, wie ich Sie aufrichtig verſichere, mit wahrem Vergnügen geleſen, und verehre Sie als meinen Lehrer, in deſſen trefflicher Schrift ich über manche Dunkelheit Aufſchlüſſe gefunden habe, die ich zu ſeiner Zeit zu benutzen nicht ermangeln werde. Sie dürfen vollkommen überzeugt ſein, daß jeder, der eine ſolche Arbeit zu würdigen weis, ſie mit Beifall aufnehmen, und Sie ermuntern wird, das Publikum bald wieder mit einer ſo gründlich durchdachten und belehrenden Arbeit zu erfreuen. Laſſen Sie mich fernerhin Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft empfohlen ſein, und erlauben mir noch, die innigſte Verehrung zu bezeigen ꝛc. Glück." Und — das ſchrieb dieſer ausgezeichnete Mann zu einer Zeit, wo mehrere, der von Berlin aus (zur Rettung!) beſtellten Rezenſionen ſchon erſchienen, andere aber beſtimmt zu erwarten waren.

Ganz wie Glück, urtheilte der — auch als tüchtiger Juriſt — bekannte Frh. v. Berlepſch. Perſönlich verſicherte er mich: er habe viel von m. S. gelernt, und werde es dankbar benutzen. Wie ſehr er den Jüngling achtete, den er als Kind ſchon geliebt hatte, beweiſet ſein Schreiben an mich. ⸗ ⸗ die Specimina einer ſeltenen Erudition J. H. S.s beſtätigen dasjenige, was bei ſeiner Kreation zum Dr. b. R. geſagt worden iſt. Er gehört zu den eleganten Rechtsgelehrten, welche in die Fußtapfen der berühmten Holländer fortwandelu. Ob dies noch jetzt von großem praktiſchen Nutzen ſei, iſt eine andre Frage. Ich würde Ihrem, mit ſo herrlichen Anlagen und Vorkenntniſſen ausgerüſteten, H. S. rathen, das Verfaſſungsrecht der Staaten, welche er auf ſeiner gel. Reiſe beſuchen wird, fleiſſig zu ſtudiren; demnächſt als ein zweiter Montesquieu in lat. Sprache ein jus publ. natur. et univ. zu ſchreiben; und damit ein in deutſch. Spr. zu ſchreibendes Verwaltungsrecht zu verbinden. Dieſe Arbeit, ein hohes Bedürfniß unſrer Zeit, giebt Ehre und Anſtellung, mehr als alles Privatrecht, das bloß ein Ausfluß

des öffent. Rechts, der Weltw., der Kultur und der Ziviliſation iſt, und es ſein muß. Ich empfehle ꝛc. Frh. v. Berlepſch.

Bei Gott, wenn ein Greis, der in gelehrten Arbeiten und in den erſten Staatsämtern grau geworden iſt, von einem ſechszehnjährigen Jünglinge ſo etwas ſchreibt, ſo muß dieſer wohl ernſte Beachtung verdienen! —

In Berlin erſchien das bekannte: Urtheil eines Unparth. üb. d. Benehmen der Berl. Jur. Fak. ꝛc. S. 5. heißt es: „Wo aber der Buchſtabe des Geſetzes ſo klar und deutlich ſpricht; wo der vorliegende Fall grade derſelbe iſt, den der Geſetzgeber ins Auge gefaßt hat; da wird man den Richter nicht allein verachten dürfen, wenn er dem Geſetze doch zuwider handelt, ſondern der Beſſere iſt bereit, das Verdammungsurtheil über ihn auszuſprechen S. 6. Kaſſation würde die unmittelbare Folge eines Verfahrens ſein, das es ſich herauszunehmen wagte, gegen den ausdrücklichen Inhalt der Geſetze zu handeln. S. 6. Iſt es weniger ſchreiend, wenn Lehrer von Rechtsſchulen, ꝛ ꝛ in dem Wege des Rechten ſo irre gehen, daß ſie ihren Jüngern mit dem

Beiſpiele des praktiſchen und, wie es ſcheint, privilegirten, Unrechts voranſteigen und ſie, ihnen zu folgen aufmuntern? Brodneid, Geldgeiz, Eiferſucht gegen Kollegen und alle Schliche, die mit dieſen beſagten Tugenden in Verbindung ſtehen, hat man deutſchen Profeſſoren ſchon längſt verziehen. S. 8. ‥ kann doch nicht ſo verderblich werden, als der auch nur einmal ausgeſprochene Grundſatz, die Geſetze öffentlich und auf eine ſträfliche Weiſe umgehen zu dürfen. Der Staat hat auf die Unverletzlichkeit der äußern Freiheit zu ſehen; der Schirm der Freiheit iſt aber das Geſetz. Die Verhandlungen bei der Habilitation des Dr. Witte verdienen wegen des groben Verſtoßes gegen alle rechtliche Form, den beſagte Fak. ſich dabei zu Schulden kommen ließ, daß ſie ans Licht gezogen werden. S. 10. Deſſen ungeachtet ſcheute ſich die Fak. nicht, ihn ſtillſchweigend, als ſei nie von einer Habilit. die Rede geweſen, (im Katalog) zu übergehen — ja ſpäterhin ſeinen Anſchlag ans ſchwarze Brett durch nichtige Gegenreden zu hintertreiben. S. 11. Es iſt nöthig, daß man das geſammte Deutſchland auf Rechtslehrer auf

merkſam mache, die das formelle Recht außer Augen zu ſetzen ſich nicht ſcheuen; damit das Publ. ſehe, in welchem Verhältniſſe das Privatleben dieſer Männer zu ihren Schriften ſtehe. S. 12. Hatte die Jur. Fak. zu Berl. ein Recht, nachdem die von ihr verlangten Aufgaben gelöſet waren, alſo alles geleiſtet war, was möglicher Weiſe von Seiten der Fak. erheiſcht werden konnte, dem jungen W. zu verſagen, ſeine Vorleſungen im Lekt. Verzeichniſſe anzuzeigen? ; Weder das Heil der Univ. noch des jungen Mannes durfte von ihnen in Betracht gezogen werden, wo es ſich nicht mit den rechtlichen Formen vereinigen ließ. Daß aber Rechtslehrer dieſe Begriffe ſo ſehr zu vermiſchen im Stande waren, muß jeden Juriſten befremden. S. 14. Das Heil der Univ. konnte nicht leiden, weil jedem Studirenden frei ſteht, ſeine Koll. nach Willkühr zu hören. Das Heil des j. Mannes hätten die H. H. Prof. füglich ihm ſelbſt überlaſſen ſollen; man wird es ihnen ſchwerlich Dank wiſſen, daß ſie ihre ; ; Abſichten ſo fühlbar werden ließen. S. 15. zeigt er, daß die Fak. durch das m. S. gegebene The-

ma ſchon deſſen Recht: Dozent zu werden, anerkannte. „Oder war das nicht ihre Abſicht, ſo hätte ſie ſich dadurch gleich anfangs eines Vergehens ſchuldig gemacht.“ S. 16. folglich geſteht die Fak. ein, daß die Studentenunruhen eine ſo magnet. Wirkung in dem Innern der H. H. Prof. hervorbrachten, daß u. ſ. w. „Alſo die Studenten ſind eigentlich die höchſte richterliche Behörde einer Univ. und der Senat nur die erſte Inſtanz, die ſich aber den Entſcheidungen des höhern Studententribunals willig fügt?“ — S. 17. Das iſt wohl die Blüthenzeit der Univ. wenn öffentliche Lehrer die zügelloſe Ungebundenheit einiger Studenten für einen höheren Ausſpruch, für Gottesſtimme erkennen, ſich aus dem Staube zu machen ſuchen, ſich nicht entblöden, einen jungen, ihrem Schutze anvertrauten Mann, preis zu geben? S. 18. Sah die Fak. ein, wie ſehr ſie ſelbſt durch das widergeſetzl. Benehmen der Studenten gefährdet ſei; misbilligte ſie das Betragen derſelben wirklich, und nicht bloß ſcheinbar; warum hat ſie es ſich denn ſpäterhin ſo angelegen ſein laſſen, die innerſte Willensmeinung der Studenten

zu erfüllen? — S. 19. Hatte die Fak. gleich vom Anfang an im Sinne, das (Koll.) Leſen des j. W. zu hintertreiben, ſo hatte ſie kein Recht, ihm ein Thema vorzuſchreiben; dann hat ſie ſich ſelbſt und die ehrwürdige Verſammlung zum Beſten gehabt; ihre Authorität auf immer erniedrigt, und den Habilitatakt in ein Hanswurſtſpiel verwandelt. Hat ſie ſich von der Studentenſentenz: vorſchreiben laſſen, ſo geſellt ſich zur Ungerechtigkeit noch Kraftloſigkeit und Inkonſequenz. Wird das, was die Studenten der jur. Fak. im Allg. Anz. bekannt zu machen gewagt haben, *) von Seiten der Fak. nicht gehörig gerügt,

*) Da es manche nicht wiſſen, ſo bemerke ich, daß die Finſterlinge ſchlau verordnet hatten, man ſolle ſchnell in öff. Blätt. die 22 bis 24 Störer der Ruhe in hundert und mehr noch verwandeln, um dadurch dem Publiko zu imponiren. Mehrere, die meinen Sohn innigſt liebten, mußten (er rieth ihnen ſelbſt dazu!) ihre Namen mit unterſchreiben, um öffentlichen Beſchimpfungen, Prügeleien und Duellen, womit man ihnen drohte, zu entgehen. Jetz wäre es im höchſten Grade leicht geweſen,

ſo muß man das Letzte annehmen." (NB. Es iſt nie gerügt worden!!! —)

---

die Schuldigen herauszubringen, denn die Unſchuldigen warteten nur auf eine Unterſuchung, um — jene Drohungen, und dadurch die Wahrheit, zu entdecken; aber die Fak. des Rechts that nichts. — Bei dieſer Gelegenheit betheure ich, es giebt auf faſt allen Univ. der vortrefflichen jungen Männer, welche Ruhe und Ordnung wollen, ſo viele, daß es leicht ſein würde, Unfugtreiber und ihre heimlichen Anſtifter — im Zaum zu halten, ohne daß dadurch die Geiſtesfreiheit, — welche vom ächten und tüchtigen Studiren allerdings untrennbar iſt! — im mindeſten gefährdet werde. Man darf nur das — ganze — Univ. Weſen lange und näher! kennen, ſo liegen die zu treffenden Einrichtungen wahrlich! nahe; denn ſie ſind einfach und natürlich. „Warum hat man ſie denn nicht längſt getroffen? — Weil gewiſſe Leute dagegen intereſſirt ſind, und gern halb und halb ein Staat im Staate bleiben wollen, folglich die einfache Wahrheit ſtets im falſchen Geſichtspunkte zeigen. — „Nun — welches ſind denn dieſe naheliegenden Mittel?" — Es iſt hier nicht der Ort, und ich habe nicht den Raum, ſie auseinander zu ſetzen;

Ueber die Schrift der Fak. ſagt der Verf. S. 23. Sie beſtätige ſeine Worte, denn die Fak. ſanktionire das Betragen der Studenten und fordre dadurch andre im ähnlichen Falle zur Nachahmung auf (S. meine Prophezeih. B. I. S. 526 und — die vielen ſeitdem eingetretenen Studentenunruhen, die ſich allmählig bis zum Gräßlichen geſteigert haben.) S. 23. Die Fak. habe den Brief des Nölting und das Protokoll als Beleg in eine gleiche Kategorie mit denen miniſt. Schreiben geſetzt, und dadurch gezeigt, wie ſehr der Wille eines Studenten ſie beſtimme, d. h. wie abhängig ſie von denen ſei, die ihr untergeordnet ſind.

---

aber — Eltern, Vormünder, und alle vorzügliche Jünglinge würden ſie ſegnen! Nein! ſchreit eine Heerde Profeſſoren — ſchon im voraus, Das geht nicht! denn — alsdann wandern uns die Studenten aus, und mit ihnen die vielen Louisd'ore. Auch dem könnte vorgebeugt werden! Ueberdies! — der Verſtändige läßt ja den Hefen gern ablaufen, wenn nur der Wein bleibt! — Dreihundert Studirende ſind dem Staate unendlich mehr werth, als dreitauſend Studenten! —

So laut dies alles ſpricht, mein Sohn konnte ſeine Kollegia nicht leſen. Doch S. E. der Herr Miniſter des Kultus ꝛc. wird dem unſchuldig Niedergedrückten ſeine Leiden ſicher großmüthig vergelten.

Meines Sohnes „abgedrungene Erklärung" bitte ich dringend, ſelbſt zu leſen. Sie iſt ſo höchſt beſcheiden, ruhig und gründlich geſchrieben, daß ſie (wie ſeine Enderklärung) ihm die Hochachtung und Liebe der erſten Staatsbeamten erworben hat. Beide Schriften waren nicht zu widerlegen! Sie mußten aber widerlegt ſein. Herr Schmalz ſchrieb daher als Privatmann gegen m. S., denn ſo machte es mehr Eindruck. Könnte ich doch ſeine Schrift: „Ueber d. U. e. Unp. über des Dr. „W. abgedrungene Erklärung," hier wörtlich abdrucken laſſen! — Sie ſtellt das Recht meines Sohnes, grade weil es ewig umgangen werden ſoll, ins klarſte Licht. Da ich m. S. aus der Ferne ſehr gebeten habe, dem Herrn Schm. beſcheiden zu antworten, ſo will auch ich nur wenig rügen. S. 8. ſagt Schm. „es exiſtirte noch kein Geſetz, nach welchem die

Fak. zu verfahren angewieſen worden, und proviſoriſch verfuhr ſie ganz nach eigener Autonomie.“ Es ſteht wahrhaftig ſo da, darum habe ich S. 498 geſagt: Herr Schm. müſſe ſeine früheren entgegengeſetzten Verſicherungen abſchwören. Um den allgemeinen Unwillen gegen die Fak. zu mildern, ſagt er S. 6. „Die Fak. habe ja nie über die Habilität entſchieden!“ Man leſe dieſe Worte des Dekans einer Rechtsfakultät ſelbſt, und erſtaune! H. K. G. R. Schm. will alſo nicht fühlen, daß das — eben entſetzlich iſt; weil ſie dadurch und durch das heimliche Entgegenwirken beim Herrn Miniſter verurſacht hat, daß meinem Sohne ſein Recht vorenthalten iſt, und daß er aus Berlin gehen mußte? — Von S. 7. bis zu Ende verwirrt er ſehr klüglich die Worte: Orig. und Brouillon der Diſſert. ungeachtet er mir ſelbſt geſagt hatte, daß m. S. ſeine Diſſert. gar nicht einzureichen, vielweniger bei der Fak. zu laſſen nöthig habe. (S. oben.) Das Ganze iſt im Grunde ein: „Bekenntniß!“ welches aber nicht ſo ausſehen ſoll, wodurch daher das Verübte und deſſen großer Nachtheil nicht

getilgt wird. Daß Herr Schm. S. 11. ſich rühmt, in der Diſſ. einige Sprachfehler verbeſſert zu haben, wovon er doch nur: imitavimus anführen kann, das bekanntlich Cicero gebrauchte — thut mir ſeinetwegen ſehr leid! denn jezt muß ich es ſagen, daß ich m. S. moral. zwang, das Anerbiethen des Herrn Schm. anzunehmen, weil er mir dagegen einwandte: „Habe ich mich ja irgendwo verſehen, ſo ſpricht Schm. es doch aus! — Und — beim Abdruck finde ich es ja ſelbſt.“ Die Enderklärung m. S.s zeigt die völlige Nullität der Schm. Schrift ſo gründlich und doch ſo beſcheiden, daß ſein Sieg über die Fak. allen Unparth. dadurch nur noch klarer einleuchtete, und ihm hohe Gönner erwarb. Sie enthält das (S. 537) erwähnte Zeugniß, (mit der von uns ausdrücklich verlangten Bemerkung.) Natürlich wagte damals keine Preuß. Zeit. das erwähnte Verfahren und die Schriften darüber, gerecht und wahr zu beurtheilen. Die Hall. A. L. Z. ſchwieg alſo! Doch Dabelow, deſſen Rezenſion nicht aufgenommen werden konnte, mag ſprechen:

Sie mahnen mich, H. H. D. wiederholt

um die verſprochene Rezenſion der Schrift Ihres Sohnes. Das iſt nun eine gar ſchlimme Sache! Längſt würden ſie ſolche geleſen haben, wenn ſie in eine gel. Zeit. in der Art hätte gebracht werden können, in welcher ſie doch erſcheinen mußte, d. h. in Verbindung mit der „ſchwächlichen" Apologie der Berl. Jur. Fak. Ich ſuspendirte in meinem vorigen Briefe mein Urtheil über die Sache. Aus einer gemachten eigenen Erfahrung, von welcher Sie bald mehr in den Zeitgenoſſen leſen werden, und aus den bittern Rezenſ., welche über Ihres Sohnes Schrift mir zu Geſicht gekommen ſind, bin ich nun ganz überzeugt, daß alle Kabale gegen ihn von einer berüchtigten civiliſtiſchen Klicke ausgeht, die gerne den großen Civiliſten des ſechszehnten Jahrhunderts nachäffen möchte, ohne von ihrem Geiſte, geſchweige denn von ihren Kenntniſſen in der Geſchichte und der Philologie auch nur den ſechzehnten Theil zu beſitzen; und die nichts neben ſich leiden will, als was zu ihren Nachbetern gehört. Einen ſolchen Nachbeter durfte man freilich in Ihrem Sohne nicht erwarten. Bei ſeinen mannigfaltigen Kenntniſſen

und ſeinem hellen Verſtande mußte er bald ſeinen eigenen Weg ſuchen und finden. Er würde uns bald mehr als ein paar Flicken aus Heineccius, neuaufgeſtutzt, zum Beſten gegeben, und keinen hiſtoriſchen Roman für Geſchichte, geliefert haben. So viel ich zu urtheilen vermag, dürfte er auch kein Küchenlatein geſchriebeu, ſondern dies den großen Civiliſten des neunzehnten Jahrhunderts überlaſſen haben.

Ich hoffe, mich über die Schrift Ihres Sohnes in einer eigenen Zeitſchrift erklären zu können, ſo bald ich nur erſt in Ruhe ſein werde. Gedulden Sie ſich bis dahin, und tröſten ſich mit dem Sprüchworte: Was lange währt, wird gut!

Aber, erlauben Sie mir die Frage: Welches wird die Lage Ihres Sohnes für die Folge ſein? Die Klicke iſt nun einmal in's Geſicht geſchlagen, denn in den Augen jedes Biedermannes ſteht ſie als: geächtet, da, und Ihr Sohn hat auf jeden Fall über ſie triumphirt! — Es bleibt ihr nichts übrig, als die Werke der Finſterniß fortzutreiben, wie ſie ſolche begonnen hat; und die Wortführer der

Parthei werden ihren Einfluß auf diejenigen zu behaupten wiſſen, die am Ruder ſind. Schmeicheln Sie ſich nicht mit dem Gedanken, daß die gute Sache doch endlich obſiegen müſſe; ich war in meinem vorigen Briefe auch dieſer Meinung, aber ich nehme jetzt das Geſagte zurück. Wir leben nicht mehr in der guten alten Zeit! Dies iſt genug geſagt! J. S. befindet ſich jetzt auf einer gelehrten Reiſe; aber was wird werden, wenn er zurückkehrt? — Ich fürchte, man wird ihn, (wenn er nicht auf das Univerſitätsleben von ſelbſt verzichtet, was mir ſehr leid thun ſollte!) auf eine Lehranſtalt hinwerfen, wo er ſich verzehrt und Luſt und Liebe zum akademiſchen Leben verliert. Der Vorwand wird ſich leicht finden; man braucht ja nur vorzuſpiegeln: auf kleineren Univerſitäten wären immer vorzügliche Gelehrten gebildet worden; in Berlin habe er doch ein Malheur gehabt u. ſ. w. Wegwerfende Rezenſionen werden auch das ihrige thun, oder — man ignorirt, was Ihr Sohn ſchreibt. Glauben Sie mir, der kräftige Menſch geht am erſten zu Grunde, wenn man ſeine Kraft lähmt; und ich kenne ſchon

mehrere junge Männer, die durch gelehrte Nichtswürdigkeiten aus ihrer Carriere herausgeworfen wurden. Verlohren muß der junge Mann auf jedem Fall gehn, wenn die gelehrte Kabale ſich mit Miniſtern aſſoziirt. Wir haben jetzt - faſt in einem Jahre - drei Fälle ſolcher Aſſoziationen, die wirklich etwas Unerhörtes in der Gelehrtengeſchichte ſind.

: : Es giebt jetzt Menſchen, die aller Schande den Kopf abgebiſſen haben. ꝛc.

Halle, d. 28. Jan. 1819. Dabelow.

Die eine von m. S.s Gegnern beſorgte Rezenſion erſchien in der Jen. A. L. Z. Merkwürdig iſt es, daß zwei Monate ſpäter der Red. derſelben H. G. R. u. Pr. Eichſtedt, als Direktor der lat. gel. Geſ. meinen Sohn, ohne ſein Zuthun, zum Ehrenmitgliede derſelben aufnahm Die gleiche Ehre widerfuhr ihm etwas früher von der Jen. mineralog. Sozietät. Die zweite Rezenſion des Schlages hat der Weſtphäliſche Ritter, H. Prof. Hugo fabrizirt, der vertraute Freund und Seelenverwandte des Herrn v. Sav. Sie ſpricht H.s Selbſtſucht und Unbeſcheidenheit ſehr ſtark aus. Aber — wem ſagt ſie dadurch etwas

Neues? — Selbſt Verehrer von ihm geben beide vorweg zu. Ihm mußte ein ſechzehnjähriger Dozent aus denſelben Gründen ein Gräuel ſein, als er es dem Herrn von Sav. war. Völlig unpartheiiſch ſpricht dagegen die Leipz. Lit. Z. Es ſchmerzt mich ſehr, dieſen ſo wahr, als ruhig; ſo gründlich, als fein geſchriebenen Aufſatz nicht abdrucken laſſen zu können. Er iſt offenbar von einem bekannten großen Juriſten, der das: amicus Plato etc. im Auge hatte, weil er, (ein edler Menſch!) Unrecht nicht ohne Schmerz anſehen konnte. Vor Gott betheure ich, daß der Aufſatz völlig ohne unſer Wiſſen erſchien. Zuerſt erinnert der Verfaſſer freundlich daran, daß mein Sohn ein Jahr zuvor in L. einen öffentlichen Beweis ſeiner Kenntniſſe der Rechtswiſſenſchaft gegeben habe. Später ſagt er: durch dieſe drei Aufſätze hat der Verfaſſer ſeine Einſichten in die röm. Rechtswiſſenſchaft bewährt. Die Schrift: Die jur. Fak. in B. u. d. Dr. W. zieht er treu aus, d. h. er legt ihre große Schwäche klar vor Augen. Aus der: Abgedr. Erkl. m. S.s erzählt er: „Der Dekan (Schm.) hatte ſogar dem Herrn Witte ſein

Wort gegeben, daß, wenn er den erforderlichen Leiſtungen Genüge thäte, er ihm für die Aufnahme ſeiner Vorleſungen in den Lekt. Katalog ſtehe. Die Fak. wird beſchuldigt, daß ſie die Sache nicht grade und offen, ſondern heimlich und hinter den Rücken des Verfaſſers habe zur Entſcheidung zu bringen geſucht."

Auch werden Zachariä's weiſſagende Worte: „obtrectationem aequalium, aemulorum invi„diam, optimatum superbiam (die Mißgunſt „derer, welche Ihnen gleich ſtehen; den Neid Ihrer Nacheiferer, u. d. Hochmuth der Höheren") bedächtig erwähnt. Aus dem Urtheile eines Unpartheiiſchen führt er an: „es ſei durch das Benehmen der Jur. Fak. zur höchſten Evidenz gebracht, daß nicht allein für Geſetzgebung (wie Sav. behaupte) ſondern auch für richterliche Entſcheidung nicht der Beruf in unſern Zeiten verſpürt werde. ꝛc. Die letzten Worte ſind: Wir haben nur treu erzählt, was geſchehen und geſchrieben iſt. Das Publikum mag urtheilen! —

Noch muß ich von Voß (in Halle) dem Meiſter in der Tagespolitik, reden. Er war lange Prof. extr. der Philoſ. Sein lautes Preiſen der damal. Verhältniſſe (m. ſ. ſ.

Schriften jener Zeit!) empfahl ihn in Kaſſel ſehr. Durch ein bittendes Schreiben an den gutmüthigen Woltär (damals Senior der Jur. Fak.) erreichte Voß zunächſt, daß man ihn zum Dr. juris machte. „Es könne doch einmal ſein Glück befördern!“ ſchrieb er an Woltär. Er hatte aber alles ſchon vorbereitet! — Durch einen Gewaltſtreich von Kaſſel her ward er ſchnell darauf zum Prof. juris mit ſechshundert Thalern Gehalt, und mit Sitz und Stimme in der Fak. ernannt. — Dies war zu arg! — Die Fak. ſchickte alſo ſein Schreiben, worin er geſtanden, „daß er vom Rechte nichts wiſſe,“ nach Kaſſel. Die Antwort war: „Von Sitz und Stimme in der Fak. könne weiter keine Rede ſein!“ Aber Prof. juris blieb er und die ſechshundert Thaler behielt er. 1817 benutzte er andre Konjunkturen! — Für meinen Sohn ließ ſich damals in der H. A. L. Z. nicht ſprechen.

Was that Voß? — In ſeinem Archiv f. d. n. Staatengeſchichte und Politik. (Man denke! — Darin erlogene Dorfklatſchereien! Aber — Herr Voß wußte

gar wohl, weshalb er ſie mit in die Staaten-geſchichte und Politik hineinzog!) ſchrieb er NB. überzeugt, daß ich hundert Meilen weit entfernt war, einen, viele Seiten langen Aufſatz gegen meinen Sohn und mich, der voll Unwahrheiten und Ehrenkränkungen iſt, um die Jur. Fak. in Berlin, die ſich aufleh-nenden Studenten, kurz, alles Verübte da-durch zu vertheidigen. Er erhielt um jene Zeit vierhundert Thaler Zulage! —

„De Vos was politſch!“

Ich habe treffliche Sachen übergehen müſ-ſen, kann mich alſo mit dieſem Spekulations-geſchreibſel nicht einlaſſen. Nur ſo viel da-von: Unbegreiflicher aber verächtlicher Weiſe zieht er meine Lebensverhältniſſe vor meines Sohnes Geburt mit Haaren herbei, und ent-ſtellt ſie ſo, daß mich vor ihm grauſet. „Dr. W. d. V. ſagt er, erhielt durch Gunſt der F. Kanzl. v. H. die Pfarre in L. 1) gerieth hier

---

1) Am 22. Dez. 95. war ich ſchon ernann-ter und ſchnell darauf: examinirter Feld-prediger bei Götz in Berlin. Später erſt konnte mir Fr. K. v. H. die L. Pfarre an-

bald mit ſeiner Wohlthäterin in ſkandalöſe Prozeſſe, 2) mit ſeinen Bauern in die größten Mishelligkeiten, 3) und durch beides in eine ſolche Lage, daß er für rathſam hielt,

---

tragen. Ich ſchlug ſie aber natürlich aus. Nach unzähligen Bitten und Thränen der Fr. K. gab ich ihren ſchönen Vorwänden endlich nach, jedoch nur unter Bedingungen; weil ich ſehr viel dabei aufopferte. An Gunſt (in dem Voſſiſchen Sinne) iſt alſo nicht zu denken! — Dies alles iſt aktenmäßig!

2) Jene Prozeſſe waren für mich, als keuſchen und rechtlichen Mann, nie ſkandalös, (S. d. Akten!) wären es aber für Fr. K. geworden, wenn ich nicht aus Zartgefühl, Papiere zurückbehalten hätte, welche ſie mehrfach verächtlich dargeſtellt haben würden. Sie wollte mir ſogar ihr Guth und ihr ganzes Vermögen ſchenken. Ich wieß aber alles zurück, weil ich in ihre Anträge nicht eingehen wollte. Sie war folglich nie meine Wohlthäterin!

3) Die Prozeſſe mit der Gemeinde hat Fr. K. erregt; ich habe darin, ſo wie in denen mit ihr ſelbſt, ehrenvoll obgeſiegt. Sie mußte zuletzt alle Prozeſſe aufheben und bezahlen.

ſeine Pfarre zu reſigniren, weil ſie ihm ſonſt wohl würde genommen worden ſein. 4)" — So viel Sätze ſo viel Verläumdungen! S. die Noten! — Daß ſich Voß vor Menſchen nicht ſchämt, begreiſe ich; aber — vor Gott ſollte er ſich doch fürchten, da er zwei unſchuldige Menſchen abſcheulich behandelt hat. So lade ich ihn denn hiermit vor Gottes Gericht! weil ich mich überzeugt halte, daß der Allgerechte ſeine (und jedes Andern) muthwilliges Zerſtöhren unſres Glückes, unſrer Ehre und

---

4) So etwas kann nur ein: Voß in Halle ſagen; da es bekannt und aktenmäßig iſt, daß alle meine Gegner, (die doch 7 Advokaten bezahlten,) verloren, ich aber gewann, ungeachtet ich meiſtens gar keinen, höchſtens einen, oft: „mir bloß zugeordneten" Advokaten hatte. Erſt als Fr. K. todt war, meine Gemeinde ihren Verführern fluchte, und mein Amt mir vollkommen ſicher war; als endlich mein Sohn täglich meinem Unterrichte mehr entwuchs, dachte ich daran, L. zu verlaſſen. Daß ich wegging, weil ich es — wollte, aber nicht eher als mir eine Königl. Pfarre geſichert war ꝛc. hat man oben geleſen.

Ruhe nicht ungeſtraft laſſen werde. Ihm, und ſeinen Verbündeten rufe ich ins Gewiſſen: Der Gerechte und Allmächtige lebt noch! und es kommt gewiß ein Tag, an welchem Er unſre heimlichen Seufzer, unſre verborgenen Thränen, unſre Kränkungen, und unſer zerſtöhrtes Glück an den Urhebern des allen rächen wird!

Jetzt, da das ganze Gewebe vor Augen liegt, mag die gebildete Mitwelt, ſo wie die weniger partheiiſche Nachwelt urtheilen, wie die Berliner Juriſten Fakultät in der Noſtrifikationsſache meines Sohnes gehandelt hat; eines Jünglings, der Niemand beleidigt hatte; an dem kein Makel haftete; den vielmehr die Edelſten — darum allein haßten ihn ja ſeine Neider! — allgemein achteten, liebten und zur Vollendung ſeiner Ausbildung förderten; eines Jünglings, der nie Schleichwege betrat, ſondern bloß durch angebohrne Kraft, durch naturgemäße Erziehung und Bildung, und durch ſteten Fleiß im Reiche des Denkens und Wiſſens vorzuſchreiten ſtrebte; eines Jünglings endlich, deſſen — bis dahin! — blühende Geſundheit, deſſen helles und ru-

higes Auge, und deſſen heiterer Sinn hohe äußere und innere Sittenreinheit beurkundeten, und bei welchem alles dieſes auf dem ſeltenen, aber — feſten Grunde einer gereinigten Gottesfurcht und-liebe gegründet war.

Ich, als tiefgekränkter Vater, erkläre hiermit, daß es Niemanden geglückt iſt, m. S. aus der Bahn ſeines Glückes, d. h. ſeiner Ehre, Ausbildung, Ruhe, Heiterkeit, Geſundheit, Lebensluſt, und Zufriedenheit mit Gott und Menſchen, herauszudrängen, als allein der Jur. Fak. in Berlin. Ich rede von den Rechtslehrern einer Univ. in der Reſidenz des gerechten Königs, umgeben von weiſen und unpartheiiſchen Staatsbeamten, deren höchſter Chef ein allverehrtes Muſter der Humanität iſt; von Männern, welche Jünglinge durch Lehre und Vorbild anweiſen ſollen, was recht ſei, und wie man es ausübe; von Rechtslehrern, welche am 25. Jan. 17. als Vorgeſetzte einen öffentlichen Akt, unter ihren eigenen Augen, (vor einer verehrungswürdigen Verſammlung) veranlaßt hatten; und es doch — beſchriebe-

nermaßen! — mit anſahen, daß ihr — ſein-ſollender — Schützling von etwa 24 Stöhrern der öffentlichen Ruhe beſchimpft, an der Ausführung ihres Auftrages gehindert, und vom Erwerben der damit verbundenen Rechte und Vorzüge abgehalten wurde.

Von Rechtslehrern rede ich, welche meinem Sohne ſein Recht — dreifach erhöht durch ſeine Geiſtesgegenwart am 25. Jan.! — nicht zukommen ließen, folglich — ihm alle damit verknüpfte Vortheile und Vorzüge raubten, und ihn in großen Kummer ſtürzten Von Rechtslehrern, welche den widergeſetzlichen — Richterausſpruch einiger wenigen trotzenden Studenten, (d. h. junger Leute, die erſt lernen ſollen, was recht iſt,) als gar wichtig beachteten, ohne die ſo naheliegenden — böſen Folgen eines ſolchen Verfahrens zu bedenken; Von einer Behörde, rede ich, welche ſich von ihren Untergebenen verſpotten ließ, und dieſe faktiſche Verſpottung ihrer ſelbſt vor einem Miniſter des gerechten Königs, ja vor dem ganzen Publiko entſchuldigte, um ihr eigenes —

— Benehmen damit zu rechtfertigen; von Rechtslehrern, welche keine Schuld an meinem Sohne finden konnten, (um ihm ſein Recht vorzuenthalten,) und ihm deshalb ſeine: Jugend, vorwarfen. Seine Jugend! — die ihm eben zur höchſten Ehre gereicht, die ihm nach den Geſetzen nicht entgegenſtand, und die ihn an jenem wichtigen Tage nicht hinderte, mit der Beſonnenheit, Kraft und Geiſtesgegenwart eines erfahrnen Mannes zu handeln. Von Rechtslehrern, welche — ſelbſt nach dieſem, das Geiſtesalter meines Sohnes gültig beweiſenden Auftritte! — nicht einſehen wollten, daß ſie ihm Hochachtung; ſeinen Neidern Brechung ihres böſen Willens, und der ganzen Jünglingswelt eine Veranlaſſung zur Nacheiferung ſchuldig ſeien. Von Rechtslehrern, die über Kränkung des Rechts eines Dritten ſchreiben, als wäre von einer unbedeutenden Kleinigkeit die Rede: die alſo vergeſſen, daß das Recht jedes Menſchen, — ſelbſt des Miſſethäters! — etwas Hohes, Heiliges, und Unantaſtbares iſt. Von Männern rede ich,

die nicht erwägen wollten, daß mein Sohn ſich in kein, dem muthwillig zugefügten Unrechte unzugänglicher ſeinſollendes Aſyl flüchten konnte, als wohin ſie ſelbſt ihn beſchieden hatten: in die Mitte ſämmtlicher hieſigen Rechtslehrer. Von bejahrten Perſonen rede ich, die noch heute nicht zu begreifen ſcheinen, daß in allen ſeit zwei Jahren hier und auf ſo vielen Univerſitäten vorgefallenen Widerſetzlichkeiten und Auflehnungen gegen Geſetze, Recht, Ordnung und Sitte nur eine und dieſelbe Tendenz iſt, nämlich: mit roher Gewalt durchzuſetzen, was Unwiſſenheit, Selbſtſucht, Eigenſinn, Stolz, Neid, falſche Aufklärung und Schwärmerei dekretirt haben. Von Männern rede ich, welche, ſtatt den Sieger über die Chikanen, edel zu beloben, ihm ſeine Laufbahn zu verſperren ſuchten, u. dadurch veranlaßten, daß er — zu früh! — Berlin verlaſſen mußte; Berlin, wo treffliche Jünglinge von ihm lernen, und erhabene Greiſe väterlich für ihn ſorgen wollten; Berlin, wo die liebenswürdigſten Familien ihn gern bei ſich ſahen; wo er ſelbſt bis zu den

Allerhöchſten Perſonen hin Achtung und Wohlwollen genoß, und wo ſeine — durch ſie gebeugten — Eltern, bis dahin in allem Erwähnten ihren einzigen Lohn fanden. —

Der ſchuldloſe, aber ſchwer Beleidigte lebt jetzt durch Seiner Majeſtät Gnade in Rom. Daß der Herr Miniſter von Humboldt recht hatte, er gebrauche jährlich wenigſtens elfhundert Thaler, hat ſich bewährt; denn ob er gleich faſt beſtändig zu Fuße ging, ſo hat er doch bei dem fortwährenden Reiſen, und um alles ihn Anziehende zu ſehen ꝛc. mehr als zwölfhundert Thaler verbraucht. Sechshundert Thlr. erhält er aber nur; folglich hat er ſich, und mich in einen Abgrund von Sorgen ſtürzen müſſen. Schuldloß und rein verließ er mich bei Wien. In Turin trug er noch den Abdruck des Edlen an ſich. Von daher erhielt ich das letzte Urtheil über ihn. S. E. der Graf von Truchſes-Waldburg ſchreibt mir nämlich: „Ihres Herrn Sohnes perſönliche Bekanntſchaft hat völlig dem Bilde entſprochen, welches ich mir von ihm entworfen hatte. Seine Beſcheidenheit und An-

ſpruchloſigkeit erhöhen den Werth ſeiner ſeltenen und ſo früh entwickelten Geiſtesgaben. Wie gern hätte ich ihn länger bei mir geſehen! — aber er eilte dem klaſſiſchen Boden zu; und verſprach, bei ſeiner Rückkehr länger bei mir zu verweilen.“ Möge er nicht durch jugendliche Unerfahrenheit und Unbedachtſamkeit um Geſundheit und Leben gebracht, nicht durch Wolluſt, Wein, Spiel, und wie die in Italien lauernden Verführer alle heißen, verderbt werden! — Wir Eltern beten täglich dagegen zu Gott und warnen unſern Liebling. Aber — wenn es geſchieht, dies mögliche Ereigniß! ſo wird es Tauſende, — dann vielleicht ſelbſt ſeine bisherigen Verfolger! — betrüben. Ich aber lege für den Fall alles Unglück auf die Seele derer, welche ihn — ohne Recht dazu! — aus ſeinem — ſorgfältig für ihn berechneten — Wirkungskreiſe drängten, und ihn dadurch zwangen, — ſo früh ſchon! — allein in die weite Welt hinaus zu fliehen. — Sage aber niemand, wenn ja alles glücklich gehen ſollte, als Entſchuldigung Jener: Gott hat es ſo haben wollen! Nein! — denn damit könnte man auch die phariſäiſchen Geſetzlehrer in Je-

ruſalem, damit beſonders die Unverſtändigen, welche auf der Phariſäer Geheis ihr: „Kreuzige ihn!“ (den Unſchuldigen) riefen, vertheidigen. — Gott wird ihn indeß beſchützen! — ſo hoffe ich! Er wird ihn durch ſeinen ſichtbaren Stellvertreter in unſerm Volke, und durch deſſen weiſe und unpartheiiſche Miniſter für alles Erduldete großmüthig entſchädigen! — Darauf vertraue ich mit Ruhe! —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt in Berlin unter den Augen des Verfaſſers.

uchbinderei
. Pantele
Massenhaus
08165/8012

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Witte, Karl Heinrich Gottfried,

Karl Witte oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben ein Buch für Eltern und Erziehende ; in zwei Bänden

Bd.: 2

Leipzig (1819)

Biogr. 1251-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068049-2